

Alexandre Dumas



Drei starke Geister

Drei starke Geister.

Von

Alexander Dumas

In's deutsche übertragen

von

Ludwig Fort.



Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comtoirs.
1850

Inhaltsverzeichnis

Drei starke Geister.

Erster Theil.

Einleitung.

I.

II.

III.

IV.

Erstes Kapitel. Der Nicolas.

Zweites Kapitel. Der Kranke.

Drittes Kapitel. Der Bettler.

Viertes Kapitel. Ein zu spät kommendes Bekenntnis.

Fünftes Kapitel. Die Wahrheit.

Sechstes Kapitel. Felician Pascal.

Siebentes Kapitel. Blanka.

Achtes Kapitel. Blanka's Geheimnis.

Neuntes Kapitel. Robert.

Zehntes Kapitel. Was Friedrich in Paris wollte.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel. Erzwungene Geständnisse.

Zweites Kapitel. Kindische Plauderhaftigkeit.

Drittes Kapitel. Roberts Liebe.

Viertes Kapitel. Ja und Nein.

Fünftes Kapitel. Ein unerwarteter Besuch.

Sechstes Kapitel. Valery.

Siebentes Kapitel. Die Ordination.

Achtes Kapitel. Die Kraft des Guten und die Kraft des Bösen.

Neuntes Kapitel. Die physische Kraft.

Zehntes Kapitel. Der Adel legt Verpflichtungen auf.

Elftes Kapitel. Schluß.

Erster Theil.

Einleitung.

I.

An der Straße nach Nimes, bei der Brücke über den Gard — die man, im Vorbeigehen gesagt, mit Unrecht eine Brücke nennt, da es eine Wasserleitung ist, in der aber nichts, selbst kein Wasser mehr fließt — eine Viertelstunde ehe man an den Fluß und mithin an diese Brücke kommt, liegt ein freundliches Dörfchen, mit Namen Lafou. Wer etwa die Brücke über den Gard besucht, was ich Jedem rathe, der kehre zum Frühstück in dem Dörfchen Lafou ein. Es hat nur ein einziges Wirthshaus und man kommt daher nicht wegen der Wahl in Verlegenheit; aber man wird hier eben so gut und selbst besser bedient, als wenn eine Concurrenz zwischen mehreren Gastwirthen stattfindet. Man wird in ein großes Gastzimmer geführt, dessen Tapete die merkwürdigsten, mit ziegelrother Staffage von Menschen und Thieren belebten Weltansichten darstellt; man sieht hier die Statue Peters des Großen in St. Petersburg, den Westminsterpalast in London, die Börse von Paris, den Porzellanthurm in Peking, eine Tigerjagd, den Tod des Capitain Cook und das Grab des Kaisers in St. Helena. Geschichte, Denkmähler, Poesie, nichts fehlt hier; Alles ist auf einem rosenrothen Grunde gemalt und wird von blauen Bäumen beschattet. Was aber noch besser sein wird, als dies Alles, obgleich es, wie ich glaube, schon sehr amüsant ist, wenn man lachen kann, indem man die Wände betrachtet, das ist das Frühstück, das man bekommt und das ein- für allemal aus folgenden Gerichten besteht: ein Schweinsfuß mit Trüffeln, Liebesäpfel mit Eiern oder Eier mit Liebesäpfeln, Erdbeeren im Sommer, Feigen, Mandeln, Rosinen und Haselnüsse im Winter, dazu eine Flasche ausgezeichneten starken Wein, mit einem Parfüm wie Alicante; und wenn man dann fragt, was man für diesen Schmaus schuldig ist, so erhält man zur Antwort: drei Franken! Man hat also hier für drei Franken besser gefrühstückt, als für fünfzehn Franken in Paris!

Leider sind es nicht diese erfreulichen Bilder, die Erinnerungen von einer Reise, die ich vor Kurzem durch jene Gegend gemacht habe, die ich dem Leser in der nachstehenden Erzählung vorführen werde; es ist eine sehr traurige, sehr Unglückliche Geschichte, die ich erzählen will und deren Schauplatz das Dörfchen Lafou war.

An einem heiteren Abende des Monats April 1825 wanderte ein noch junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren, mit offenem, heiterem und sanftem Gesicht, allein auf der erwähnten Straße von Nimes nach der Gardbrücke zu. Es hatte eben sieben Uhr geschlagen, und der, in einen schwarzen Oberrock, ein ächtes Reisebeinkleid von grauer Leinwand, nebst einer Mütze von Zwillich gekleidete junge Reisende schritt rüstig, mit der einen Hand sich den Schweiß vom Gesicht trocknend und mit der andern den Reisestock schwingend, vorwärts.

Bald hatte er die ersten Häuser des Dörfchens Lafou erreicht, und zugleich griff er in die Tasche, zog eine Briefftasche hervor, nahm aus dieser einen Brief, den er in der Hand behielt und

ging dann auf einen, vor seinem Hause stehenden Landmann zu.

»Könnt Ihr mir nicht sagen, Freund,« redete er ihn im rechten pariser Dialect an, »wo Herr Raynal der Pfarrer von Lafou, wohnt.«

»Eben ging Herr Raynal hier vorbei,« antwortete ihm der Bauer mit sehr deutlichem südlichem Accent und indem er die rechte Hand ausstreckte; »kaum kann er sein Haus erreicht haben. Er wohnt dort in dem kleinen, an die Kirche angebauten Häuschen.«

Der junge Mann dankte für die erhaltene Auskunft und ging auf das bezeichnete Haus zu.

Er hatte nicht weit zu gehen, denn das Dorf ist nicht groß.

Das Haus des Pfarrers, das, wie der Bauer gesagt hatte, an die Kirche stieß, bestand aus einem Erdgeschoß, dem ersten Stockwerk und einer Art Dachboden. Es theilte mit dem Gottesacker den hinter der bescheidenen Kirche liegenden Raum.

Es ist nicht nöthig zu erwähnen, daß dieser Gottesacker nicht groß war, und daß zu dieser Tagesstunde die Kinder aus dem Dorfe in demselben spielten.

Ich habe es sehr gern, wenn ich in einem Dorfe die Kinder auf dem Gottesacker spielen sehe. Der Tod behält dadurch noch Einen gewissen Anschein von Leben, und wenn der Lärm, den sie machen, den Schlummer der Ruhenden stört, so muß ihnen dieses, durch unschuldige, frische Stimmen verursachte augenblickliche Erwachen angenehm sein, denn es erinnert sie an die glücklichsten der auf der Welt verlebten Jahre.

Unser Reisender zog ehrerbietig die Mühe vor der Ruhestätte der Todten, stieg dann die beiden Stufen vor der grau angestrichenen Hausthür hinauf und klopfte mit dem an derselben befestigten Hammer an.

Eine alte Frau öffnete ihm.

»Wohnt hier Herr Raynal?« fragte der junge Mann.

»Ja, mein Herr,« antwortete ihm die Alte.

»Kann ich ihn sprechen?«

»O ja.«

Die Dienerin verschloß die Thier wieder und ließ den Reisenden in ein Zimmer des Erdgeschosses treten, welches dem Pfarrer als Speisezimmer diente.

Hier saß an einem Tische, auf dem ein sehr bescheidenes Abendessen stand, der Pfarrer Raynal, ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, dessen ruhig blickendes Auge Rechtschaffenheit und ein reines Gewissen verrieth. Seine Mahlzeit bestand aus einem Eierkuchen und aus einem Hühnerviertel. Seine alte Haushälterin, Toinette, stand am Fenster, bereit, ihren Herrn zu bedienen, sobald er etwas bedurfte. Ihre Kleidung bestand aus einer Haube mit breiten Flügeln und aus einem Kleide von gelbem Zeuge mit röthlichen Blumen, und sie war beschäftigt Wäsche auszubessern, als der Reisende geklingelt hatte. Seit zwanzig Jahren, die sie schon bei Herrn Raynal zubrachte, war sie gewohnt, in seinem Zimmer zu arbeiten, während er speiste. Es ging auf diese Weise keine Zeit verloren und sie unterhielt sich mit dem Pfarrer von allerhand Dingen, welche Gegenstand des Gesprächs zwischen einem braven Priester und einer braven Frauensperson sein können.

Der junge Mann begrüßte Herrn Raynal, welcher Aufstand, um ihn zu empfangen; aber der Angekommene bat ihn« sich nicht stören zu lassen und übergab ihm den Brief, den er in der Hand hatte.

»Ich bin beauftragt, Ihnen dies hier zu übergeben, Herr Pfarrer,« sagte er, während sein Blick

mit einem Ausdruck von Ehrerbietung, der einige Aengstlichkeit beigemischt war, auf dem Gesicht der Priesters ruhte, der den Brief aus dem Couvert zog.

»Nehmen Sie doch Platz,« sagte Raynal, ehe er anfang, das Schreiben zu lesen; als er jedoch die Augen auf die ersten Worte desselben geworfen hatte, blickte er den Ueberbringer an und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

»Dieser Brief ist von meinem Bruder?«

»Ja« lieber Oheim.«

»Und Sie sind also..-.«

»Jean Raynal, der Sohn Ihres Bruders und Ihr Neffe.«

»So komm an mein Herz, junger Mann!« rief der Pfarrer, indem er aufstand und seinen Neffen umarmte.

Die alte Haushälterin, welche Zeugin dieser Scene war und die seit zwanzig Jahren Jeden gesehen hatte, der zu ihrem Herrn gekommen war, betrachtete staunend den großen Menschen, der ihr noch nie zu Gesicht gekommen und den der Pfarrer seinen Neffen nannte.

»Sie haben also einen Bruder?« sagte sie im vertraulichen Tone zu dem Geistlichen.

»Ja wohl, liebe Toinette.«

»Aber Sie haben mir nie etwas davon gesagt?«

»Weil mein Oheim glaubte, er habe meinem Vater etwas vorzuwerfen,« erwiderte Jean, »und da mein Oheim ein Mann von so edlem Herzen ist, so zog er es vor« gar nicht von diesem Bruder zu sprechen, als etwas Nachtheiliges über ihn zu sagen. Ist's nicht so, lieber Oheim?«

»Was für ein hübscher Mensch Du bist! wie freut es mich, Dich kennen zu lernen! Komm, umarme mich noch einmal! Was macht Dein Vaters was ist aus ihm geworden? wo lebt er? wie befindet er sich? Beantworte mir schnell diese Fragen, lieber Junge! Ja, es ist heute ein glücklicher Tag für mich, es ist mir schon Alles nach Wunsch gegangen.« i

»Lesen Sie den Brief, lieber Oheim; er wird Ihnen Alles was Sie zu wissen wünschen, besser sagen als ich.«

»Du hast Recht,« erwiderte der Pfarrer, indem er den Brief, den er auf den Tisch gelegt hatte, wieder nahm. Mit lauter Stimme las er Folgendes:

»Mein lieber Valentin!

»Mein Sohn Jean hat sein einundzwanzigstes Jahr erreicht, und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwartet habe, um ihn Dir vorzustellen. Ich rechnete auf ihn, um unsre Aussöhnung herbeizuführen, und ich wünschte, daß er in dem Alter war, wo man Alles sagen und Alles verstehen kann; er sollte die lebende Entschuldigung des Unrechts sein, dessen ich mich früher gegen unsren Vater schuldig gemacht habe. Er ist ein guter, braver Mensch, der etwas gelernt und mir stets Freude gemacht hat, und der, wie ich hoffe, auch indem lyoner Handlungshause, in das ich ihn sende, seinen Posten ausfüllen wird. Was mich betrifft, mein lieber Valentin, so hat mir Alles über mein Erwarten geglückt, und unsre Trennung allein hat einen Schatten von Betrübniß auf mein Leben geworfen. Indessen hoffte ich, daß ein Tag kommen werde, wo Du mir verzeihen würdest, und jetzt habe ich deshalb keinen Zweifel mehr. Jean wird mir unverzüglich das Resultat seines Besuchs melden und ich hoffe, ehe zwei bis drei Monate vergehen, Dich in meine Arme schließen und Dir selbst sagen zu können wie sehr ich Dich liebe.

»Dein Bruder

»Onesimus Raynal.«

»Dies ist Alles, was mein Vater geschrieben hat?« fragte Jean.

»Es ist Alles,« antwortete der Pfarrer, indem er ihm den Brief reichte.

»Dann bat er mir Vieles Ihnen zu sagen und Ihnen Vieles mir mitzutheilen überlassen.«

»So sprich« mein Sohn« sprich!«

»Zuerst« lieber Oheim, bitte ich Sie, mir den Grund Ihres Zerwürfnisses mit meinem Vater zu erzählen.«

»Gut, höre mich an, lieber Jean. Onesimus sagt mir, daß Du im Stande bist, Alles zu verstehen, ich werde Dir also nichts verschweigen. Vor zweiundzwanzig Jahren war unser Vater in Folge schlechter Geschäfte, die er gemacht hatte, ruiniert; aber es zeigte sich für Onesimus eine Gelegenheit, ihm wenn auch nicht zu dem verlorenen Vermögen wieder zu verhelfen, aber doch zu den Mitteln, um seine Umstände wieder zu verbessern. Diese Gelegenheit war die Verbindung mit einem Mädchen, die ihm ihr Vater mit einem Vermögen von zweimal hunderttausend Livres zur Frau geben wollte. Aber leider hatte sich Onesimus in ein andres Mädchen verliebt, und alle unsere Vorstellungen vermochten nicht, ihn von dieser Liebe abzubringen. Er wollte die Geliebte heirathen, obgleich sie nichts besaß und auch er arm war. Mein Vater verbot dem Bruder sein Haus und ich mußte schwören, daß ich ihn nie wiedersehen wollte. Ich leistete diesen Eid, obgleich der Stand, für den ich mich bestimmt hatte, es mir hätte verbieten sollen. Ich hatte Theologie studiert und ein Jahr nach der Verheirathung meines Bruders, die wir durch sein Nachsuchen und des Vaters Einwilligung erfuhren, wurde ich Priester. Mein Vater zog zu mir, lebte noch sechs Jahre und ging zu Gott, ohne seinem Sohne verziehen zu haben, so sehr ich mich auch bemühte, ihn dazu zu bewegen. Wohin sich Onesimus gewendet hatte, was aus ihm geworden war, habe ich nie erfahren, und während ich in meinem Herzen die Liebe bewahrte, die ich ihm als meinem Bruder schuldig bin, und ihm die Verzeihung angedeihen ließ, die ich für meine Christenpflicht hielt, bemühte ich mich vergebens, Erkundigung über ihn einzuziehen. Indessen verging kein Tag, ohne daß ich den Himmel bat, mir Aufklärung darüber zu geben und jedenfalls meinem Bruder das Glück zu gewähren, das ich ihm wünschte. Jetzt weiß ich, warum er schwieg und ich mache ihm nur deshalb einen Vorwurf, daß er so lange hat glauben können, ich zürnte ihm noch, und daß er es so lange verschoben hat, Dich zu mir zu senden. Dies ist Alles, was ich Dir mitzutheilen habe, lieber Jean, und ich erwarte nun, daß Du mir erzählst, wie es meinem Bruder in dieser langen Zeit ergangen ist und wie er sich jetzt befindet.«

»Mein Vater hat mir immer den Grund Ihrer Trennung verschwiegen,« entgegnete der junge Mann; »ohne Zweifel in der Furcht, daß sich dadurch wider meinen Willen die Achtung vermindern möchte, die ich meiner Mutter schuldig bin. Von Zeit zu Zeit jedoch erwähnte er eines Bruders, über den er, ich weiß nicht auf welchem Wege, Nachrichten einzog. Er sprach immer von diesem Bruder, nicht allein mit Liebe, sondern auch milder Hochachtung, die man einem edlen, frommen Manne schuldig ist. Ich erinnere mich, denn so etwas gräbt sich tief in das Gedächtniß der Kinder ein, daß ich und meine Mutter während meiner ersten Kinderjahre oft schlimme Zeit hatten. Mein Vater war oft auf Reisen; er war in einem Handlungshause angestellt und hatte einen sehr mäßigen Gehalt, so daß wir fast in steter Bedrängniß lebten, aber meine Mutter, eine gute, vortreffliche Frau, arbeitete Tag und Nacht und erzog mich mit einer solchen Sorgfalt, als man einem Prinzen widmet. Sie aß trockenes Brot, aber ich erhielt bessere Nahrung und wurde gut gekleidet. Sie und mein Vater liebten mich mit der größten Zärtlichkeit. Ich war ihr Trost, ihre Hoffnung und ihre moralische Stütze; ohne mich würden sie vielleicht der Last

ihrer Leiden erlegen sein.«-

»Armer Bruder!« sagte der Pfarrer gerührt. »Fahre fort, lieber Jean, fahre fort, denn ich sehne mich danach, von Dir zu erfahren, wann Gott ihn für alle diese Prüfungen entschädigt hat.«

»Mein Vater betrug sich so gut, er gewann so sehr das Vertrauen des Hauses, für das er reiste, daß er nicht allein nicht wie ein gewöhnlicher Commis behandelt wurde, sondern daß man ihm einen Antheil am Geschäft gab, so daß er nach einigen Jahren eine hübsche Summe zurückgelegt hatte. Sein Prinzipal gab ihm hierauf den Rath, sich in der Provinz zu etablieren, fügte als Darlehn eine Summe von zehntausend Franken hinzu und wir zogen nach einer kleinen Stadt, wo mein Vater ein Geschäft anfang und dabei fortwährend mit dem Hause in Verbindung blieb, dem er Alles zu verdanken hatte. Der Himmel war uns günstig, das Geschäft hatte einen guten Fortgang und mein Vater erwarb ein kleines Vermögen. Ich kam auf die Schule, wo ich einen guten Unterricht genoß, der mich fähig machen sollte, in jedem Stande fortzukommen, den ich wählen würdet aber ich hatte von jeher den Gedanken, daß ich den Stand wählen müsse, dem mein Vater das zu verdanken hatte, was er war, und ich wünschte in die Dienste des Hauses zu treten, das meinen Vater unterstützt hatte. Ich bin also gegenwärtig Reisender bei Herrn Roussel und Compagnie, und als ich vor vierzehn Tagen eine Reise antreten wollte, schrieb mir mein Vater, das Erste was ich zu thun hätte, nachdem ich die Geschichte, mit dem Lyoner Handlungshause, mit dem wir in Verbindung stehen, abgemacht hätte, müsse sein, mich im Dorfe Lafou, in der Nähe von Nimes, nach dem Pfarrer Raynal zu erkundigen, ihm den Brief, den er mir überschickte und dessen Inhalt mir unbekannt war, zu übergeben, ihn dreist meinen Oheim zu nennen und ihm Alles mitzutheilen, was ich Ihnen erzählt habe.«

»Du siehst mein Sohn, der Himmel verläßt keines seiner Geschöpfe ganz, und Fleiß und gutes Betragen erhalten früher oder später ihren Lohn. Toinette, bringe das Parterrezimmer unter dem meinigen in Ordnung, denn Jean wird ohne Zweifel einige Tage bei uns bleiben und er soll in diesem Zimmer wohnen. Dann besorge uns auch eine gute Flasche Wein und Zwieback.«

Toinette verließ das Zimmer.

»Ich danke Ihnen, lieber Oheim,« sagte Jean, »aber ich muß Sie schon morgen früh oder eigentlich schon in dieser Nacht wieder verlassen, denn ich muß bei guter Zeit wieder in Nimes sein, wo ich noch eine Zahlung in Empfang zu nehmen habe, ehe ich nach Montpellier abreise. Ich bin von Nimes zu Fuße hierher gekommen und werde wohl auch den Rückweg zu Fuße machen müssen. Es ist aber ein starker Marsch.«

»Nein, Du sollst reiten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe ein Pferdchen, auf dem ich meine kleinen Touren in der Gegend mache. Ich empfehle Dir nur, nicht zu viel von ihm zu verlangen, denn das gute Thier ist gewöhnt, sich Zeit zu nehmen und nur im Schritt zu gehen, da ich, wie Du denken kannst, nicht der beste Reiter bin. Ich gebe es Dir auch nicht, damit Du Zeit ersparen, sondern nur, damit Du nicht müde werden sollst.«

»Aber was soll ich mit dem Pferde anfangen, wenn ich nach Nimes komme?«

»Weißt Du die Straße des Arènes?«

»Ja wohl.«

»In dieser Straße wohnt ein Bäcker, Namens Simon. Diesem übergieb das Pferde er schickt es mir morgen oder übermorgen zurück, was er schon oft gethan hat.«

»Gut, das werde ich thun.«

»Sieh,« sagte der Pfarrer, indem er aufstand und aus dem offenen Fenster zeigte, »Du gehst über den kleinen Hof und öffnest die Thür, die Du dort links siehst, das ist Coquets Stall. Mein Pferd heißt nämlich Coquet. Du sattelst und zäumst ihn, setzest Dich darauf und reitest aus der andren Thür fort, die auf das Feld führt. Auf diese Weise störst Du Niemanden, denn wir, Toinette und ich, schlafen bis sieben Uhr. Und jetzt, da wir dies Alles in's Reine gebracht haben, umarme mich noch einmal, mein lieber Junge, denn ich kann es nicht beschreiben, wie glücklich ich bin, Dich zu sehen. Wir wollen noch von Deinen Eltern und von Dir sprechen.«

Jean umarmte seinen Oheim und sie begannen dann ein Gespräch über seine Familie. Bald darauf erschien Toinette und brachte die verlangte Flasche nebst etwas Backwerk.

»Du bleibst zwar jetzt nur einige Stunden bei mir,« sagte der Pfarrer, indem er sich niedersetzte und Jean neben sich Platz nehmen ließ; aber ich hoffe, Dich bald wiederzusehen und Dich länger bei mir behalten zu können. Und Deine Eltern müssen mich auch besuchen, denn ihnen wird es gewiß leichter, sich von ihrem Geschäft zu trennen, als mir, meine Heerde zu verlassen. Was sollte aus dieser werden, wenn sie keinen Hirten hätte!«

»Sie werden gewiß hier sehr geliebt, lieber Oheim?«

»Ja, das ist wahr, daß der Herr Pfarrer die allgemeine Liebe und Achtung genießt,« sagte Toinette, indem sie zwei Gläser auf den Tisch setzte. »Er ist auch ein seelenguter Mann. Werden Sie es wohl glauben, daß er seit acht Tagen die ganze Umgegend durchstreift hat, um Beiträge für die Armen einzusammeln, und daß er zwölfhundert Franken in schönen neuen Silbermünzen nach Hause gebracht hat, welche dort in einem Beutel stehen?«

»Zwölfhundert Franken?« rief Jean; »das ist sonderbar!«

»Was ist denn Sonderbares dabei?« fragte Reynal.

»Wenn Sie mir versprechen, mich nicht auszuschmälen, so will ich Ihnen ein Bekenntniß machen.«

»Dich ausschmälen, nach dem Briefe, den Dein Vater mir geschrieben hat, und heute, wo wir uns zum ersten Male sehen? Sprich, mein Sohn, und sei ganz ohne Sorgen, ich werde Dir nichts sagen, besonders da Du gewiß keinen großen Fehler begangen haben wirst.«

»O ja, lieber Oheim, ein Fehler ist es, aber ich habe ihn begangen fast ohne es zu wollen, und die Zahl von zwölfhundert Franken erinnert mich, daß ich Ihnen denselben bekennen muß.«

»Was ist es denn?«

»Denken Sie sich, lieber Oheim, an dem Tage, an welchem ich nach Lyon kam, luden mich die Commis des Handlungshauses, an das ich adressiert war, zu einem Diner ein. Sie tranken auf meine Gesundheit, ich auf die ihrige, und da ich die Gesundheit eines Jeden von ihnen erwidern, also so viel Glaser Wein allein trinken mußte, als sie zusammen getrunken hatten, so war ich nach der Mahlzeit ziemlich aufgeräumt.«

»Nun, das ist keine große Sünde.«

»Es ist auch noch nicht Alles, lieber Oheim. Nach dem Essen gingen wir fort und die Herren führten mich in ein Spielhaus.

»In ein Spielhaus?« sagte der Pfarrer, indem er mit einem schmerzlichen Ausdruck die Hände faltete.

Ja, lieber Oheim, aber nur um es mir zu zeigen und durchaus ohne die Absicht, selbst zu spielen oder mich dazu zu verleiten. Der Zufall wollte, daß ein Mann, der sehr ängstlich spielte

und fünf Franken auf Roth gesetzt hatte, sein Geld wieder zurücknehmen wollte, ehe abgezogen war; aber der Croupier — ich weiß jetzt alle diese Namen,« sagte Jean lächelnd — »wollte es nicht erlauben, indem er sagte: gesetztes Geld sei gespieltes Geld. Der arme Mann schien darüber so betreten zu sein, daß er mich dauerte und daß ich zu ihm sagte, indem ich ihm fünf Franken gab:

»— Wenn Sie es erlauben, mein Herr, so will ich Ihren Platz einnehmen.«

»Er willigte ein. Ich schwöre es Ihnen, lieber Oheim, daß sich bei dem, was ich that, eigentlich keine andre Absicht hatte, als dem armen Manne sein Fünffrankenstück zurückgeben zu können, das vielleicht sein ganzes Vermögen war, nicht aber mein Glück zu versuchen.«

»Und Du verlorst?« fragte der Pfarrer, welcher glaubte, dies sei das Verbrechen, welches sein Neffe begangen hatte.

»O nein, ich gewann. Ich ließ die zehn Franken stehen und gewann wieder. Jetzt wollte ich den Versuch aufs Aeüßerste treiben und fuhr so fort. Wissen Sie was ich gewonnen habe, lieber Oheim?«

»Nun?«

»Rathen Sie!«

»Vielleicht fünfzig Franken.«

»Zwölfhundert Franken, lieber Oheim, zwölfhundert!« —

»Zwölfhundert Franken! wäre es möglich?« rief der Pfarrer erstaunt.

»Bei dem Anblick dieser Summe verließ mich der Muth, ich fürchtete sie wieder zu verlieren und raffte daher meine zwei Bankbillets von fünfhundert Franken und zehn Napoleons zusammen. Ich hatte sehr wohl daran, denn das nächste Mal gewann Schwarz. Dies ist der Fehler, den ich begangen habe, lieber Oheim und wenn Sie es erlauben, will ich ihn wieder gut machen, indem ich Ihnen die gewonnenen zwölfhundert Franken für Ihre Armen gebe.«

»Nein, mein Sohn, behalte sie, aber wende sie gut an und erinnere Dich dabei, daß das Spiel die schlimmste aller Leidenschaften und daß ein Spieler der gefährlichste aller Menschen ist.«

»Zwölfhundert Franken in zehn Minuten!« rief Toinette, welche diese Erzählung mit offenem Munde angehört hatte. »Wenn man bedenkt, daß es Menschen giebt, welche zwölfhundert Franken in zehn Minuten verdienen können, während der Herr Pfarrer, der heiligste Mann auf der ganzen Welt, diese Summe in einem ganzen Jahre erhält und ich sie erst in acht Jahren verdiene!«

»Du hörst, was Toinette sagt, mein Sohn,« sprach der Pfarrer; ich brauche nichts weiter hinzu zu fügen!«

II.

Jean und sein Oheim, der während dieses Gesprächs seine Mahlzeit beendet hatte, tranken jeder ein Glas von dem feinen Weine und der junge Mann aß einige Bissen dazu.

Toinette hatte während dieser Zeit das Zimmer in Ordnung gebracht, das der Pfarrer für seinen Neffen bestimmt hatte. Sie kam jetzt zurück und sagte:

»Aber, Herr Pfarrer, das Zimmer bedürfte wirklich einer Reparatur.«

»Warum denn?«

»Warum? Haben Sie denn die Decke nicht einmal angesehen?«

»Nein.«

»Sie ist in einem schönen Zustande.«

»Wie so denn?«

»Sie ist zwischen den Balken überall zersprungen und ist so dünn wie Papier; und wenn Sie sich nicht in Acht nehmen, bricht sie nächstens zusammen und Sie kommen mit samt Ihrem Bette herunter, da Sie unmittelbar darüber schlafen.«

»Es ist gut, Toinette, ich werde es besorgen, und wenn Jean uns wieder besucht, soll er ein prächtiges Zimmer finden, das in jeder Beziehung seiner würdig ist.«

Jean ging hierauf mit seinem Oheim in das kleine Gesellschaftszimmer des Pfarrhauses, denn um diese Zeit erhielt Raynal jeden Abend den Besuch von zwei oder drei Freunden. Diese fanden sich bald ein und er erzählte ihnen, wie glücklich er gewesen sei, seinen Neffen kennen zu lernen, sowie die Schlichtung der Feindseligkeit mit seinem Bruder, lauter Dinge, welche zum Lobe des jungen Mannes und seines Vaters gereichten.

Gegen zehn Uhr trennte man sich, um zur Ruhe zu gehen und der Pfarrer führte selbst seinen Neffen in sein Zimmer, um sich zu überzeugen, daß es ihm an nichts fehlte und um nach einige Minuten länger mit dem jungen Manne beisammen zu bleiben, zu welchem er die aufrichtigste Zuneigung empfand.

»Ich bin sehr müde,« sagte Jean; »wie werde ich es anfangen, damit ich morgen früh um vier Uhr erwache?«

»Zuerst hast Du eine Uhr in Deinem Zimmer mit einem Wecker, welcher zu der Stunde, auf die Du ihn stellst, Lärm machen wird. Dann ist aber auch morgen Markttag und Du wirst schon von drei Uhr an so viel Lärm hören, daß Du nicht länger wirst schlafen können.«

»Nun, dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht, mein theurer Oheim. Vergessen Sie nicht an meinen Vater zu schreiben, er erwartet mit Ungeduld Ihren Brief.«

»Das thue ich noch heute, ehe ich zu Bette gehe und der Brief geht morgen ab. Gute Nacht, mein Sohn, gute Nacht!«

Sie umarmten einander noch einmal und der Pfarrer verließ seinen Neffen, nachdem er jedoch vorher noch zu ihm gesagt hatte:

»Vergiß es nicht, es ist in der Straße des Arénes, beim Bäcker Simon, wo Du das Pferd abgeben und den Du bitten sollst, es mir mit der ersten Gelegenheit wieder zuzuschicken.«

»Gut, gut, lieber Oheim.«

Jean blieb allein und da er wirklich todtmüde war, ging er unverzüglich zu Bett und sank bald

in tiefen Schlaf.

Sein Oheim hatte ihm keine Unwahrheit gesagt. Gegen drei Uhr Morgens wurde er durch das Geschrei der Verkäufer und besonders der Verkäuferinnen geweckt, die zum Markte kamen, und hätte er auch wieder einschlafen wollen, so würde es ihm nicht möglich gewesen sein. Er stand daher mit halb offenen Augen und noch etwas schwerem Kopfe auf, sattelte und zäumte Coquet, zog ihn mit so wenig Geräusch, als möglich, aus dem Hause, schwang sich darauf und schlug den Weg nach Nimes ein.

Coquet hatte den ächten Gang des Kleppers eines Dorfpfarrers, so daß Jean, nachdem er seine Füße gehörig fest in die Bügel gesetzt hatte, die Zügel nur aus Gewohnheit in den Händen behielt und die Augen schloß. Nach einigen Augenblicken war er völlig eingeschlafen; aber das kluge Thier, auf dem er saß, vermied, als wüßte es, daß sein Reiter nicht mehr im Stande war es zu leiten, jedes Hinderniß und jedes Begegnen, das ihn hätte wecken können und ging in einem ruhigen Schritte fort, der den Reiter recht angenehm wiegte.

Eine halbe Stunde vor Nimes machte sich jedoch ein Fuhrmann, der ihm mit seinem Geschirre entgegen kam und der es komisch fand, daß der Reiter so ruhig auf dem Pferde schlief, den Spaß, dem letzteren einen Peitschenhieb zu versetzen, so daß es einen Seitensprung that. Jean verlor das Gleichgewicht und erwachte in dem Augenblicke, wo er herabfallen wollte und wo Coquet schon dicht am Straßengraben stand. Er hatte jedoch noch so viel Zeit, die Mähne des Pferdes zu ergreifen und sich wieder in den Sattel zu schwingen, während der über seinen Scherz erfreute Fuhrmann laut lachend seinen Weg fortsetzte.

Jean freute sich eben so sehr, daß er geschlafen hatte als daß er geweckt worden war und indem er sich die Augen rieb, athmete er mit Entzücken die frische, reine Morgenluft ein. Er sah nach der Uhr und da er bemerkte, daß Coquet seinen Schlummer benutzt und ebenfalls ein wenig geschlafen hatte, wodurch einige Zeit verloren gegangen war, wollte er diese wieder einbringen und setzte seinen Gaul in einen kleinen Trab.

Coquet wunderte sich zwar nicht wenig, daß er eine Gangart annehmen sollte, die gar nicht in seiner Gewohnheit lag; allein er machte gute Miene zum bösen Spiel und erreichte trabend die historische Stadt.

Jean hatte gar nicht nöthig, ihn nach der Straße des Arénes zu lenken; Coquet wußte den Weg allein und brachte seinen Reiter auf dem gradesten Wege zu Meister Simon.

Der Bäcker stand an seiner Hausthür und erkannte den Gaul, der Reiter aber war ihm unbekannt.

»Ich bin der Neffe des Pfarrers Raynal,« sagte Jean zu ihm, nachdem er ihn begrüßt hattet; »er hat mir das Pferd geliehen, um nach Nimes zu retten, und mir aufgetragen, es Ihnen zu übergeben und Sie zu bitten, es ihm wieder zuzuschicken.«

»Sie sind der Neffe des Herrn Pfarrers Raynal?« erwiderte der Bäcker freundlich.

»Ja wohl.«

»Dann haben Sie einen würdigen Mann zum Oheim.«

»Ich weiß es, Herr Simon, und ich freue mich, daß mein Oheim die allgemeine Liebe und Achtung in eben so hohem Grade genießt, als ich ihn liebe und hochschätze.«

»Ja, Sie können mir Coquet anvertrauen,« erwiderte Simon; »ich werde ihn morgen durch einen meiner Leute, der ohnehin etwas in Lafou zu thun hat, zu seinem Herrn zurückschicken.«

Jean stieg vom Pferde und Simon rief in das Haus hinein:

»Franz!«

»Hier bin ich, — Meister!« antwortete ein junger Mensch in der gewöhnlichen Kleidung der Bäckergehilfen.

»Führe das Pferd in den Stall.«

»Gut, Meister.«

Franz ergriff den Zügel des Pferdes, dem Jean liebkosend auf den Hals klopfte, als wollte er ihm für den geleisteten Dienst danken, und verschwand damit in der Hausflur.

»Und Herr Raynal befindet sich wohl.« fragte Simon.

»Ja, er befindet sich sehr wohl.«

»Wollen Sie nicht eintreten, um etwas zu genießen und mit uns zu frühstücken?« fragte der Bäcker mit provencialischer Herzlichkeit; »der Neffe des Herrn Raynal ist für uns so viel als Herr Raynal selbst.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Simon; aber ich muß um zehn Uhr mit der Diligence von Beaucaire abreisen und vorher muß ich noch einen Gang besorgen und mein Gepäck aus dem Gasthofe holen. Ich habe aber nur eine halbe Stunde Zeit zu dem Allen. Indessen danke ich Ihnen nicht minder für Ihr freundliches Anerbieten,« sagte er, indem er dem Bäcker die Hand schüttelte, »und wenn ich wieder nach Nimes komme, werde ich Sie um die Erlaubniß bitten, meinen Dank wiederholen zu dürfen.«

»Dann aber werden Sie meine Einladung annehmen?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

Jean nahm Abschied und verließ den Bäcker.

Dieser blieb noch an seiner Thür stehen, um die Leute vorüber gehen zu sehen und seinen Bekannten einen guten Morgen zu wünschen. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, seitdem Jean ihn verlassen, so sah er zwei Gensd'armen zu Pferde die Straße herausgesprengt kommen, welche vor seinem Hause anhielten.

»Wie lange stehen Sie schon hier?« fragte ihn einer derselben.«

»Ohngefähr seit einer halben Stunde,« antwortete Simon, ohne begreifen zu können, warum zwei Gensd'armen ihre Pferde in Galopp gesetzt hatten, um ihm diese Frage vorzulegen.

»Haben Sie einen jungen Mann auf einem kleinen Pferde hier vorbeireiten sehen?«

»Von welcher Farbe soll das Pferd sein?«

»Ein Schimmel.«

»Und wissen Sie den Namen des jungen Mannes.«

Der Gensd'arm blickte auf ein Papier.

»Jean Raynal,« sagte er dann.

»Jean Raynal,« erwiderte der Bäcker; »mit dem habe ich vor zehn Minuten gesprochen«

»Er war also bei ihnen?«

»Ja.«

»In welcher Absicht denn?«

»Um sein Pferd abzugeben, welches seinem Oheim, dem Pfarrer in Lafou gehört.«

»Und Sie haben ihn fortgehen lassen?«

»Warum hätte ich ihn zurückhalten sollen?«

»Es ist wahr, Sie wußten nichts.«

Während dieses Gesprächs hatten sich einige Vorübergehende um die Gensd'armen gesammelt und hörten neugierig und aufmerksam zu.

»Hat Ihnen Herr Raynal gesagt, wohin er ging?«

»Ja, er wollte in den Gasthof gehen, um sein Gepäck abzuholen und um zehn Uhr mit der Diligence nach Beaucaire fahren.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ganz gewiß.«

»Um zehn Uhr, sagen Sie?«

»Ja wohl.«

»Es ist drei Viertel auf zehn Uhr, wir werden also noch Zeit genug kommen, wenn er nicht Etwas ahnet. Ich danke Ihnen.«

Mit diesen Worten gab der Gensd'arm seinem Pferde die Sporen.«

»Erlauben Sie,« sagte der Bäcker zu ihm, »eine Auskunft ist der andern werth. Was ist denn geschehen? ich interessire mich für den jungen Mann.«

»Wir haben nicht Zeit Ihnen dieses zu erzählen,« erwiderte der Gensd'arm,« indem er sich entfernte: »übrigens werden Sie es bald erfahren, Aber wenn Sie sich für den jungen Mann interessieren, so bedaure ich Sie, denn er hat eine schlimme Sache auf dem Halse.«

Die beiden Gensd'armen setzten ihre Pferde hierauf in Galopp und verschwanden auf der nach dem Bureau der Diligence führenden Straße, während die Weiber und Müsiggänger sich um Meister Simon drängten und Auskunft von ihm verlangten, da er die Ehre gehabt hatte, von den Gensd'armen ausgefragt zu werden.

Während dieser Zeit ging Jean, welcher keine Ahnung von dem hatte, was vorging, zu dem Correspondenten seines Hauses, empfing von demselben eine Tratte, die er sogleich nach Hause expedierte; dann lief er in den Gasthof, holte sein Gepäck und eilte hieraus nach dem Bureau der Diligence von Beaucaire.

Der Wagen war zum Abfahren bereit und die beiden Gensd'armen ließen sich die Pässe der Reisenden zeigen.

Jean nahm seinen Paß aus der Tasche und hielt ihn den Gensd'armen hin, um diese Formalität schnell zu beendigen.

»Sie sind also Herr Jean Raynal?«l fragte einer der Gensd'armen

»Ja wohl.«

»Der Neffe des Pfarrers Raynal in Lafou?«

»Das bin ich.

»Sie haben diese Nacht bei ihm gewohnt?«

»Ja.«

»Und wann sind Sie von Lafou fortgeritten?«

»Diesen Morgen um vier Uhr.«

»Ganz richtig. Folgen Sie uns, mein Herr.«

»Ich soll Ihnen folgen? Wohin denn?«

»Zum königlichen Procurator.«

»Aber meine Herren, ich muß abreisen. Ist mein Paß nicht in der Ordnung?«

»Von dem Passe ist nicht die Rede.«

»Von was denn?«

»Wir haben einen Vorführungsbefehl.«

»Einen Vorführungsbefehl?«

»Ja.«

»Gegen mich?«

»Gegen Sie.«

Jean sah die beiden Gensd'armen an; er glaubte, sie seien nicht bei Sinnen.

»Das ist nicht möglich,« sagte er.

»Sehen Sie selbst.«

Zugleich hielt er ihm den Befehl vor die Augen.

»Das ist eine Verwechslung, meine Herren, ganz gewiß,« sagte Jean, indem er um sich blickte, um nicht allein die Gensd'armen, sondern auch die übrigen umstehenden Personen zu überzeugen, daß er das Opfer eines Irrthums sei. Die Ruhe des jungen Mannes machte die Gensd'armen zweifelhaft und sogar ängstlich; sie hatten in ihrem Leben viele Verbrecher gesehen und dadurch einen geübten Blick erhalten, und konnten daher nicht glauben, daß dieser junge Mann das Verbrechen begangen hatte, das man ihm Schuld gab.

»Steigen Sie ein, mein Herr,« rief der Schaffner, um die Gaffer zu entfernen, die sich schon im Hofe gesammelt hatten.

»Folgen Sie uns, mein Herr,« wiederholten die beiden Gensd'armen, indem sie Jean in die Mitte nahmen. »Wir sind nicht die Richter, wir müssen den erhaltenen Befehl ausführen. Der königliche Procurator wohnt ganz in der Nähe und wenn ein Irrthum stattfindet, wird er Sie sogleich wieder in Freiheit setzen.«

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die Gensd'armen fast immer mit der größten Würde, aber zugleich mit der größten Humanität ihre Pflicht thun. Ich glaube nicht, daß man jemals gesehen hat, daß ein Gensd'arm einen Angeklagten gemißhandelt hätte, wenn sich derselbe auch weigerte, ihm zu folgen, oder selbst wenn er sich Thätlichkeiten gegen ihn erlaubte.

»So kommen Sie,« erwiderte Jean voll Vertrauen, »denn auf meine Ehre, die Sache ist mir unerklärlich!«

»Wir glauben es,« versetzte der Gensd'arm, der ihn ausgefragt hatte, »denn wenn Sie etwas begangen hätten und Sie könnten eine solche Ruhe behalten, müßten Sie ein großer Bösewicht sein.«

Der andere Gensd'arm stimmte durch einen Blick der psychologischen Bemerkung seines Kameraden bei und alle Drei traten den Weg zu dem königlichen Procurator an.

Es versteht sich von selbst, daß die Straßenbuben ihnen nachliefen und daß die Bewohner der, wie alle Straßen von Nimes, sonst so ruhigen Straße an den Hausthüren standen und einander fragten, was der junge Mensch begangen haben müsse.

III.

Nach einigen Minuten wurde der Gefangene bei dem königlichen Procurator eingeführt. Eine weiße Halsbinde, ein Ehrenlegionskreuz, ein Blick, welcher verschlagen sein soll, und eine feierliche Sprache sind die Kennzeichen aller königlichen Procuratoren und der von Nimes machte keine Ausnahme von seinen Kollegen.

»Ihr Vor- und Zuname?« fragte er den jungen Mann.

»Jean Raynal,« antwortete dieser.

»Woher kommen Sie?«,

»Zuerst von Paris, dann von Lyon.«

»Was hatten Sie in Lafou zu thun?«

»Meinem Oheim einen Brief meines Vaters zu überbringen.«

»Die beiden Brüder haben seit mehreren Jahren in Feindschaft gelebt?«-

»Seit zweiundzwanzig Jahren.«

»Und Sie beabsichtigten?«

»Eure Aussöhnung zwischen ihnen herbeizuführen.«

»Ganz recht,« sagte der Beamte, indem er ein Papier überblickte, welches das Protokoll einer Aussage zu sein schien. »Nun, mein Herr, Sie sind angeklagt, Ihren Oheim und die Frau, die er in seinem Dienste hatte, ermordet zu haben.«

»Ich?« erwiderte Jean lachend.

»O lachen Sie nicht, denn die Sache ist höchst ernsthaft! Sie sind ferner angeklagt, Ihrem Oheim die Summe von zwölfhundert Franken entwendet zu haben, den Ertrag einer Sammlung, die er für die Armen seiner Gemeinde veranstaltet hat.«

»Herr Procurator,« erwiderte Jean, »was Sie mir da sagen, ist unmöglich, physisch unmöglich, und ich konnte mich nicht enthalten, zu lachen, weil ich nicht allein meinen Oheim und Toinette nicht ermordet habe, sondern weil ich weiß, daß sie sich in diesem Augenblicke so wohl befinden, wie Sie und ich.«

»Sie leugnen also diese That?«

»Zuerst leugne ich, daß ich der Thäter bin, und dann, ich wiederhole es Ihnen, leugne ich auch, daß sie begangen worden ist. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Frage vorzulegen.«

»Sprechen Sie.«

»Wann soll mein Oheim und seine Haushälterin ermordet worden sein?«

»Diese Nacht.«

»Sie sehen« Herr Procurator, daß dies ein Irrthum ist, da ich bei meinem Oheim übernachtet habe.«

»Eben deshalb wird Ihnen das Verbrechen zur Last gelegt.«

»Aber mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß ich unschuldig bin und daß mein Oheim lebt und gesund ist. Ich habe gerade unter ihm geschlafen; wäre er ermordet worden, so hätte ich Geschrei oder sonst ein Geräusch vernommen, denn man kann nicht zwei Personen ermorden, ohne daß wenigstens Lärm im Hause entsteht.«

»Was soll ich Ihnen darauf sagen? Sie sind als der wahrscheinliche Thäter des Verbrechens

denuncirt. Antworten Sie mir jetzt: wollen Sie mir die Papiere zeigen, die Sie bei sich haben?«

Jean zog seine Briefftasche hervor und übergab sie dem königlichen Procurator. Dieser untersuchte den Inhalt.

»Hier sind zwei Billets zu fünfhundert Franken und zehn Louisd'ors in ein Papier gewickelt,« sagte er.

»Nun?«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie beschuldigt sind, Ihrem Oheim zwölfhundert Franken entwendet zu haben?«

»Aber diese zwölfhundert Franken hier habe ich in Lyon gewonnen.«

»Wo denn?«

»In einem Spielhause,« antwortete Jean erröthend.

»Also Sie sind ein Spieler. In der That spricht Ihr Oheim in einem Briefe an Ihren Vater, den er ehe er zu Bette ging, geschrieben hat und der sich in unseren Händen befindet, von diesem Fehler. Er sagt Folgendes,« fuhr der Procurator, indem er ein Papier aus den vor ihm liegenden Acten nahm: »Jean spielte rathe ihm davon ab und lies ihm die Moral. Das Spiel ist eine Leidenschaft, welche zu allen Verbrechen führen kann.« — Ihr Oheim hat sich leider nicht geirrt!«

»Sie glauben also, daß ich der Urheber dieses schändlichen Verbrechens bin?«

»Es ist mir nicht erlaubt, eine Meinung darüber zu haben, aber ich sage, daß leider die schwersten Verdachtsgründe gegen Sie vorhanden sind. Die zweiundzwanzigjährige Feindschaft zwischen den beiden Brüdern, Ihr unerwarteter Besuch, der Mord, der nur durch einen Menschen begangen sein kann, der im Hause gewesen ist, da nirgends ein Einbruch von außen zu bemerken ist, die entwendete Summe von zwölfhundert Franken und eine gleiche Summe, die Sie bei sich haben, Ihre beabsichtigte Abreise von Nimes mit der ersten abgehenden Diligence, welche die größte Aehnlichkeit mit einer Flucht hat; dies Alles ist höchst verdächtig.«

»Aber es ist entsetzlich, Heer Procurator,« rief Jean, indem er vernichtet aus einen Stuhl sank, »daß so viele Verdachtsgründe sich gegen einen Unschuldigen vereinigen können, denn ich schwöre es Ihnen bei Allem, was heilig ist, daß ich dies bin!«

Indem der junge Mann dies sagte, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, denn er lachte nicht mehr und konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

»Aber das ist noch sonderbarer,« sagte der Procurator, indem er sich vorbeugte und einen Arm des Angeklagten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, »kommen Sie doch näher.«

Jean näherte sich ihm, ohne zu begreifen, was er von ihm wollte.

»Geben Sie mir Ihren rechten Arm.«

Jean that es.

»Es ist Blut aus Ihrem rechten Aermel,« sagte der Beamte.

»Blut?«

»Hier sehen Sie.«

In der That sah man große Blutstropfen auf dem Aermel von Jean's Oberrocke, die, obgleich jetzt getrocknet doch offenbar neu waren.

»Können Sie dagegen etwas einwenden?« fuhr der Procurator fort, durch diesen letzten Beweis vollkommen ueberzeugt, daß er den wirklichen Mörder des Pfarrers vor sich habe, der

sich durch den zuverlässigen Ton der vollkommensten Unschuld, mit dem er leugnete, als ein um so größerer Bösewicht zeigte.

»Blut?« wiederholte Jean; »wissen Sie auch gewiß, daß es Blut ist, was Sie hier sehen? Ich sehe nichts mehr, Herr Procurator; die Sinne vergehen mir, es ist mir, als wollte es mir den Kopf zersprengen!. . . Blut!. . . mein Gott! wie ist das Blut hierher gekommen?. . . das ist ja entsetzlich!«

»Es ist gut,« erwiderte der Procurator, indem er sich wieder niedersetzte und in einem Tone, der nicht die geringste Theilnahme mehr verrieth; »ich will mein Protocoll machen, dann werden wir zur Confrontation schreiten.

»Zur Confrontation?« wiederholte Jean mechanisch.

»Ja, Sie müssen mit den beiden Leichnamen confrontirt werden.«

»Mein Oheim und Toinette sind also wirklich todt?«

»Nun, das wissen Sie doch?«

»Ich träume also nicht? fuhr der junge Mann fort, indem er um sich blickte; »ich bin wirklich angeklagt, zwei Menschen ermordet zu haben, ich, ich, Jean Raynal, der eben noch im Begriffe war, fröhlich und heiter abzureisen, der vor zwei Stunden noch ruhig schlief! und ich habe Blut an meinem Rocke!. . . und dies Alles ist wirklich wahr!. . . Darüber könnte man wahnsinnig werden, Herr Procurator« oder auf der Stelle des Todes sein!«

»Schon gut, schon gut,« erwiderte der Beamte, der immer fester von der Schuld des jungen Mannes überzeugt wurde; »das ist jetzt Sache der Justiz.«

»Und wozu soll diese Confrontation mit den Leichnamen nützen?«

»Die Justiz hofft, daß der Anblick der Schlachtopfer einen solchen Eindruck auf den Verbrecher machen wird, daß er eingesteht.«

»Aber es wird mir wohl erlaubt sein, den Leichnam noch einmal zu umarmen?«

»Sie wollen ihn umarmen?«

»Nun ja, meinen guten Oheim, der mich schon so lieb hatte, der so gut gegen mich war, der mich bei sich behalten wollte, und den ein Bösewicht nebst der guten alten Frau schändlicher Weise ermordet hat, um ihm eine elende Summe von zwölfhundert Franken zu rauben?. . . Warum hat man mich nicht ermordet?. . . Was wird mein Vater, was wird meine Mutter sagen, wenn sie den Tod des Bruders erfahren, wenn sie erfahren, daß ihr Sohn verhaftet und dieses entsetzlichen Verbrechens angeklagt ist!«

Heiße Thränen entströmten den Auen des jungen Mannes; Er war so fest überzeugt, daß Jedermann von seiner Unschuld überzeugt sein und daß er bei Jedem Theilnahme finden müsse, daß er, das Bedürfniß fühlend, seinen Schmerz in den Busen irgend eines Menschen auszugießen, den Kopf auf die Schulter des königlichen Procurators legte, der von seinem Sitze aufgestanden war.

Dieser stieß ihn sanft zurück. So sehr er auch an Scenen dieser Art gewöhnt war, so konnte er sich doch einer gewissen Rührung nicht erwehren.

»Dieser Mensch ist kein Mörder,« sagte der eine der beiden Gensd'armen« welche mit dem Gefangenen in das Kabinet des königlichen Procurators gekommen und an der Thür stehen geblieben waren, leise zu seinem Kameraden. »Wenn ich der königliche Procurator wäre, so würde ich es ohne Weiteres auf meine Gefahr nehmen und ihn entlassen.«

»O, o! erwiderte der Andere, was bedeutete: »Das wäre doch viel gewagt.«

»Besorgen Sie einen Wagen, Gensd'armen,« sagte der Procurator, und entfernen Sie die Menschen, die sich unten versammelt haben werden.«

»Ich danke Ihnen dafür,« sagte Jean.

Bald darauf stieg der angebliche Mörder und der königliche Procurator, sowie der Instructionsrichter und der Polizeicommissair, die man eingeladen hatte, in den herbeigeholten Wagen, welcher die Straße nach Lafou einschlug.

Bei der Ankunft in dem Dorfe sprach Jedermann nur von dem in der Nacht begangenen entsetzlichen Verbrechen.

Man hatte den Weg fast schweigend zurückgelegt. Was geschah, war für Jean so unerhört, so überraschend, so betäubend, daß er endlich vergaß, wohin er sich begab, daß sich die Vergangenheit mit der Gegenwart, das was er bis zum heutigen Morgen gethan, mit dem, was er hatte thun wollen, in seinem Kopfe unter einander wirrte, so daß er auf der Straße nach Beaucaire zu fahren glaubte, daß er nicht mehr daran dachte, welches gräßlichen Verbrechens er beschuldigt wurde und daß er in Begleitung von zwei Gensd'armen und drei Gerichtspersonen reiste.

Er mußte sich auch wirklich einen Augenblick besinnen, ehe er sich die Bewegung erklären konnte, welche in dem Dorfe herrschte, das bei seiner Abreise an diesem Morgen so ruhig und friedlich gewesen war.

»Da kommt er! Der ist's!« sagte eine Stimme aus dem vor der Thür des Pfarrhauses, welche von dem Feldhüter und zwei Gensd'armen besetzt war, versammelten Volke.

Jean blickte auf und erkannte den Bauer, den er gestern Abend nach der Wohnung seines Oheims gefragt hatte.

Dieser Mann suchte jetzt eine besondere Ehre darin, in der Untersuchung als Zeuge aufgerufen zu werden. Es giebt Menschen, welche ihrer Person eine Wichtigkeit zu geben glauben, wenn sie in einem Drama, wie das von dem wir sprechen, eine Rolle spielen können, sei sie auch noch so unbedeutend. Sie wollen öffentlich sprechen, sie wollen einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sie wollen einige Tage ein Gegenstand der Neugierde für die alten Weiber ihres Stadtviertels und für die Portiers ihrer Straße sein. Was sie sagen werden, wissen sie in der Regel noch nicht, was sie gesagt haben, wissen sie nicht mehr, aber ihr Zweck ist erreicht und besonders denken sie nicht daran, wie schwer ihre Aussage« so unbedeutend sie auch sein möge, in der Wage der Gerechtigkeit wiegt und wie sehr ihre kleinliche Eitelkeit oft die Lage eines Verbrechers verschlimmern, oder, >was noch viel trauriger ist, zu der Verurtheilung eines Unschuldigen beitragen kann.

Der königliche Procurator, der Instructionsrichter, der Polizeicommissair und Jean Raynal traten in das Pfarrhaus.

Wie viele von den draußen Stehenden wünschten mit ihnen gehen zu können!

»Erkennen Sie die Oertlichkeit?« fragte der Instructionsrichter den Angeklagten.

»Ja,« antwortete Jean mit Ruhe« denn je mehr er nachdachte, desto unmöglich, schien es ihm, daß seine Unschuld nicht selbst den Verblendeten und den Böswilligsten, diesen freiwillig Verblendeten, in die Augen springen mußte.

»Schreiben Sie Alles nieder, was Sie hören werden,« sagte der Instructionsrichter zu dem Polizeicommissair; dann wandte er sich wieder mit den Worten an Jean:

« »Er zählen Sie uns Alles, was gestern seit dem Augenblicke Ihrer Ankunft in diesem Hause,

bis Sie es wieder verlassen haben, geschehen ist.«

Jean erzählte offen und wahrheitsgetreu Alles, was wir schon wissen und der Polizeicommissair brachte seine ganze Erzählung zu Protokoll, ohne etwas daran zu ändern.

»Jetzt wollen wir hinauf gehen,« sagte der Instructionsrichter, indem er das Gesicht des Angeklagten genau beobachtete, um zu sehen, welchen Eindruck es auf ihn machte, daß er seinen Schlachtopfern gegenüber gestellt werden sollte. Aber die Züge des jungen Mannes zeigten keinen Ausdruck von Furcht, wie der Beamte erwartet hatte, sondern einen Ausdruck von Mitleid und Rührung.«

»Mein armer Oheim!« sagte er, sich die Thränen trocknend, und folgte dann dem königlichen Procurator, der vorausgegangen war.

Die drei Gerichtspersonen und Jean traten nebst einem Arzte, den man herbeigerufen hatte, in das Schlafzimmer des Pfarrers, wo ein gräßliches Schauspiel sie erwartete.

Der Pfarrer lag im Hemd auf dem Fußboden, mitten in einer großen Blutlache; sein Kopf und seine Brust waren von Messerstichen ganz zerhackt. Ob er nach der Ermordung aus dem Bett gezogen worden, ob er während des Kampfes mit dem Mörder herausgefallen war, dies konnte Niemand sagen, als der Mörder, und der Mörder war gewiß nicht da.

»Der Tod scheint augenblicklich erfolgt zu sein,« bemerkte der Arzt, nachdem er den Leichnam betrachtet hatte; »diese Wunde,« sagte er, auf einen Stich in der Gegend des Herzens zeigend, »ist ihm ohne Zweifel zuerst beigebracht worden und hat ihn getödtet; die übrigen wären nicht nöthig gewesen und der Mörder hat sie nur noch zu größerer Sicherheit oder aus einem Uebermaße von Barbarei hinzugefügt.«

Jean vergaß heiße Thränen, während er diesen blutenden Körper betrachtete, der ihn gestern so liebevoll in seine Arme geschlossen hatte.

»Und ich werde einer solchen empörenden That angeklagt!« sagte er, indem er neben den Leichnam kniete und ihm einen Kuß auf die Stirn drückte.

»Erkennen Sie den Pfarrer Raynal?« fragte ihn der Instructionsrichter.«

»Ja, ich erkenne ihn.«

»Gestehen Sie, ihn ermordet zu haben?«

»Schreiben Sie, nein Herr,« sagte Jean zu dem Polizeicommissair, »daß ich die Hand auf den Leichnam meines ermordeten Oheim's gelegt und bei Gott geschworen habe, daß ich unschuldig bin!«

Als der Commissair dies niedergeschrieben hatte, sagte der Instructionsrichter:

»Jetzt wollen wir zu der Haushälterin gehen.«

Alle begaben sich in das Schlafzimmer der Alten, die noch in ihrem Bett lag und an der keine Spur einer Verwundung zu sehen war.

»Diese Person ist erwürgt worden,« sagte der Arzt, nachdem er den Körper aufmerksam betrachtet hatte, »und der Thäter muß eine bedeutende Kraft besessen haben, denn er hat es nur mit Einer Hand ausgeführt.«

»Glauben Sie, daß dieser junge Mann stark genug ist, um den Mord auf diese Weise begangen zu haben?« fragte der königliche Procurator den Arzt.

»Zeigen Sie mir Ihre Hand,« sagte dieser zu Jean, nachdem er ihn begleitet hatte.

Jean that es.

»Umspannen Sie den Hals dieser Frau mit Ihrer rechten Hand.«

Mit abgewandtem Gesicht umspannte Jean die Hälfte von Toinetten's Halse mit seiner Hand.

»Es ist ohngefähr die nämliche Hand,« sagte der Arzt, »und da in einem solchen Augenblicke die Kräfte eines Menschen sich verdoppeln, so ist es möglich, daß der Angeklagte diese Frau erwürgt hat. Allein ich erlaube mir die Bemerkung, daß wenn ich dies auch als Arzt glauben kann, ich es als Physiognomiker und als Mensch doch bezweifle.«

»Ich danke Ihnen für diese Worte,«rief sagte Jean zu ihm. »Möchte ich in dieser ganzen traurigen Sache immer die nämliche Unparteilichkeit finden, die ich bisher gefunden habe!«

Diese letzten Worte richtete er besonders an die drei Gerichtspersonen.

»Führen Sie uns in das Zimmer, in dem Sie diese Nacht geschlafen haben,« sagte der Instructionsrichter zu ihm und trug dann den Gensd'armen auf, die Zeugen herbei zu rufen, welche Jean Raynal als den wahrscheinlichen Mörder bezeichnet hatten.

»Wer sind diese Zeugen?« fragte Jean.

»Die drei Freunde Ihres Oheims, welche den gestrigen Abend bei ihm zugebracht haben und denen er sowohl die Veranlassung zu der zwischen ihm und seinen Bruder bisher geherrschten Uneinigkeit, als auch den Zweck Ihres Besuche erzählt hat; dann auch ein junger Mann, welcher diesen Morgen Ihren Oheim hat besuchen wollen und da er die Thier verschlossen fand und im ganzen Hause Todtenstille herrschte, die erstere erbrochen und das was er im Innern gesehen, angezeigt hat.«

»Und was wird nach Abhörnung dieser Zeugen mit mir geschehen?«fragte Jean.

»Sie werden wieder nach Nimes und vorläufig in's Gefängniß gebracht.«

»Und wie lange werde ich im Gefängnisse bleiben, ehe ich vor Gericht gestellt werde?«

»Einen bis höchstens zwei Monate.«

»Zwei Monate im Gefängniß! ach, so lange lebe ich nicht!«rief Jean schluchzend. »Ist es mir nicht wenigstens erlaubt, an meine Eltern zu schreiben und ihnen diese entsetzliche Nachricht mitzuteilen? denn wenn sie sie durch die Zeitungen erführen, würde der Schlag zu hart für sie sein.«

»Sie können ihnen sogleich schreiben, während wir noch das Haus durchsuchen, ob wir noch irgend etwas finden, was uns Licht über den Thäter geben kann.«

Man gab dem jungen Manne Schreibzeug, und zwischen zwei Gensd'armen sitzend, welche Befehl erhalten hatten, ihn nicht aus den Augen zu lassen, schrieb er an seine geliebten Eltern, welches entsetzliche Unglück ihn betroffen hatte.

IV.

Zwei Monate nach den bisher erzählten Ereignissen drängte sich eine ungeheure Menschenmenge vor der Thür des Gebäudes in Nimes, in welchem die Sitzungen des Assisenhofes gehalten wurden. Die öffentlichen Verhandlungen über die Ermordung des Pfarrers den Lafou und seiner Haushälterin sollten an diesem Tage beginnen.

Seit der Verhaftung Jeans hatte die Untersuchung zu immer neuen und beschwerenderen Indicien gegen den unglücklichen jungen Mann geführt, so daß an dem heutigen Tage Jedermann von seiner Schuld überzeugt war und mit Ungeduld seine Verurtheilung erwartete, denn der Pfarrer von Lafou war auf zwanzig Meilen in die Runde bekannt und bei Jedermann beliebt gewesen.

Indessen hatte Jean nichts vernachlässigt, was zu seiner Vertheidigung beitragen konnte. Er hatte seine Prinzipale, seine Freunde und Alle kommen lassen, die über seine Moralität Auskunft geben konnten, theils aus dem Verhältnisse, in dem er persönlich mit ihnen gestanden, theils nach dem, was sie über ihn gehört hatten.

Jeans Eltern hatten ihn während dieser Zeit fast nicht verlassen. Man bedauerte sie, aber wie schon gesagt, die öffentliche Meinung war über die Schuld des Angeklagten einstimmig. Jean war kaum mehr zu erkennen. Das Unglück hatte mit seinem schwersten Gewicht auf ihm gelastet; er war bleich und abgemagert wie ein Sterbender; sein Blick war matt und nur der tiefe Schmerz schien noch in ihm zu leben.

Nur fünf Personen wären von seiner Unschuld überzeugt; dies waren seine beiden Eltern, welche gewiß wußten, daß ihr Sohn nicht allein keines Mordes, sondern selbst keines verbrecherischen Gedankens fähig war; ferner sein Prinzipal, der an dem Tage seiner Verhaftung eine Tratte von ihm bekommen, und die beiden Gensd'armen, die ihn zu dem königlichen Procurator geführt hatten.

Dieser Prozeß war seit zwei Monaten der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und es war fast keine Woche vergangen, ohne daß das Journal von Nimes einen Artikel mit neuen Details darüber gebracht hatte. Es war daher nicht zu verwundern, daß an dem Tage der ersten Gerichtssitzung die Thür des Tribunals seit frühem Morgen von einer neugierigen Menschenmenge belagert wurde, unter der, wie dies immer der Fall ist, das weibliche Geschlecht sich sowohl durch Anzahl als durch die glühendste Neugierde bemerklich machte.

Gegen Mittag wurde endlich die Sitzung eröffnet.

Der Huissier kündigte an: »Der Gerichtshof!« Die Geschworenen nahmen ihre Plätze ein und der Präsident bewegte, nachdem er sich ebenfalls gesetzt hatte, seine Glocke, um Ruhe zu gebieten. Als diese hergestellt war, sagte er:

»Man führe den Angeklagten ein.«

Jean erschien zwischen zwei Gensd'armen. Er war in dem Zustande, den wir geschildert haben, das heißt unkennd. Welche Veränderung hatten zwei Monate mit dem heiteren Reisenden hervorgebracht, den wir beim Beginn Unsrer Erzählung auf der Straße von Nimes nach Lafou gesehen haben! Aber welche Ereignisse-, welche Angst-, welche Schrecken, welche Befürchtungen hatten auch diese zwei Monate in sich geschlossen!

Die Eltern des Angeklagten, welche beide eben so bleich waren, als ihr Sohn, nahmen ihre

Plätze neben dem Vertheidiger desselben ein.

Der Präsident befahl dem Huissier, die Anklageacte, vorzulesen, deren uns schon bekannter Inhalt das Schaudern der Zuhörer hervorrief.

Jean war wie stumpfsinnig. Kaum hatten die ewigen Verhöre, die Fragen des mit seiner Vertheidigung beauftragten Advokaten, der Kummer seiner Eltern und sein eigener Schmerz ihm so viel Verstand gelassen, daß er klare und bestimmte Antworten auf die ihm vorzulegenden Fragen geben konnte. Er betrachtete mit einem Gefühl tiefen Mitleidens alle diese Menschen« die sich hier versammelt hatten, um ihn leiden zu sehen und von denen vielleicht kein einziger ihn bemitleidete.

« Von allen Martern, welche die Hölle erfunden hat, kann es wohl keine größere geben, als den Gedanken, wegen eines Verbrechens, das man nicht begangen hat, aller Wahrscheinlichkeit nach vielleicht zum Tode oder doch zu den Galeeren verurtheilt zu werden, und daß Alles, was man auch sagen oder thun möge, um die Richter oder die Zuhörer von seiner Unschuld zu überzeugen, keinen andern Erfolg haben wird, als noch frecher und verstockter in ihren Augen zu erscheinen.

Dante hat diese Marter vergessen.

»Ihr Vor - und Zuname?« sagte der Präsident zu Jean, als die Vorlesung der Anklageacte zu Ende war.

»Jean Raynal,« antwortete der junge Mann mit äußerst schwacher, aber unaussprechlich sanfter Stimme.

»Ihr Gewerbe?«

»Handlungsreisender.«

»Geburtsort?«

»Paris.«

»Wie alt?«

»Einundzwanzig und ein Viertel Jahr.«

Ein Gemurmel der Entrüstung durchlief die ganze Versammlung, daß ein so junger Mensch schon ein so gräßliches Verbrechen begangen hatte.

»Sie sind angeklagt,« sprach der Präsident weiter, »in der Nacht vom 15. zum 16. April dieses Jahres den Pfarrer Valentin Raynal in Lafou und seine Dienerin Toinette Belami ermordet zu haben.«

»Ich weiß es.«

->»Leugnen Sie noch immer dieses Verbrechen?«

»Ja, Herr Präsident.«

»Gut, Erzählen Sie uns die Umstände, die Ihnen bekannt sind, dann werden wir die Zeugen vernehmen.

Jean erzählte vielleicht schon zum zehnten Male seine Ankunft bei seinem Oheim, sein Gespräch mit ihm, seinen tiefen Schlaf während der Nacht, seine Abreise am Morgen, seinen Besuch bei dem Bäcker Simon und seine Verhaftung in dem Augenblicke wo er Nimes verlassen wollte.

Die Zeugenvernehmung begann. Welche Menge von Beweisen kann die menschliche Justiz aufbringen, um einen Unschuldigen zu verurtheilen, mit der Ueberzeugung, daß sie einen großen

Verbrecher vor sich hat!

Der erste Zeuge war der Bauer, bei dem Jean sich nach der Wohnung des Pfarrers erkundigt hatte.

»Habt Ihr damals etwas von Aufregung entweder im Benehmen oder in der Stimme des Angeklagten bemerkt?« fragte ihn der Präsident.

»Nein, der Angeklagte schwitzte sehr, weiter habe ich nichts gesehen.«(Gelächter.)

So oft Menschen versammelt sind, um einen Andern richten und verurtheilen zu hören, lassen sie nie eine Gelegenheit unbenutzt, wo sie lachen können.

»Es ist gut, geht wieder an Euren Platz,« sagte der Präsident zu dem Zeugen, welcher sich freute, zuerst aufgerufen worden zu sein, weil er auf diese Weise von einem guten Platze aus die ganzen Verhandlungen mit anhören konnte, ohne daß ihm ein Wort entging.

Der zweite Zeuge war einer der drei Freunde des Pfarrers, die ihn am Abende vor dem Verbrechen besucht hatten.

Es war ein Mann von sechzig Jahren, von allgemein anerkannter Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit.

Nachdem er die gewöhnlichen Einleitungsfragen beantwortet hatte, fragte ihn der Präsident:

»Wie benahm sich der Pfarrer Raynal an jenem Abende gegen seinen Neffen?«

»Ganz wie ein Vater; er schien eine herzliche Zuneigung zu ihm zu haben.«

»Wie benahm sich während dieser Zeit der Angeklagte?«

»Wie ein junger Mann, welcher die ihm bewiesene Liebe dankbar anerkennt.«

»Wurde von der Feindschaft gesprochen, welche zwischen den beiden Brüdern geherrscht hatte?«

»Ja.«

»Was sagte der Pfarrer in dieser Beziehung?«

»Er bedauerte sie.«

»Hatte Herr Raynal schon vor jenem Abende diesen Umstandes gegen Sie erwähnt?«

»Ja; Herr Raynal war einer meiner intimen Freunde und vertraute mir alle seine Gedanken an.«

»Wie äußerte er sich über seinen Bruder Onesimus Raynal?«

»Ich bin es der Wahrheit schuldig zu sagen, daß er ihn zuweilen als einen Mann von heftigem Character schilderte. Aber in der Folge hatte sich seine Meinung von ihm sehr geändert und er hat oft den Wunsch gegen mich ausgesprochen, diesen Bruder wiederzusehen und zu umarmen.«

Die beiden folgenden Zeugen sagten in dem nämlichen Sinne aus, sie fügten aber noch hinzu, der Pfarrer habe ihnen erzählt, daß er im Laufes des Tages eine Summe von zwölfhundert Franken eingenommen habe.«

»Diese Summe bestand in Fünffrankstücken,« bemerkte Jeans Vertheidiger, »und die zwölfhundert Franken, die man bei dem Angeklagten gefunden hat, waren zwei Bankbillets und zehn Louisd'ors.«

»Der Herr Pfarrer hat uns nicht gesagt,« erwiderten die Zeugen, »in welchen Münzsorten jene zwölfhundert Franken bestanden haben; er erzählte uns nur, daß er sie erhalten habe.«

»Uerigens,« setzte der Staatsanwalt hinzu, »hat der Angeklagte sie auch umwechseln können.

»Auch wünschten wir eben deßhalb Gewißheit zu haben, ob die zwölfhundert Franken in

Fünffrankenstücken bestanden haben, um die Anklage auffordern zu können, den Wechsler auszumitteln, bei dem sie umgesetzt worden wären.«

Kein Zeuge konnte das Gericht über diesen Punkt aufklären.

Der junge Mann, welcher die erste Anzeige von dem Verbrechen gemacht hatte, wurde hierauf vernommen. Er wußte nichts zu sagen, als daß er schon am Abend zu dem Pfarrer gekommen war; da er aber von der Haushälterin hörte, daß ihr Herr Besuch hatte, so habe er ihn nicht stören wollen und sei daher am folgenden Morgen wieder zu ihm gegangen. Da ihm ans sein Klopfen Niemand öffnete und eine Todtenstille im Hause herrschte, habe er es auf sich genommen, die Thür mit Gewalt zu öffnen.

Die Entlastungszeugen wurden jetzt gehört. Alle stimmten darin überein, die musterhafte Aufführung Jean Raynals bis zu dem Tage des Verbrechens zu versichern, aber von diesem Augenblicke an konnte Keiner etwas über ihn sagen.

Der Croupier des Spielhauses war ebenfalls eingeladen worden.

»Kennen Sie diesen jungen Mann?« fragte ihn der Präsident, auf den Angeklagten zeigend.

»Nein,« Herr Präsident.«

»Sie erinnern sich nicht, ihn an Ihrer Spielbank gesehen zu haben?«

»Es kommen so viel Leute zu uns, daß es fast unmöglich ist, uns die einzelnen Gesichter zu merken.«

»Oer Angeklagte behauptet, am B. April zwölfhundert Franken bei Ihnen gewonnen zu haben; erinnern Sie sich dessen nichts Sie selbst sollen sie ihm ausgezahlt haben, wie er sagt.«

»Ich zahle Alles aus und es gehen täglich mehrere hunderttausend Franken durch meine Hände. Es würde mir also unmöglich sein, mich zu erinnern, ob ich Jemandem eine so unbedeutende Summe von zwölfhundert Franken ausgezahlt habe.«

»Nun, es ist Gottes Wille!« murmelte Jean.

Mit den übrigen Zeugen war es der nämliche Fall.

Alle Einwohner von Lafou, deren Häuser in der Nachbarschaft des Pfarrhauses lagen, waren eingeladen worden. Einige von ihnen waren spät zu Bett gegangen, Andere waren vor Tagesanbruch wieder aufgestanden, Einige sogar hatten gar nicht geschlafen. Aber kein Einziger von ihnen konnte sagen, daß er im Laufe des Tages oder während der Nacht Jemanden in das Pfarrhaus hatte gehen sehen, als den Angeklagten.

Mit jedem Augenblick häuften sich die moralischen Beweise gegen Jean mehr an. Er war vernichtet, die Gedanken vergingen ihm. Zuweilen glaubte er, er sitze für einen Anderen hier, und auf der anderen Seite war er selbst so entsetzt über dieses Zusammentreffen erschwerender Umstände, daß er sich fragte, ob er nicht wirklich seinen Oheim ermordet habe.

Nach Vernehmung der sämtlichen Zeugen erhob sich der Staatsanwalt und unterstützte die Anklage durch folgende Rede:

»Meine Herren Geschworenen, es giebt Verbrechen, wegen deren Ihre Gerechtigkeit sich in gar keine Diskussion mit Ihrem Gewissen einzulassen braucht und über die Sie ohne Bedenken das Verdammungsurtheil aussprechen können, wenn Sie die in Gefahr gebrachte Gesellschaft rächen wollen. Das Verbrechen, über das Sie heute zu richten haben, gehört zu dieser Klasse. Es ist unter Umständen begangen worden, welche keinen Zweifel über seinen wirklichen Urheber zulassen. Der Mörder ist der, den Sie Vor sich haben; er ist es, der seit zwei Monaten die erschwerendsten Beweise sich um ihn hat aufhäufen sehen, ohne einen einzigen derselben

widerlegen zu können. Wenn in Ihrem Geiste noch der mindeste Zweifel bleiben sollte, so erinnern Sie sich der einzelnen Umstände, und der Zweifel wird schwinden, das Licht der Ueberzeugung wird an seine Stelle treten. Zum Glück kann man auf die Justiz das Wort der heiligen Schrift anwenden: Gott sprach, es werde Licht, Und es ward Licht.«

Der Staatsanwalt fuhr sich mit dein Tucho über den.Mund, damit seine Zuhörer Zeit haben sollten, ein Gemurmel der Bewunderung durch den Saal laufen zu lassen; dann fuhr er mit dem gemachten Effect zufrieden, in seiner Rede fort:

»Wenn wir die einzelnen Kettenglieder der Anklage zusammenfügen, so werden wir sehen, ob die Wahrheit nicht klar der Augen liegt. Ein einziger Mensch ist im Laufe des 15. April zu dem Pfarrer Valentin angekommen, wenn wie die drei Freunde ausnehmen, die ihn ans Abende besucht haben und von denen nicht die Rede sein kann, ein Einziger hat während der Nacht vom 15. zum 16. sein Haus wieder verlassen, und dieser Einzige ist Jean Raynal. Während der Zeit welche der Angeklagte in dem Hause seines Oheims zugebracht, ist ein Verbrechen begangen worden, oder Vielmehr zwei Verbrechen, denn es sind zwei Schlachtopfer, deren Tod wir heute zu rächen haben. Auf wen kann der Verdacht fallen, als auf den einzigen Menschen, den man an jenem Tage zu dem ehrwürdigen Pfarrer von Lafou hat kommen sehen? Und welche Beweise findet die Anklage gegen diesen Menschen? Hier werde ich fast von Mitleiden mit dem Angeklagten selbst ergriffen, der hartnäckig die That leugnet, anstatt durch ein offenes Geständniß die Gerechtigkeit milder zu stimmen. Dieser Mensch leugnet, er leugnet! und man findet bei ihm eine Summe von zwölfhundert Franken, während eine ganz gleiche Summe dem unglücklichen Pfarrer gestohlen worden ist! Er leugnet und an seinen Kleidern finden sich die Spuren des edlen Blutes, das er vergessen hat! Er leugnet, und in einem Briefe, den sein Oheim geschrieben hat zwei Stunden ehe er unter dem Stahle dieses Vaternörders fiel, finden wir daß dieser Mensch, den er wie seinen Sohn aufgenommen hat, der unseligen Leidenschaft des Spieles ergeben ist, und der fromme Greis, als ob Gott, dem er diente, eine Ahnung in ihm geweckt hatte, fügt hinzu, daß diese Leidenschaft zu allen Verbrechen führt. Er ahnete es nicht, der heilige Mann, daß er selbst das erste Opfer dieser Leidenschaft sein werde! Er leugnet, und wir kennen den ganzen Grund seines Besuchs bei seinem Oheim, und ist dieser Besuch nach einer zweiundzwanzigjährigen Uneinigkeit, dessen Resultat ein Mord ist, nicht ein Beweis mehr von der Schuld des Angeklagten, und ein so schwerer Beweis, daß die Anklage drei Personen auf die Bank hatte bringen sollen, auf der ich nur eine sehe? —«

Bei den letzten Worten hatte der Staatsanwalt Jeans beide Eltern angeblickt. Aber diese waren von ihrem Kummer so niedergedrückt, daß sie mit gesenkten Köpfen und sich bei den Händen haltend in halber Betäubung da saßen und die Worte des Staatsanwalts nur wie ein verworrenes Summen hörten, das sie nicht verstanden..

»In der That,« hob der Beamte wieder an, indem er den Aermel seiner Robe zurückzog, um seinen Bewegungen mehr Freiheit zu geben, »sammeln Sie nur Ihre Erinnerungen, denken Sie nur an die Aussagen der drei ersten Zeugen, die wir Vernommen haben: der Pfarrer von Lafou hatte bei mehreren Gelegenheiten von dem heftigen Character seines Bruders gesprochen. Was wollte denn nun dieser Neffe nach einer Feindschaft, welche zweiundzwanzig Jahre gedauert hatte? Was ist er, als der Abgesandte des Hasses? was ist er, als das Werkzeug der Rache?«

»Ja, meine Herren Geschworenen, der Angeklagte ist schuldig; ja, Sie können ihn ohne Bedenken und ohne Gewissensbisse verurtheilen. Die Gesellschaft hat das heiligste ihrer Rechte in Ihre Hände gelegt, üben Sie es aus ohne Schwäche. Ihre Mission muß Sie über die Eindrücke

des großen Haufens erheben. Hier sind Sie keine Menschen, Sie sind Gewissen! Vergessen Sie nicht, daß Gott selbst gesagt hat: Wer mit dem Schwert gesündigt hat, soll durch das Schwert umkommen!«

Der Staatsanwalt ließ sich wieder nieder unter den Ausbrüchen der allgemeinen Bewunderung und das allgemeinen Beifalls.

Der Vertheidiger nahm hierauf das Wort; er erzählte die Wahrheit und deßhalb ließ sich Niemand durch seine Rede überzeugen.

Als er schwieg, drückte ihm die Frau die Hand, um ihm für die vergebliche Mühe zu danken, die er sich gegeben hatte. Es war elf Uhr Abends. Beim Scheine der Lampen, die man angezündet hatte, sah man das erhabene Gesicht des Erlösers an dem im Hintergrunde des Saales hängenden Kruzifix. Seine Augen waren zum Himmel gerichtet, mit einem Ausdruck von Seelenruhe in seinem tiefen Schmerz, als sagte er zu den Verbrechern: »Bereuet und mein himmlischer Vater wird Euch vergeben!« als sagte er zu den Schuldlosen: »Beugt den Nacken wie ich, und sterbet lächelnd, wenn man Euch verurtheilte; Ihr werdet im Himmel erhöht und die Lieblinge Gottes werden!«

Der Präsident erhob sich und sprach mit feierlicher Stimme:

»Die Geschworenen werden sich in das Berathungszimmer begeben. Die Eltern des Angektagten fordere ich auf, sich zu entfernen, während das Urtheil gesprochen wird.«

Das greise Ehepaar — denn Beide waren in zwei Monaten um zwanzig Jahre gealtert — stand auf und verließ, von zwei Huissiers geführt, den Saal, nachdem sie noch einen letzten Blick voll Thränen auf ihren unglücklichen Sohn geworfen, der ihn mit einem Lächeln erwiderte, um ihren Muth zu stärken.

Diese Scene machte einen lebhaften Eindruck auf die Zuhörer. Während sie sich entfernten, hörten Onesimus Raynal und seine Gattin von mehreren Stimmen die Worte:

»Die armen Leute!«

Und sie sahen, daß Mancher sich die Thränen trocknete.

In diesem Augenblick hätte man die Freisprechung Jeans gewünscht, denn im Grunde ist das menschliche Herz gut.

Die Geschworenen zogen sich in das Berathungszimmer zurück.

»Man führe den Angektagten hinaus,« sagte der Präsident.

Jean entfernte sich in Begleitung zweier Gensd'armen.

Nach einer Viertelstunde traten die Geschworenen wieder ein.

Der Obmann sprach Folgendes:

»Auf unsre Seele und Gewissen, ja, wir erklären den Angektagten Jean Raynal der freiwilligen, mit Vorbedacht ausgeübten Ermordung seines Oheims Valentin Raynal und dessen Dienerin Toinette Belami für schuldig.«

»Man führe den Angektagten wieder ein,« sagte der Präsident.

Jean trat ein.

»Demgemäß,« sprach der Präsident, nachdem er und der ganze Gerichtshof, sowie die Zuhörer sich erhoben und Jeder das Haupt entblößt hatte, »demgemäß verurtheilt das Gericht den Angektagtem Jean Raynal, zur Strafe des Todes! — Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen?«

»Nichts, Herr Präsident,« antwortete Jean mit ruhiger Stimme, »als daß auch ich bei meiner Seele und Gewissen und bei dem Gott, der uns hört und in unsere Herzen blickt, schwöre, daß ich unschuldig bin!«

Schweigend und tief erschüttert entfernte sich die Menge.

Als Jeans Vater diese Verurtheilung erfuhr, verließ er die Stadt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Die Mutter des Verurtheilten wurde wahnsinnig.

Einen Monat nach dieser Sitzung las man in der Sentinelle von Nimes unter dem 16. Juli:

»Gestern hat die Hinrichtung Jean Raynals stattgefunden, dessen Prozeß unsere Leser vor ohngefähr einem Monat gelesen haben. Der Angeklagte hatte das Rechtsmittel der Cassation ergriffen, allein sie wurde verworfen und gestern Morgen wurde ihm angekündigt, daß er nur noch zwei Stunden zu leben habe. Der junge Mann weinte heiße Thränen, während er die Verwerfung seines Gesuchs vernahm; er hat dem Priester gebeichtet, der einige Minuten später in sein Gefängniß kam und der ihn nicht eher als auf dem Schafott wieder verlassen hat. Nach seiner Beichte hat er zu dem Geistlichen gesagt:

»—Ein so guter Christ man auch sein möge, mein Vater, so ist es doch sehr traurig, unschuldig sterben zu müssen, und besonders in meinem Alter!«

»—Auch unser Herr Christus ist unschuldig gestorben. . .« erwiderte ihm der Priester.

»—Ja, mein Vater, aber er büßte durch seinen Tod die Sünden der Menschen, während der meinige Niemandem nützt!«

»Der Henker ist hierauf eingetreten, um die letzte Toilette des Verurtheilten zu machen.

»— Wünschen Sie noch etwas, ehe Sie sterben?« fragte man diesen.

»— Ein Blatt Papier, eine Feder und Dinte,« antwortete er.

»Das Verlangte wurde ihm gebracht und er schrieb Folgendes:

»In dem Augenblicke, wo ich sterben muß,
»verzeihe ich Denen, die mich verurtheilt haben, denn bei
»den Beweisen, die auf mir lasteten, würde ich an ihrer
»Stelle das Nämliche gethan haben. Aber ich
»schwöre nochmals, daß ich unschuldig bin an dem
»Verbrechen, wegen dessen ich den Tod erleide,
»und ich hoffe, daß einst die Wahrheit an den Tag
»kommen wird, damit mein Name, so wie der meines
»armen Vaters, welcher verschwunden, und meiner
»unglücklichen Mutter, die in Wahnsinn verfallen ist,
»wieder zu: Ehren komme.

»Jean Raynal.«

»Am 15. Juli 1825.

»— Mein Vater, sagte der Verurtheilte hierauf zu dem Priester, ich bitte Sie, dieses Papier aufzubewahren; es enthält die Zukunft eines Unglücklichen der nur noch eine Stunde zu leben hat.«

»Jean Raynal hat hierauf, nachdem er Speise und Trank verweigert, einen Wagen bestiegen und ist mit der größten Ruhe und Ergebenheit die Stufen des Schafotts hinaufgegangen.

»Zwei Minuten später war die menschliche Gerechtigkeit gesühnt.«

Erstes Kapitel.

Der Nicolas.

Acht Jahre sind vergangen.

Wir sind im October 1833, um neun Uhr Abends, und auf dem weiten indischen Ocean, dessen Wellen mit eintönigem Brausen von dem Archipel der Sundainseln bis zum Nebelkap ziehen, schwimmt ein Schiff in der Dunkelheit still und mühsam daher.

Es ist der Nicolas, welcher von der Insel Madagascar kommt, am Kap anlegen und dann nach Manila steuern will.

Auf dem Verdeck des Schiffes ist es einsam und still. Mit Ausnahme des wachhabenden Officiers, der, in seinen Regenmantel gehüllt und die Hände auf den Rücken gelegt, auf - und abgeht, und des Steuermanns an seinem Rade, ist kein lebendiges Wesen zu sehen.

Die Nacht ist nicht allein dunkel, sondern kalt; der Himmel und das Meer haben eine gleichmäßige, schiefergraue Farbe und ein feiner Regen peitscht die Takelage des Schiffs.

Man hört Nichts als das Krachen des Fahrzeugs, welches alle seine Kräfte anstrengt, um diese mächtige See zu überwinden, und sich, wie ein Roß Unter den Sporen des Reiters, auf seinem Kiele bäumt./P>

Wir steigen in das Zwischendeck hinab um zu sehen, was hier vorgeht. In einer großen Kajüte, welche während des Tages als Speisesaal und des Abends als Versammlungszimmer dient, und die jetzt von einer an der Decke hängenden und mit einem breiten Schirme bedeckten Lampe erleuchtet wird, sitzen vier Personen um einen großen leeren Tisch. Zwei von ihnen spielen Domino, es ist der Commandant Durantin und der Doktor Maréchal.

Der Dritte lies't, den Kopf aus die rechte Hand und den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, auf der sein Buch liegt.

Der Vierte thut eigentlich Nichts, aber er scheint in so tiefe Betrachtungen versunken zu sein, daß er leicht von Allen Vieren am Meisten beschäftigt sein könnte.

Der Commandant ist ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, ein gewöhnlichen Schiffsanzuge, ein ächter Seemann mit freiem Blick. einer Adlernase und weißen Zähnen.

Der Doktor kann etwa zweiunddreißig Jahre alt sein; er hat ein offenes Gesicht, ein klares, sanftes Auge, wie das eines Mannes sein muß, dessen Herz, dessen Magen und dessen Kopf gesund ist.

Ost Lesende ist ein junger Mann, den man höchstens für fünfundzwanzig Jahre halten kann; sein Name ist Felician Pascal, sein Gesicht ist bleich, seine von hohen. schwarzen Brauen beschatteten Augen haben einen außerordentlich sanften Ausdruck und sein gern lächelnder Mund scheint ihm nur gegeben zu sein, um fromme Worte zu sprechen; obgleich er keine Priesterkleidung trägt, so hat er doch schon die Tonsur erhalten und besitzt die ganze evangelische Milde eines jungen Dieners des Herrn. Wenn seine Hand sich auf das Buch legt, um ein Blatt >umzuwenden, so kann man sich nicht enthalten, die weibliche Zartheit und die aristokratische Form dieser Hand zu bemerken. Er ist ganz schwarz gekleidet, von mittlerem

Wuchse und mehr schwächlicher als kräftiger Gestalt. In dem Augenblicke-, wo wir seine Bekanntschaft machen, ist sein auf der Hand ruhendes Gesicht, das von langen, schwarzen Haaren eingerahmt und von der über ihm hängenden Lampe zur Hälfte beleuchtet wird, das angenehmste und gewinnendste, welches man sehen kann; es spricht aus ihm die Ruhe der Seele, der lebendige Glaube, das reine Gewissen.

Der Vierte, welcher in einiger Entfernung von den Uebrigen auf einem an der Wand der Kajüte stehenden Sopha sitzt oder vielmehr liegt, befindet sich völlig im Halbdunkel. Er ist dreißig Jahre alt, aber Jedermann würde ihn für fünf Jahre älter halten; es ist eine große, kräftige Gestalt, und seine Züge, sowie seine Kleidung, sind ein Gemisch von angeeigneter Distinction und von angeborener Alltäglichkeit. Wir wollen diesen Mann näher in's Auge fassen und mit dem Kopfe beginnen. Ein etwas dunkler, von der tropischen Sonne gebräunter Teint, schwarze, wie die Flügel des Raben glänzende Haare, die in natürlichen Locken herabfallen und mit der größten Sorgfalt geordnet sind, eine wie Elfenbein glatte Stirn, mit den Erhöhungen der Entschlossenheit und des festen Willens, in reinen, ununterbrochenen Halbkreisen gebogene Brauen über einem Paar forschender Augen, welche mit außerordentlicher Beweglichkeit den Blicken Anderer ausweichen, die aber die Spuren einer nicht durch physische Ausschweifungen, sondern durch innere Aufregung ermatteten Lebenskraft tragen; dies ist es, was an dem Gesicht dieses Mannes zuerst ausfällt. Die Nase ist gerade und wohlgeformt, aber die übrigen Theile des Gesichts können den prüfenden Blick leicht täuschen, denn ein dichter, an den Ohren beginnender Bart läßt Nichts davon sehen, als ein paar blasse Lippen, welche eine Doppelreihe weißer Zähne bedecken.

Im Gegensatze zu dem jungen Manne, den wir vorher schilderten, hat der, von dem wir fest sprechen, starke Hände mit muskulösen Fingern; er widmet ihnen eine große Sorgfalt, aber obgleich es ihm gelungen ist, sie weiß zu erhalten, so hat er ihnen doch keine elegante Form geben können. Sie sind zur Hälfte von feingefalteten Battistmanschetten bedeckt und an dem kleinen Finger der rechten Hand funkelt ein werthvoller Diamant.

Dieser Mann trägt eine weiße seidene Cravatte, die nachlässig um seinen Hals geschlungen ist, ein Gilet von englischem Stoffe, mit großen rothen, gelben und grünen Carreaus, in dessen linker Tasche sich eine dicke goldene Kette, welche quer über das weiße Hemd läuft, nebst der daran befestigten Uhr, verliert. Den Anzug vervollständigt eine Art Jäckchen von schwarzem Sammet, ein Beinkleid von braunem Cashemir, weißseidene Strümpfe und Tanzschuhe, welche dem Fuße Feinheit geben sollen. Dies ist das vollständige Bild dieses Mannes, der jenen durchdringenden Geruch von Ambra oder Moschus um sich verbreitete, mit dem die Bewohner der Kolonien sich so gern, aber zu ihrem Nachtheil umgeben.

Ist dieser Mensch gut oder schlecht? Das ist schwer zu sagen. Sind die Blässe und der scheue Ausdruck seines Gesichts und besonders die unangenehmen Linien, die ihm seinen hauptsächlichsten Charakter geben, eine Folge von erduldetem Unglück oder von heftigen Leidenschaften? Ist er ein Bösewicht oder ein rechtschaffener Mann? Bald scheint der Blick dieses Mannes aus einem Herde von Galle zu kommen, bald ist er wieder merkwürdig sanft; man kann sich nichts Veränderlicheres denken, als diese Physiognomie Während man den bitteren und höhnischen Zug um seine Lippen bemerkt, wird man erstaunt, diese Bitterkeit und diesen Hohn in ein Lächeln übergehen zu sehen, um das ihn ein junges Mädchen beneiden könnte, und dies eben so rasch, als eine Sommerwolke unter einem Windhauche ihre Form verändert.

So viel ist gewiß, daß dieser Mann, er sei gut oder schlecht, kein gewöhnlicher Mensch ist.

Auf dem Ofen liegende Bücher, an den Wänden hängende Landkarten und ein Thermometer vervollständigen das einfache Meublement dieser sauberen von Mahagoni glänzenden Kajüte.

Das einzige Geräusch, welches man hörte, war, wie wir schon sagten, und wenn wir uns dieses Wortes bedienen dürfen, das Athmen des Schiffes, zu dem sich nur das leise Zittern der inneren Gegenstände und von Zeit zu Zeit das Klappern der Dominosteine gesellte.

»Domino!« rief plötzlich der Comtandant. »Mein lieber Doktor, Sie sind nicht stark in diesem Spiele. Ich hatte siebenundsiebzig Points,« fuhr Durantin fort, indem er seine Augen durchzählte, und jetzt dreiundzwanzig, das sind zusammen gerade hundert.«

»Sie haben ganz Recht, Kapitain,« erwiderte der Doktor, ich bin ein schlechter Spieler; Sie gewinnen mir schon die vierte Partie ab und ich möchte mich nach einem Beistande umsehen. Herr Valery, wollen Sie sich nicht mit Herrn Pascal vereinigen und eine Partie en quatre mit uns spielen.«

Als Herr Valery, der Mann mit dem bunten Gilet, sich anrufen hörte, stand er auf, näherte sich den Spielenden mit der Miene eines vom Schläfe Erwachenden und sagte:

»Ich bin es zufrieden.«

»Ich ebenfalls,« versetzte der junge Mann, indem er sein Buch zuschlug. Dann rieb er sich die Hände und setzte hinzu: »Wissen Sie, daß es diesen Abend ein wenig kalt ist, Herr Kapitain?«

»Wollen wir Feuer machen lassen?«

»O, so schlimm ist es nicht,« erwiderte Felician; »aber kühl ist es.«

»Ich bemerke es ebenfalls,« sagte Valery, indem er sich an den Tisch setzte; »dieses Regenwetter dringt bis auf die Knochen. Ich habe Kopfwegh und ich gestehe, daß ein wenig Feuer mir nicht unangenehm sein würde.«

»Seit einigen Tagen scheinen Sie sich nicht ganz wohl zu befinden, Herr Valery,« bemerkte der Doctor. »Wollen wir ein kleines Examen anstellen?«

»O, das ist nicht nöthig, es fehlt mir Nichts:«

Der Kapitain klingelte, ein Matrose erschien.

»Mache Feuer,« sagte Jener.

Eine Minute später pfiff der Ofen.

Die Wärme that Jedem wohl; die Partie begann und man plauderte während des Spiels. Valery allein fröstelte.

»In wieviel Tagen werden wir das Kap erreichen?« fragte Pascal den Kapitain.

»Spätestens in zwei Tagen.«

»Der Nicolas segelt gut.«

»O ja, er macht seine elf Knoten in der Stunde.«

»Sie setzen, Kapitain.»

»Sechs und sechs?«

»Ja.«

»Dann passe ich.

»Und Sie, Herr Valery?«

»Ich habe Sechsen.«

»Eilen Sie denn so sehr, nach dem Kap zu kommen?« fragte der Kapitain den jungen Mann.

»Ja, ich wünsche, möglichst bald wieder in Frankreich zu sein, aber vorher muß ich zwei bis

drei Monate am Kap bleiben, und ich wünschte daher, ich wäre schon dort.«

»Ihre Mutter lebt in Frankreich?«

»Ja, mit meiner Schwester.«

»In welcher Gegend Frankreichs wohnen sie denn?«

»Im Poitou, ihrem und meinem Geburtslande.«

»Wirklich? Auch ich bin aus Poitou, und wir sind also Landsleute,« sagte Maréchal.

»Blanc Zwei,« rief Valery.

»Zwei As,« sagte der Kapitain, indem er einen Stein ansetzte.

»Aus welcher Stadt sind Sie denn, Herr Doctor?« fragte der junge Mann.

»Ich bin aus Melle, einem sehr hübschen Städtchen auf der Höhe, welche die beiden Thäler der Legère und der Béronne voneinander scheidet.«

»Und ich aus Moncontour, am rechten Ufer der Dive.«

»Das ist ein allerliebstes Städtchen« das ich sehr gut kenne, aber es ist sehr klein.«

»Höchstens tausend Einwohner.«

»Und wie kommt es, daß Sie dieses Oertchen verlassen haben und schon so jung auf der südlichen Halbkugel herumschiffen?«

»Ueberall Blanc,« sagte Durantin. »Sie plaudern und spielen nicht! Ueberall Blanc!«

»Sie wissen doch, Kapitain, daß Niemand Blanc haben kann, da es schon sieben Mal heraus ist.«

»Dann decken Sie auf. Ich habe zweit!« sagte der Kapitain, indem er triumphierend seine Doppeleins zeigte.

»Man muß gestehen, daß der Kapitain gut spielt,« bemerkte Pascal lächelnd; dann wendete er sich an Maréchal und sagte, während die Steine umgewendet wurden:

»Sie fragten mich wohl, aus welchem Grunde ich Moncontour verlassen hätte und schon so jung auf den südlichen Meeren herumschiffte?«

»Ja wohl.«

»Das ist ganz einfach. Sobald ich in das Alter kam, um mir ein Urtheil bilden zu können, erwachte der sehnliche Wunsch in mir, Priester zu werden. Schon als ich noch ein kleines Kind war, wurde meine Seele von den religiösen Cremonieen, von dem Weihrauch, dem Gesange der Chorknaben, den Blumen am Frohnleichnamsfeste, den weißgekleideten Mädchen, die ich in den Prozessionen bei Sonnenschein, und von den Fahnen der heiligen Jungfrau beschattet, vorüberziehen sah, mit einer frommen Begeisterung erfüllt, und Thränen der Rührung traten mir dabei in die Augen, Später wurde dieses religiöse Gefühl eine Ueberzeugung und mein Beruf wurde mir klar. Meine Mutter, die mir in Nichts entgegen sein wollte, brachte mich auf das Gymnasium in Niort, wo ich bis in mein einundzwanzigstes Jahr Theologie studiert habe. Dann empfing ich die ersten Weihen, denn, wie Sie sehen, habe ich die Tonsurt aber ehe ich sein unwiderrufliches Gelübde ablegte, wollte ich die anderen Religionen genau kennen lernen, studieren und miteinander vergleichen, damit mein Glaube sich nicht allein auf das Gefühl, sondern auf Ueberzeugung gründen sollte. Deshalb habe ich diese Reise unternommen, von der ich jetzt zurückkomme.«

»Und überzeugt?« fragte Valery.

»Ja, mit der festen Ueberzeugung, daß es nur Eine wahre, richtige und ewige Religion giebt,

die christliche der ich mein Leben weihen will.«

»Sie wollen also Priester werden?« fragte Durantin.

»Ja.«

»Ihre Kenntnisse und die besonderen Studien, die Sie gemacht haben, werden Ihnen sogleich Anwartschaft auf eine höhere Stelle geben.«

»O, mein Ziel ist ein sehr bescheiden; ich wünsche Nichts, als Pfarrer an unserer kleinen Kirche in Moncontour zu werden und dort mit meiner Mutter und meiner Schwester ferner zu leben, umgeben von den Erinnerungen aus meinen Kinderjahren und von den guten Menschen, die ich an diesem Orte kenne und die meinem Herzen fehlen würden, wenn ich mich auf immer von ihnen trennen sollte. Ich habe die Grenzen der Welt berührt und diesen Wunsch bringe ich mit nach Hause.«

»Wissen Sie, daß es das Glück ist, was Sie zurückbringen?«

»Ich glaube es.«

»Aber warum wollen Sie am Kap bleiben? Ich erlaube mir, Ihnen alle diese Fragen vorzulegen,« sagte der Kapitain, »weil Sie selbst so bereitwillig von Ihren Verhältnissen sprechen und ich mich für Sie interessiere; denn so wahr ich ein Seemann bin, ich kenne nichts Interessanteres und nichts Achtungswertheres, als einen jungen Priester, welcher die ganze Begeisterung der Jugend auf die Liebe zur Religion anwendet.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Herr Kapitain,« erwiderte Felician, indem er Durantin die Hand reichte. »Ich muß mich am Kap aufhalten, um eine kleine Erbschaft in Empfang zu nehmen, welche mir und meiner Schwester zugefallen ist, ohngefähr fünfzigtausend Franken, die uns ein Oheim, der am Kap lebte, hinterlassen hat. Diese Summe soll die Mitgift meiner lieben Blanche vervollständigen, und wenn ich die Freude habe, sie bei meiner Zurückkunft an einen braven Mann zu verheirathen, der sie versteht und die guten Eigenschaften ihres Herzens zu schätzen weiß, so habe ich Nichts mehr von Gott zu erbitten.«

»Das Leben ist doch eine merkwürdige Sache,« bemerkte der Kapitain, obgleich das Philosophiren sonst nicht seine Gewohnheit war; »wir sind hier vier Personen beieinander, welche Alle physisch von demselben Orte kommen und nach demselben Lande gehen, und doch hat Keiner von uns die nämliche Bestimmung. Maréchal ist Arzt, ich bin Seemann, Herr Pascal will Priester werden, und Sie Herr Valery. . .?«

»Meine Bestimmung ist die prosaischeste von allen; ich kehre nach Frankreich zurück, nachdem ich auf der Insel Madagaskar, wo ich seit sieben Jahren gewohnt, mein Glück gemacht habe.«

»Nun, dann sind Sie nicht der Unglücklichste von uns, nicht wahr, Maréchal?«

»Das meine ich auch.«

»Ich beklage mich auch nicht,« erwiderte Valery, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, wie ein Mensch, der an Kopfschmerz leidet.

Eine Pause von einigen Minuten folgte auf dieses Gespräch. Jeder dachte nach. Die Seele ergreift so schnell die Gelegenheit, um in sich selbst zu blicken.

Der Kapitain war der Erste, der das Stillschweigen unterbrach.

»Aber wir sind ja mit unserer Partie noch nicht zu Ende,« sagte er.

»Es ist wahr,« entgegnete der Doctor, indem er sieben Steine nahm, was die Uebrigen bis auf Valery ebenfalls thaten.

»Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich nicht mehr spiele,« sagte dieser, indem er aufstand; »aber ich befinde mich nicht ganz wohl und will zu Bett gehen.«

»Es ist wahr, Sie sind blaß,« versetzte der Arzt; »geben Sie mir Ihre Hand, Sie haben etwas Fieber.«

»O, es wird Nichts sein; ich werde auf der See immer ein wenig unpäßlich. Ich bedarf Nichts weiter als der Ruhe.«

»Jedenfalls werde ich Sie noch ein Mal besuchen, ehe ich zu Bett gehe.«

»Ich danke Ihnen, lieber Doctor«, aber es ist nicht >nöthig, daß Sie sich bemühen.«

Valery sagte seinen drei Gesellschaftern gute Nacht und verließ das Zimmer, um in seine Kajüte zu gehen.

»Jetzt spielt also Jeder für eigene Rechnung,« sagte der Kapitain, der wie man sieht, ein eifriger Dominospieler war. »Wer setzt aus?«/P>

»Sie selbst, Kapitain.«

»So, nun dann, Doppelfünf.«

Zweites Kapitel.

Der Kranke.

Ungefähr dreiviertel Stunde nachdem Valery sich entfernt hatte, und während die drei Spieler plaudernd Thee tranken, wurde die Thür des Zimmers geöffnet und Valery trat wieder ein.

Er hatte seinen Schlafrock angezogen und war blaß wie eine Leiche.

»Nun, da sind Sie ja wieder,« sagte der Kapitain, »das freut mich.«

Aber während Durantin so sprach, betrachtete er den jungen Eingetretenen mit Besorgniß und flüsterte dann dem Arzte zu:

»Sehen Sie nur, wie blaß er ist!«

»Ja, ich komme wieder zu Ihnen,« entgegnete Valery mit einem erzwungenen Lächeln und indem er sich niedersetzte, denn er schien sich nur mit Mühe auf den Füßen halten zu können, »doch nur um einige Worte mit dem Herrn Doktor zu sprechen.«

Dabei hörte man deutlich, wie die Zähne des Kranken zusammenschlugen. Er reichte dem Arzte die Hand.

»Sie haben heftiges Fieber,« sagte Maréchal.

»Ja, ich fühle mich sehr unwohl,« erwiderte Valery mit ruhiger Stimme und fast mit Stolz.

»Haben Sie sich nicht zu Bett gelegt?«

»O ja.«

»Warum haben Sie mich dann nicht rufen lassen?«

»Ich wollte Sie wegen einer so unbedeutenden Sache nicht incommodiren.«

»Das ist eine große Unvorsichtigkeit von Ihnen.«

»O, ich habe eine gute Constitution.«

»Ja, aber es giebt Anfälle, denen auch die kräftigste Constitution nicht widersteht.«

»Habe ich einen solchen Anfall?«

»Das will ich nicht sagen, aber ich wiederhole Ihnen, Sie haben ein heftiges Fieber und können nicht vorsichtig genug sein.«

»Sagen Sie mir, was ich thun soll, Herr Doktor, und ich will es thun.«

Es war leicht zu sehen, welche Anstrengung es Valery kostete, um seine Ruhe und Fassung zu behaupten. Er zitterte unwillkürlich an allen Gliedern und seine blauen Lippen waren in beständiger Bewegung. Es schien fast als suchte er Etwas in diesem Kampfe seines Willens gegen den Körper.

»Haben Sie während Ihres Aufenthaltes in Madagascar zuweilen ähnliche Anfälle gehabt wie der gegenwärtige,« fragte der Arzt.

»Nein, nie.«

»Und es ist ganz plötzlich gekommen?«

»Ja wohl.«

»Haben Sie die Güte aufzustehen, wenn es Ihnen möglich ist.«

Valery stand auf, aber er mußte die Hand vor die Stirn legen, um den fieberhaften Schwindel zu verscheuchen, der ihn bei der geringsten Bewegung ergriff.

Der Doktor öffnete das Hemd des Kranken und untersuchte dessen Brust, die mit großen rothen Flecken bedeckt war.«

»Hm! das ist nicht richtig,« murmelte er vor sich hin.

»Was meinen Sie, Doktor?«

»Nichts.«

»Sie schüttelten doch mit dem Kopfe?«

»Aufrechtig gesagt, habe ich die ersten Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit gesehen.«

»Die rothen Flecken wohl?«erwiderte Valery in einem Tone, welcher bewies, daß er dieses Symptom schon bemerkt und daß es ihn beunruhigt hatte.

»Ja,«antwortete Maréchal.

»Es ist also gefährlich?«

»Nein, das nicht, aber es erfordert eine sorgfältige Behandlung. — Herr Kapitain,«sagte der Arzt zu Durantin, »Sie möchten Herrn Valery eine größere und luftigere Kajüte anweisen.«

»Auf dem Verdeck?«

»Ja, wenn es irgend möglich ist.«

»Wir haben noch die, welche der französische Gesandte inne hatte, ein wahres Prachtzimmer. Ich stelle es Herrn Valery zur Verfügung.«

»Fühlen Sie sich stark genug, um so weit zu gehen?« fragte der Arzt den Kranken.

»O gewiß, ich bin stärker als Sie glauben.«

»Dann haben Sie die Güte, sogleich hinauf zu geben, es ist besser.«

»Gute Nacht, meine Herren,« sagte Valery, »entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.«

»Morgen früh werden wir Sie besuchen, und sollten Sie diese Nacht irgend Etwas bedürfen, so wecken Sie uns, wenn wir schlafen.«

Valery dankte dem Kapitain und schickte sich an, die Kajüte zu verlassen. Aber kaum hatte er vier Schritte gethan, so mußte er stehen bleiben; die Natur war stärker als sein Wille und er schwankte. Er machte eine heftige Anstrengung; aber noch ehe er sich an die Wand lehnen konnte, sank er ohnmächtig in die Arme des Doctors, welcher dies hatte kommen sehen und daher dicht hinter ihm geblieben war.

»Zwei Mann!« rief der Arzt.

Man rief sogleich zwei Matrosen.

»Traget diesen Herrn in die Gesandtschaftskajüte und leget ihn in's Bett.«

Die beiden Matrosen nahmen den Kranken, einer beim Kopfe und der andere bei den Füßen, und trugen ihn in sein neues Zimmer.

»Ist Herrn Valery's Krankheit gefährlich?« fragte nun der Kapitain.

»Gewiß ist sie gefährlich, es ist nichts geringeres ein Anfall des gelben Fieber's, wozu er den Keim von Madagaskar mitgebracht hat. Ich habe ihm deshalb eine abgesonderte Kajüte geben lassen, denn dieses Teufelsfieber ist ansteckend und es wäre kein Spaß, wenn wir es Alle bekämen.«

»O, der Unglückliche!« rief Pascal; »wir wollen hoffen, daß Gott ihn rettet.«

»Er muß überdies eine Riesennatur haben, daß er mit einem solchen Fieber noch hat herunter

kommen können; ich biet gewiß kein Schwächling, aber ich bin überzeugt, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, mich von der Stelle zu rühren.«

»Es muß wohl Jemand bei ihm wachen?« fragte Pascal.

»Allerdings.«

»Nun, so will ich bei ihm bleiben.«

»Sind Sie von Sinnen? Dazu haben wir Leute. Ich wiederhole Ihnen, es ist ein fürchterliches Fieber und steckt binnen fünf Minuten an. Ich lasse Sie nicht nur bei Herrn Valery nicht wachen, sondern werde Ihnen sogar, wenn Sie ihn morgen früh besuchen, ein Fläschchen geben, um daran riechen zu können, so lange Sie bei ihm sind.«

»Gehen Sie zu ihm, Doctor,« sagte der Commandant, »er wird Ihrer bedürfen.«

Der Arzt entfernte sich.

Der Kranke war inzwischen noch immer ohnmächtig zu Bett gebracht worden.

Maréchal ließ ihn flüchtiges Salz einnehmen und er kam bald wieder zu sich.

Als Valery die Augen aufschlug, schien er von der Ruhe und Festigkeit, die ihn bis zu seiner Ohnmacht nicht Verlassen hatte, ein wenig verloren zu haben.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte der Arzt.

»Sehr schlecht.«

Aus dieser Antwort sprach schon eine gewisse Angst.

»Ich war wohl ohnmächtig geworden?« fragte er.

»Ja.«

»Wo denn?«

»Unter.«

Der Doktor stand auf.

»Gehen Sie schon?« fragte der Kranke.

»Nur auf einen Augenblick.«

»Wohin wollen Sie?«

»Ich will Flanell holen, um Sie frottieren zu lassen, und eine Medicin zubereiten.«

»Könnte dies nicht Jemand Anderes besorgen?«

»Nein, warum?«

»Weil ich wünschte, daß Sie bei mir blieben.«

»Fühlen Sie sich schlechter?«

»Ja, ich fühle mich schlecht, aber ich bin noch nicht todt.«

Diese Worte sprach Valery in einem Tone, der wie eine Herausforderung des Todes klang.

Sein ganzer Körper hatte steh indessen mit einem kalten Schweiß bedeckt und er war nahe daran, von Neuem ohnmächtig zu werden.

»Ich fühle mich nicht mehr so stark als vorhin,« sagte er, wie um seinen ersten Anfall von Schwäche zu entschuldigen; »die Ohnmacht hat mich ein wenig angegriffen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich ohnmächtig werde.«

»Riechen Sie dieses Fläschchen, so lange Sie allein sind, ich bin gleich wieder bei Ihnen; verlieren Sie die Geduld nicht und bleiben Sie gut zugedeckt.«

Zur größeren Sicherheit, deckte Maréchal selbst den Kranken zu und umstellte sein Bett mit

Stühlen.

Als Valery allein war, blickte er um sich, als wollte er dadurch seinen Zustand besser kennen lernen; dann neigte er das Ohr auf seine Brust, um sich gleichsam zu überzeugen, daß er noch lebte. Bald erhob er lächelnd den Kopf wieder und sprach vor sich hin:

»Ich war ein Narr. . . es ist Nichts; ein Mensch wie ich stirbt nicht in Einem Tage.«

Dann betrachtete er seine Hände, in denen niemals Blut geflossen zu sein schien, und gab sich dieser Beschäftigung mit einer Art wilder Freude hin. Er bog die Finger nach allen Seiten, ließ die Gelenke knacken, legte die Hand auf seine Brust, während er tief athmete, und ein triumphierendes Lächeln öffnete abermals seine entfärbten Lippen.

»Ich hatte wirklich geglaubt, es wäre vorüber mit mir,« sagte er zu sich selbst, und ein Schauer durchrieselte bei diesem Gedanken seinen ganzen Körper.

In diesem Augenblicke trat ein Matrose ein, welcher Flanell und mehrere Flaschen brachte.

»Brauchen Sie sonst etwas, mein Herr?« fragte der Mann, ohne sich dem Bett zu nähern.

»Nein; was bringst Du da?«

»Es sind Arzneiflaschen, die mir Herr Maréchal gegeben hat, um sie hierher zu tragen.«

»Wo ist Herr Maréchal?«

»Im der Apotheke. Soll ich ihn rufen?« fragte der Matrose,« der es nicht erwarten konnte, die Kajüte wieder zu verlassen, denn der Arzt hatte ihm anempfohlen, sich so kurze Zeit als möglich darin aufzuhalten.

»Nein,« antwortete der Kranke, dem die Ungeduld des Matrosen nicht entging. »Bleibe bei mir.«

Der Matrose stellte sich an die Wand und drehte seine Mütze in den Händen herum.

Valery sah ihm einige Minuten zu und sagte dann zu ihm:

»Tritt doch ein wenig näher, Freund; Du scheinst zu fürchten, von meiner Krankheit angesteckt zu werden, aber sie ist gar nicht ansteckend.«

Der Matrose that einen Schritt, aber nicht mehr.

»Du fürchtest Dich also ernstlich?« sagte Valery in fast beleidigtem Tone.

»Nun ja, mein Herr, ich habe Frau und Kinder, und das gelbe Fieber hat man bald am Halse.«

»Das gelbe Fieber?« rief der Kranke heftig erschrocken, »habe ich denn denn das gelbe Fieber?«

Der Matrose sah ein, daß er einen Fehler begangen hatte; aber er dachte: »Gleichviel, Jeder ist sich selbst der Nächste, und er antwortete daher;

»Der Herr Doktor hat es gesagt.«

»Das gelbe Fieber!« wiederholte Valery mit stierem Blicke; »stirbt man nicht Unter gräßlichen Schmerzen an dieser Krankheit?«

»Ja wohl, mein Herr.«

»Hast Du schon Leute daran sterben sehen?«

»O, schon viele; mein Bruder ist auch daran gestorben, deshalb habe ich so große Angst davor.«

Der Matrose legte sich weiter keinen Zwang auf und hielt sein Taschentuch vor Mund und Nase.«

»Du kennst also die Symptome dieses Fiebers?«

»Ja.«

»Wie fängt es an?« fragte Valery, indem er sich anstrenzte, ruhig zu scheinen.

»Mit Erbrechen. Frost, Kopf- und Magenschmerzen, und dann bekommt der ganze Körper rothe Flecken.«

»Wie diese?« fragte der Kranke, indem er seine Brust zeigte.

»Ja, Herr,« erwiderte der Matrose, während er den Kopf ängstlich vorstreckte, um besser sehen zu können.

»Also muß ich sterben!« rief Valery mit einem Schrei, der fast dem Brüllen eines Tigers glich. In diesem Schrei lag die ganze Wuth und der ganze Schmerz, welche ein Mensch durch die Stimme auszudrücken vermag.

Der Kranke nahm den Kopf zwischen beide Hände, verbarg ihn in den Kissen und zerraupte sich mit Verzweiflung das Haar.

»Sterben! sterben!« wiederholte er; »ich soll sterben in meinem dreißigsten Jahre und jetzt, da ich reich bin! Nein, es ist unmöglich! Ich will nicht sterben!«

Während er dies sagte, streckte er die geballte Hand zum Himmel empor, aber sie fiel bald wieder kraftlos zurück.

Das Delirium stellte sich bereits ein.

»Ich will den Doctor sprechen!« rief der Kranke; »hole ihn auf der Stelle herbei!«

Dem Matrosen war dies sehr erwünscht und er ließ es sich daher nicht zweimal sagen.

»Ich will nicht sterben!« wiederholte Valery fortwährend, als ob er überzeugt wäre, daß sein Wille den Tod entfernt halten könnte. In seiner furchtbaren Aufregung sprang er wie ein Rasender aus dem Bett und an die Thür, die er in dem nämlichen Augenblicke öffnete, als der Arzt zurückkam.

»Wenn Sie dergleichen Unbesonnenheiten begehen,« sagte Maréchal in fast strengem Tone zu ihm, »so muß ich Sie in Ihrem Bette festbinden lassen, denn ich bin für Ihr Leben verantwortlich, und wenn ein Unglück geschieht, so will ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen haben.«

»Ja, Herr Doktor, ich will Ihnen folgen,« entgegnete der Kranke, indem er sich schüchtern wie ein von der Mutter auf einem Fehler ertapptes Kind wieder in's Bett legte. »Sie retten mich, nicht wahr, Sie versprechen es mir?«

»Ich werde mein Möglichstes thun, und es wird mir gelingen, wenn Sie der Wissenschaft nicht durch neue Thorheiten hinderlich sind.«

»Ich gestehe Ihnen, daß ich mich entsetzlich vor dem Tode fürchte.«

»Sie haben indessen noch Vorhin einen so großen Muth bewiesen.«

»Weil ich stolz auf meine Natur war und nicht glaubte, daß ich sterben..könnte. Jetzt aber, da ich meine Krankheit kenne, wiederhole ich Ihnen, daß ich große Angst habe. Der Arzt ist wie ein Beichtvater, man kann ihm Alles sagen. Retten Sie mich und ich gebe Ihnen die Hälfte meines Vermögens; retten Sie mich, Herr Doctor, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie!«

Maréchal betrachtete mit Staunen und fast mit Argwohn diesen Mann, der sich so muthvoll gezeigt hatte, so lange er nicht an die Gefahr glaubte, und der so schwach und demüthig geworden war, seitdem er sie vor Augen sah.

»Beruhigen Sie sich, Herr Valery, Sie werden wieder gesund werden.«

»Bürgen Sie mir dafür?«

»Ich werde Alles thun, was in weinen Kräften steht.«

»Es ist unmöglich, daß ich sterbe!« rief der Kranke wieder; »ich kann es nicht, ich will es nicht!«

Es wäre unnöthig zu wiederholen, was er noch ferner sprach, und zu versuchen, in der Fluth von Worten, Gebeten und Gotteslästerungen, dir, er ausstieß, einen Sinn zu entdecken.

So ging es; die ganze Nacht fort und merkwürdiger Weise hörte er nicht auf, in seinem Delirium den Namen Pascals auszusprechen und nach ihm zu verlangen. Bis zum Morgen wurde er frottiert, um den Blutumlauf wiederherzustellen, und der Arzt versäumte überhaupt kein Mittel, das in seiner Macht stand.

Gegen Morgen wurde der Kranke etwas ruhiger und sobald er ein Wort sprechen konnte« folgte er der ersteren Idee seines Deliriums und sagte zu Maréchal:

»Wollen Sie nicht Herrn Pascal bitten, daß er zu mir kommt?«

»Ist es sehr wichtig, was Sie ihm zu sagen haben?«

»Ja.«

»Denn die geringste Anstrengung kann Ihnen nachtheilig werden.«

»Besorgen Sie nichts, ich will nur einige Worte mit ihm sprechen.«

Der Arzt schickte nach Pascal und dieser trat im nächsten Augenblicke ein.

»Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Valery?« sagte er zu dem Kranken.

»Ja, ich habe Sie darum bitten lassen.«

»Wenn, ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich.«

»Ich muß sterben, Herr Pascal!«

»Sie stellen sich Ihr Uebel schlimmer vor als es ist, nicht wahr, Herr Doktor?«

Valery schüttelte mit dem Kopfe.

»Der Doctor versucht es, mir Hoffnung zu machen; aber ich habe auch schon Leute am gelben Fieber sterben sehen und kenne die Symptome des Todes; sehen Sie hier.«

Mit diesen Worten entblößte der Kranke seine Arme und seine Brust, die mit blaßrothen Flecken überzogen waren.

»Ja, ich habe Feuer in der Brust und Eis an den Füßen; o, ich muß sterben, ich fühle es, ich weiß es!«

Er fing an zu weinen wie ein Kind, so daß Pascal und selbst der Arzt ihn bemitleideten und sich gegenseitig anblickten.

»Ich muß um jeden Preis ruhiger werden. Man versichert, daß Gott einem Menschen, der so leidet wie ich, und der seine Sünden bekennt, zuweilen vergiebt, sowohl seiner Seele als seinem Körper, und daß die Absolution Wunderkuren vollbracht hat. Ich will dieses letzte Mittel versuchen, ich will beichten; vielleicht läßt mich Gott dann noch leben!«

»Dies ist christlich gedacht,« erwiderte Pascal, »obgleich das Gefühl, dem Sie gehorchen, kein streng religiöses ist; aber Gott wird Sie vollends erleuchten, nur ist leider kein Geistlicher an Bord.«

»Sind Sie nicht Priester?«

»Ich bin noch nicht ordiniert.«

»Aber Sie wollen es mit der-Zeit werden?«

»Ja, Gott müßte mich denn abrufen, ehe ich meine Gelübde ablegen kann.«

»Nun, so hören Sie meine Beichte im Voraus.«

»Dies ist unmöglich.«

»Unmöglich?« rief der Kranke mit Entsetzen.

»Ja.«

»Sie wollen mich also unter Gotteslästerungen und Verwünschungen sterben lassen? Wohlan, es sei; ich fluche Gott und der Religion!«

»Schweigen Sie, Unglücklicher! schweigen Sie!«

»Ich sage Ihnen, ich *muß* beichten!« fuhr Valery mit stierem Blicke und schäumendem Munde fort. »Die Vergangenheit erstickt mich, Sie müssen sie kennen. Ich bin ein Verbrecher! . . . hören Sie mich!«

»Er phantasiert, er wird wahnsinnig sagte Pascal zu dem Arzte.

»Nein, dieser Mann leidet eben so sehr an der Seele als am Körper,« erwiderte Maréchal; »als Christ und als Arzt fordere ich Sie auf, ihm den Dienst zu erzeigen, um den er Sie bittet.«

Pascal war noch eine Zeit lang unschlüssig.

«Der Kranke hielt fortwährend die Augen auf ihn gerichtet.

»Ja,« sagte Pascal nach kurzer Ueberlegung zu sich selbst, »der Doktor hat Recht, dieser Mann leidet an seiner Seele, seine Vergangenheit birgt vielleicht ein Unglück, und wenn ich seine Beichte höre, wird es vielleicht in der Zukunft möglich, das geschehene Böse wieder gut zu machen. — Nun gut, Herr Valery,« fuhr er laut fort, »ich will Sie anhören; aber was Sie mir auch entdecken mögen, die Absolution kann und darf ich Ihnen nicht geben.«

»Aber Sie können für mich beten und können mich trösten, nicht wahr? Weiter bedarf ich nichts. Lassen Sie uns allein, Herr Doctor, und Sie, mein Bruder, setzen Sie sich an mein Bett, denn wir müssen eilen. O, wer mir je gesagt hätte, daß ich das Bedürfnis fühlen würde, zu beichten! Ich leide fürchterliche Qualen! . . . , Gott rächt sich grausam an mir! . . . Hören Sie mich an, mein Bruder.«

»Noch nicht,« versetzte Pascal.

»Warum nicht?«

»Weil Es möglich ist, daß Sie nicht sterben und weil Sie es dann vielleicht später bereuen könnten, Jemandem ein Geheimniß anvertraut zu haben, welches schwer auf Ihrem Gewissen zu lasten scheint. Ich werde daher Ihre Beichte nicht eher hören, als bis der Arzt jede Hoffnung aufgegeben hat, und so weit sind wir, Gott sei Dank! noch nicht. Beruhigen Sie sich, Sie haben ein wenig Delirium. Wenn ich Ihre Beichte anhöre, so will ich, daß sie der Himmel Ihrer Ueberlegung und Ihrer Reue, nicht Ihrer fieberhaften Aufregung verdankt. Haben Sie eine oder zwei Stunden, dann wollen wir sehen. In diesem Augenblicke würden Sie nicht im Stande sein, lange im Zusammenhange zu sprechen. Nehmen Sie etwas von diesem Tranke, der für Sie zubereitet ist. Sie werden bald darauf einschlafen und wenn Sie wieder erwachen, wird mir der Herr Doktor aufrichtig sagen, ob Sie noch hoffen dürfen oder nicht. Fassen Sie Muth und Geduld, Herr Valery.«

Während dem hatte Maréchal einige Tropfen von einer rothen Arznei in ein Glas Wasser gegossen, das er dem Kranken reichte. Er leerte es begierig bis auf den letzten Tropfen.

- Ein glühender Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper, es war ihm, als wäre sein Kopf mit Blei angefüllt, er murmelte einige Worte und winkte dem Arzte und Pascal bei ihm zu bleiben; dann fielen ihm von selbst die Augen zu und nach einigen Minuten versank er in einen festen

Schlaf.

Maréchal und Pascal verließen das Zimmer.

»Ist er wirklich in Lebensgefahr?« fragte Letzterer.

»Er ist jetzt Mittag, um vier Uhr will ich Ihnen darauf antworten. Jetzt lassen Sie uns ein wenig frische Luft schöpfen. Das Delirium dieses Menschen macht einen unangenehmen Eindruck auf mich, ich weiß nicht, wie dies kommt, denn ich habe schon Manchen sterben sehen, ohne etwas Aehnliches empfunden zu haben.«

Zwei Stunden später begab sich der Arzt in Begleitung Pascals wieder zu dem Kranken.

Dieser schlief noch.

Die Krankheit hatte seit vierundzwanzig Stunden furchtbare Fortschritte gemacht; sein Aussehen beim Eintritt des Doktors und des jungen Geistlichen war so verändert, daß man ihn leicht hatte für todt halten können.

Die Augen waren halb geöffnet und gläsern, die Wangen bleich und eingefallen, und ohne das häufige Zucken seiner Hände wäre er von einer Leiche schwer zu unterscheiden gewesen.

»Das größte Glück, was diesem Unglücklichen begegnen könnte, wäre, daß er nicht wieder erwachte,« bemerkte der Arzt, »denn er wird noch viel leiden müssen, ehe er stirbt.«

»Er muß also jedenfalls sterben?«

»Ja wohl,« antwortete Maréchal, indem er seinen Ausspruch noch durch ein Kopfnicken bekräftigte. »Die Beine sind schon eiskalt und abgestorben,« fuhr er fort, und hob die Bettdecke empor, um seinem Begleiter die abgemagerten Beine des Sterbenden zu zeigen.

»Welche Veränderung in Zeit von Einem Tages rief Pascal, indem er diesen Körper betrachtete, der ohne Zweifel noch ein entsetzliches Geheimniß barg, wenn man nach den krampfhaften Zuckungen selbst während des Schlafes urtheilen durfte, und der bald nichts mehr als eine leblose Masse sein sollte.

In diesem Augenblicke erwachte Valery, und nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte, suchte er mühsam seine Erinnerungen zu sammeln.

»Ah! da sind Sie, meine Herren,« sagte er endlich; »nun, wie ist's?«

Der Arzt, an welchen diese Frage gerichtet war, schwieg und wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Pascal.

»Ich bin zu Ihren Diensten,« erwiderte dieser dem Kranken.«

»Es ist keine Hoffnung mehr?«

»Keine, außer bei Gott,« antwortete Maréchal.

»Dann ist es eben so gut, als wäre schon Alles vorüber,« entgegnete Pascal.

»Sie zweifeln an Gott?« rief Pascal.

»O nein, ich zweifle nicht mehr an ihm, da ich sterben muß,« versetzte der Kranke. »Ich habe deshalb in einem Augenblicke des Fieberwahnsinns gesagt, daß ich beichten will; wohl an, es sei, ich will beichten.«

»Es ist noch Zeit, Ihren Entschluß zu ändern,« sagte Pascal, »wenn Sie irgend ein Bedenken tragen. Es wäre mir sogar lieber, denn ich muß Gott um Verzeihung bitten, daß ich diese Beichte anhöre, und wenn ich mich dazu verstehe, so thue ich es nur um der Ruhe Ihrer Seele willen.«

»Nun gut, setzen Sie sich zu mir, mein Bruder, und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen etwas Merkwürdiges hören.«

Pascal blickte den Kranken mit Erstaunen an.

»Ein sonderbarer Mann!« sprach der Dotter zu sich selbst, indem er die Kajüte verließ, denn es kam ihm vor, als ob der Sterbende sich jetzt auf die Beichte etwas einbildete, die er vor einigen Stunden aus Furcht hatte ablegen wollen.

Und so war es in der That. Valery der überzeugt war, daß er sterben mußte, warf in dem Augenblick, wo er sein vergangenes Leben enthüllen wollte, einen Blick des Zornes und des Trotzes um sich her, wie ihn der gefallene Engel auf den allmächtigen Gott gerichtet haben mag, als er beschloß, den ewigen Kampf anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Bettler.

Man hat gewiß schon Kinder gesehen, die wegen eines Fehlers, den sie geleugnet, aber gleichwohl begangen hatten, von ihrem Vater gescholten und bestraft wurden, und die, wenn sie die Unmöglichkeit, der Strafe zu entgehen, vor Augen sahen, plötzlich weinend und mit den Füßen stampfend ausriefen:

»Ja, ich habe es gethan, ja, ja, und ich will es auch wieder thun!«

In ihrer jugendlichen Verzweiflung und als wollten sie sich an ihrem Vater rächen, übertrieben sie zuweilen wohl sogar die Bedeutung ihres Vergehens.

Dieses Gefühl betrachte man durch das moralische Vergrößerungsglas und man wird sehen, daß Valery in diesem Augenblicke seinem ganz ähnlichen Gefühle folgte, indem er beichten wollte; nur war es bei ihm um den ganzen Unterschied stärker, der zwischen dem Kinde und dem Manne, zwischen dem Vater und Gott, zwischen dem Fehler und dem Verbrechen, zwischen der väterlichen Züchtigung und dem Tode, dieser Strafe oder Belohnung der Ewigkeit, stattfindet.

»Ha! ich muß sterben,« sagte der Kranke; »es wird nichts, von mir übrig bleiben, mein Tod ist unvermeidlich. Wohlan, man soll erfahren, was ich war und was ich bin!«

Diese Stimmung Valery's war Pascal nicht entgangen, und er konnte sich daher nicht enthalten, zu ihm zu sagen:

»Sie scheinen nicht in dem Zustande zu sein, in dem sich ein Mensch, welcher beichten will, befinden muß; erlauben Sie mir also, daß ich mich entferne. Ich wiederhole Ihnen, daß Ihre aufrichtige Reue das Einzige ist, was die Handlung, zu der ich mich verstehe, entschuldigen kann, aber in diesem Augenblicke sind Sie von dieser Reue weit entfernt.«

»Sie sollen mich aufklären,« erwiderte Valery, »und die Reue in mir wecken, wenn ich sie noch nicht fühle. Worin bestände der Triumph Ihrer Religion, wenn sie nur Gläubige erleuchtete? Ich habe Ihnen Vorhin bereits gesagt, daß es thörig von mir ist, an den Gott zu glauben, der mich tödtet, mich, den nichts im Leben nur einen Augenblick zum Wanken gebracht hat. Es ist mehr als ein Bekenntnis, das ich Ihnen ablegen will, es ist eine Lehre, die ich Ihnen mittheile, eine Lehre, die Ihnen in Ihrem Stande nur von Nutzen sein kann, denn sie wird Ihnen merkwürdige Geheimnisse des menschlichen Herzens enthüllen. Sie sollten es mir im Gegentheil Dank wissen, daß ich dieses Geständnis ohne alle Heuchelei mache; ich hätte mich bekreuzen und die Hände fallen können, um Sie zu täuschen, aber wozu dies? Von der Aufrichtigkeit bis zur Reue ist nur ein kleiner Schritt. Ueberdies betrifft dieses Bekenntniß nicht mich allein, und wenn Sie es angehört haben«I werden Sie bei Ihrer Zurückkunft nach Frankreich die Ehre Unschuldiger wiederherzustellen haben, denn ich habe unschuldigen Leuten Böses zugefügt, unter dem sie noch jetzt leiden müssen.«

»Sprechen Sie, Herr Valery, sprechen Sie.«

»Ach! mein Bruder,« fuhr der Sterbende, den sein moralisches Fieber auf einen Augenblick verlassen hatte, fort, »als Sie den Entschluß faßten, sich dem Dienste Gottes zu widmen, erblickten Sie in der Ausübung Ihres geistlichen Amtes nur die Freude, unmittelbar mit dem

Herrn zu verkehren und das ächt christliche Vergnügen, den Menschen die Wahrheit zu lehren; Sie ahneten nicht, daß Ihr Amt Ihnen auch entsetzliche Scenen vor Augen führen und Sie zu widerwärtigen Zergliederungen zwingen würde. Ihre Natur ist sanft und schwach. Ihre Seele nur zum Guten geschaffen, ich habe dies auf den ersten Blick erkannt; fühlen Sie sich auch stark genug, um nicht entsetzt zurückzuschrecken, wenn Sie sich zum ersten Male über den Abgrund beugen werden, den man die menschlichen Leidenschaften nennt? Sie haben die schönsten Länder der Welt besucht, welche beständig den Ruhm Gottes verkündigen, und von ihrem Glanze, ihren Gesängen und ihren Blumendüften berauscht, haben Sie diesem Gott, der sich Ihnen so offenbarte, gelobt, ihm Ihre Zukunft zu weihen und sich ganz seinem ewigen Gesetze zu widmen. Aber Ihr Stand hat zwei Seiten; die eine ist hell, weil nur der Himmel sie erleuchtet, die andere ist dunkel, weil sie den Menschen zugewendet ist, das heißt dem Laster, dem Verbrechen und dem Zweifel. Wird die Kraft, die Sie aus Ihrem Glauben schöpfen, Ihnen genügen? und werden Sie nicht, wenn Sie Gott so erhaben und den Menschen so niedrig sehen, das Bedürfniß der Einsamkeit und Abgeschiedenheit fühlen? Vielleicht wird Ihnen diese Kenntniß des menschlichen Herzens so widerlich sein, daß Sie sie nicht ertragen können, wie manche Aerzte ihre Kunst haben aufgeben müssen, weil ihnen bei den verpesteten Leichen, die sie öffnen sollten, übel wurde.«

»Sie irren sich, mein Bruder,« antwortete Felician mit sanfter Stimme, »ich habe längst die Nothwendigkeiten erwogen, denen ich mich unterwerfen muß, und ich werde nicht davor erschrecken. Wenn ich gezwungen sein werde, eines der entsetzlichen Geheimnisse anzuhören, von denen Sie sprechen und welche die Beichte enthüllt, so werde ich darin nur das Gefühl sehen, welches diese Beichte dictirt: die Reue, und werde für den Reuigen beten. Indem Christus die Beichte des Menschen gegen den Priester, das heißt, gegen seines Gleichen, einsetzte, hat er ein erhabenes Gesetz aufgestellt, welches die Argumente des reformierten Glaubens vergebens anzugreifen sich bemüht haben. Der Mensch, der ein Verbrechen begangen hat, und der, wie die Protestanten, in der Todesstunde sein Bekenntniß nur in den Busen Gottes niederlegen kann, triumphirt nicht so über sich selbst, wie der Christ, der sich vor einem anderen Menschen demüthigt, welcher das Werkzeug der Gottheit ist und von ihr das Recht erhalten hat, zu vergeben und zu vergessen. Es giebt nichts Schöneres, mein Bruder,« fuhr Pascal mit Begeisterung fort, »als dieses Amt der moralischen Heilung, das der Herr seinen Dienern überträgt. Glauben Sie mir, der Mensch, der seine Sünden nur Gott bekennt, beichtet nicht so vollkommen und mit so günstigem Erfolge, als der, welcher sich gegen einen Priester ausspricht. Er schließt einen stillschweigenden Vergleich mit seinem Gewissen und er ist nicht gerettet, er ist nicht einmal geheilt.«

»Sie haben vielleicht Recht,« entgegnete Valery, »und ich glaube in der That, daß die Beichte Dem, welcher den Glauben hat, einen Trost gewähren muß; aber es giebt auch gewiß Verbrechen, welche Gott nie vergiebt.«

»Er vergiebt sie alle, mein Bruder, wenn man aufrichtig und ernstlich bereute; wenn Ihr Gewissen belastet ist, so bitte, so beschwöre ich Sie, bieten Sie Alles auf, um christlich zu sterben, und im Namen unseres Gottes verheiße ich Ihnen die ewige Ruhe Ihrer Seele.«

Mit einem halb spöttischen, halb neidischen Lächeln betrachtete Valery diesen jungen Mann, dessen Ueberzeugung so aufrichtig und dessen Glaube so rein war, und ohne einen Uebergang zwischen dem, was er gehört hatte und dem, was er sagen wollte, gleichsam als hätte sein unschlüssiger Geist schon nicht mehr zweifeln können, doch aber noch nicht glauben wollen,

sagte er plötzlich:

»Wer acht Jahren wurde der Pfarrer eines kleinen Dorfes in Frankreich, Namens Lafou, mit seiner Haushälterin ermordet. Der Neffe dieses Mannes wurde des Verbrechens beschuldigt, verurtheilt und hingerichtet. Er war unschuldig.«

»O, welch ein gräßliches Schicksal!« erwiderte Pascal schauernd.

»Nicht wahr?« versetzte Valery, »ein fürchterlicher Gedanke!«

»Sie haben nach seiner Hinrichtung erfahren, daß er unschuldig war?«

»Ich wußte es schon vorher.«

»Wie? Sie wußten es?« rief Pascal mit Entsetzen.«

»Ja.«

»Und Sie haben seine Unschuld nicht bezeugt?«

»Ich konnte es nicht.«

»Sie konnten es nicht? Welchen Grund kann ein Mensch haben, seinen Nebenmenschen unschuldig sterben zu lassen?«

»Wenn er selbst der Schuldige ist und wenn er sich selbst in's Verderben stürzen müßte, um den Unschuldigen zu retten.«

»Auch dann muß er es thun!«

»Ja, aber er thut es nicht, und wenn er auch als Christ Unrecht hat, so hat er doch als Mensch Recht. Das ewige Leben ist etwas Schönes, aber es ist ungewisser, als das irdische Leben.«#

»Mein Herr!« rief Pascal, indem er aufstand und unwillkürlich zurückfuhr.

»Ich habe es Ihnen vorher gesagt, daß Sie vor gewissen Dingen zurückschauern würden.«

»Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort.«

»Ich wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, ich hörte das Urtheil sprechen und sah die Hinrichtung mit an.«

Felician erblaßte.

»Und ich kehrte von diesem Schauspiele mit Verachtung gegen Gott zurück,« setzte Valery hinzu, »indem ich zu mir sagte, daß göttliche Gerechtigkeit nicht mehr werth sei als Edle menschliche.«

»Also es war Ihnen nicht genug, ein solches Unglück geschehen zu lassen, sondern Sie lästerten auch Gott noch!«

»Hören Sie mich an, mein Bruder. Vor fünfundzwanzig Jahren lief ein in Lumpen gehüllter Knabe barfuß auf der Landstraße von Nimes umher, wenn schönes Wetter war im Staube, und wenn es regnete im Schmutze. Dieser Knabe, der vorn Betteln lebte, der nicht wußte, woher er war, der nie weder seinen Vater noch seine Mutter gekannt hatte, der im Sommer auf dem Felde, im Winter in einem Schuppen übernachtete, der zufällig auf den Namen Joseph hörte, wie er aus jeden anderen ebenfalls gehört haben würde, da er eigentlich gar keinen hatte, dieser Knabe war ich. Ein sonderbarer Character bildete sich in mir aus und ich fühlte dies selbst. Das Böse war mein einziges Vergnügen schon von frühester Kindheit an. Der Geist der Zerstörung war mir angeboren. Dazu kam ein nicht gewöhnlicher Verstand und eine weit über meine Lebensweise hinausgehende moralische Kraft. Ich stahl, aber so geschickt und so frech, daß es nie gelang, mich auf der That zu ertappen. Die, welche mir ein Obdach gaben, mich ernährten und sich meiner erbarmten, wurden besonders die Opfer meiner Bosheit. Wenn ich ihnen nichts nehmen

konnte, so suchte ich ihnen auf andere Weise Schaden zuzufügen. Befand ich mich auf einem Bauerhofs, so mordete ich ein Huhn oder ein Kaninchen und warf das todte Thier in den Brunnen.— Wenn mich ein Bedienter in einem Privathause übernachten ließ, so beschädigte ich die Bäume oder die Wagen oder fügte den Pferden etwas Böses zu, und hatte ich dazu keine Gelegenheit, so zerstörte ich eine Mauer, kurz ich that irgend einen Schaden, als wäre es meine Bestimmung gewesen, überall, wohin ich kam, Unheil zu stiften.

»Ich hatte jedoch keinen Haß gegen die Menschen, es war nicht die Noth und das Elend, worin meine Eltern mich gelassen hatten, was mich schlecht machte. — Wäre ich der Sohn eines Königs gewesen, so würde ich nicht minder böse gewesen sein. Es war eine Folge meines Organismus, nicht der Ereignisse, die Menschen erschienen mir eher dumm als schlecht. Ich fühlte in mir die Fähigkeit, die ganze Welt zu hintergehen und in Folge dessen war es natürlich, daß ich Geschöpfe verachtete, die einem Knaben nicht gewachsen waren. Indessen sah ich bald ein, daß ich meine Klugheit benutzen; die seltenen Fähigkeiten, mit denen ich begabt war, in größerem Maßstabe praktisch anwenden, kurz meinem dunklen Leben ein glänzendes Ziel vorstecken mußte. Ich suchte zuerst das Mittel, um Alles zu erreichen, und das Beste dünkte mir die Verstellung.

»Ich leistete für mein Alter Unglaubliches.

»Wie schon gesagt, ich bettelte, anstatt aber das erbettelte Geld zu verthun oder mit meinen Kameraden zu spielen, hob ich es sorgfältig auf. — Ich hatte unter einem Baume eine Niemandem bekannte Höhlung gegraben und hier verwahrte ich jeden Abend meine Einnahme. Es geschah zuweilen, daß ich eine ganze Nacht hindurch die Hand in dieses Loch hielt und die darin befindlichen Kupfermünzen klingen ließ, wie ein Geizhals sich an dem Klange seiner Goldstücke weidete die Liebe zum Gelde war mir angeboren und es drängte mich viel zu erwerben, denn ich war überzeugt, daß ich mit Klugheit und Geld alle Hindernisse besiegen würde, die sich meinem Ehrgeiz in den Weg stellten, nach welchem Ziele er auch streben könnte. Zuweilen ging ich bis in die Stadt, und wenn ich an einer Straßenecke oder vor einer Kirchenthür einen alten Bettler sah, wartete ich den Augenblick ab, wo ich von mehreren Leuten gehört werden konnte nahm einige Sous aus der Tasche und gab sie ihm mit den Worten:

»— Wir sind Beide arm, guter Mann, aber Ihr seid alt und ich bin jung, Ihr könnt nicht mehr gehen, ich aber habe gesunde Beine, hier, nehmt, was ich gestern eingenommen habe, ich brauche nur das, was ich morgen bekomme.

»Der Bettler dankte mir dann weinend, ich sah Thränen der Rührung in den Augen Derer, welche mich hörten, und ich eilte hinweg, als wollte ich mich den Lobsprüchen der Umstehenden entziehen, während ich bei mir dachte:

»— Welch ein Glück, daß es so leicht ist, die Menschen zu betrügen!«

»Sie sehen, mein Bruder, daß es kaum ein verdorbeneres Geschöpf geben konnte, als ich war..

»Ich war damals acht Jahre alt-

»Nach und nach hatte sich meiner ein ganz sonderbarer Gedanke bemächtigt, der mich im wahren Sinne des Wortes unglücklich machte. Es war das Bewußtsein meiner Kleinheit im Vergleich zu dem Wesen, das die mich umgebende Natur geschaffen und dem man den Namen Gott gegeben hat, ein Wort, das eine unbekannte Macht bezeichnet. Jeden Abend, wenn ich die Sonne am Horizont hinabsinken, die Dunkelheit anbrechen und den Himmel sich mit Sternen bedecken sah, ergriff mich ein Haß gegen diese alltägliche Regelmäßigkeit, gegen die ich nichts vermochte. Es ist mir in diesem unsinnigen Hasse gegen Alles, was über mir war und was ich

mir nicht erklären konnte, begegnet, daß ich eine ganze Nacht damit zubrachte, die Sterne anzusehen, in der Hoffnung, mein Blick würde sie herabziehen oder auslöschen können. Wenn ich dies Stunden lang gethan hatte, es dann allmählig Tag werden und die Sterne in einem lichten Nebel verschwimmen sah, so zeigte ich dem Himmel die Faust und schwor, mich zu rächen.

»Da aber das, was ich erreichen wollte, sehr weit von mir entfernt lag, so dachte ich: Kann man die Menschen durch Verstellung täuschen, so kann man Gott nur durch Geduld täuschen. Ich berechnete, daß ich noch sechzig Jahre leben könnte und schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß es mir in sechzig Jahren gelingen würde, diese ewige Harmonie zu stören.

»Meine Phantasie war so verdorben und so überspannt, daß ich, wie Sie sehen, schon einen Schritt zum Wahnsinn gethan hatte.

»Als ich eines Abends in einem Gasthofs aufgenommen worden war, kehrte ein Mann in demselben ein, der sich mit einem großen Instrumente zum Jahrmarkt nach Beaucaire begab. Dieses Instrument war ein Teleskop. Es war eine herrliche Nacht, und um dem Gastwirth und seiner Frau ein Vergnügen zu machen, nahm der Fremde das Teleskop aus seinem Futteral, legte es auf ein dreifüßiges Gestell und zeigte ihnen den Mond und die Sterne. Er ließ auch mich hindurchblicken. Als ich bemerkte, daß diese leuchtenden Punkte, die mir, wenn ich sie mit bloßen Augen sah, nicht größer als Stecknadelköpfe erschienen, eigene Himmelskörper und mitunter größer als die Erde waren, als der Mann mir dies Alles so gut als möglich erklärte, stieß ich einen Ruf des Erstaunens aus und fragte ihn, wer diese Welten alle geschaffen habe.

»— Gott!« antwortete er mir mit einem leichten Schläge auf die Wange.

»Gott und immer Gott!. . . Mein Neid gegen dieses Wesen, das Welten in den unermesslichen Himmelsraum gesäet hat, wie der Landmann Getreidekörner in die Ackerfurchen säet, wuchs immer mehr.

»Noch in der nämlichen Nacht fand ich eine Bestimmung für mein Geld: ich wollte die Wahrheit erfahren über das, was ich sah, und von der Wissenschaft Aufklärung über diese erhabenen Geheimnisse verlangen. Ich ging nach meiner Geldgrube und zählte ihren Inhalt. Er belief sich, meist in Kupfermünzen und nur wenigen Silberstücken, auf fünfhundert Franken. Ich nahm diese Summe und ging nach Nimes.

Dort erkundigte ich mich nach der besten Erziehungsanstalt für Knaben und man zeigte mir ein mit Mauern umgebenes großes Haus, aus dem mir fröhliches Geschrei entgegenkam, als ich mich ihm näherte.

»Meine Willenskraft war unglaublich. Hätte ich sie zum Guten anwenden können, so würde ich jetzt einer der größten Männer der Welt sein, während ich einer der größten Verbrecher bin.

»Nach dieser Anstalt begab ich mich mit meinem Geldsacke und fragte nach dem Director derselben.

»Der Portier wollte mich zuerst zur Thier hinauswerfen: aber ich bat ihn so dringend, daß er endlich meiner Beharrlichkeit nachgab und den Director der Schule benachrichtigte, welcher alsbald erschien.

»— Mein Herr,« sagte ich zu ihm, »ich bin ein Bettelknabe und habe weder Vater noch Mutter, aber ich möchte gern etwas Nützliches lernen. Seitdem ich betteln, habe ich keinen Sou für mich ausgegeben. Die Wohlthätigkeit Anderer hat mich ernährt, mir ein Obdach gegeben und mich gekleidet, wie ich hier bin. Das Wenige, was ich verbraucht, habe ich Leuten geschenkt, die noch ärmer waren als ich, und ich habe auf diese Art fünfhundert Franken gespart. Es ist mir

gesagt worden, daß Sie ein guter Mann sind und daß Ihre Anstalt die beste in Nimes ist. Ich komme daher zu Ihnen, um Ihnen einfach zu sagen: Nehmen Sie diese fünfhundert Franken, behalten Sie mich so lange bei sich, als mich diese Summe dazu berechtigt, und lehren Sie mich während dieser Zeit Alles, was ich lernen kann, besonders die Geschichte der Sterne und des Himmels. Wenn die Zeit verflossen ist, schicken Sie mich wieder fort und ich werde Ihren Namen segnen, denn ich kann mir dann selbst mein Fortkommen suchen.«

»Meine Berechnung gelang vollkommen. Der Schuldirektor betrachtete mich mit Staunen und fast mit Bewunderung. Endlich wurde er ganz gerührt, so daß ich Thränen in seinen Augen glänzen sah.

»— Was Du gethan hast, mein Sohn, ist sehr schön,« erwiderte er mir. »Ich werde Dir Deine fünfhundert Franken aufheben und sie Dir zurückgeben, wenn Du meine Anstalt wieder verlässest, was nicht eher geschehen soll, als bis Du Alles gelernt hast, was Dir zu wissen nöthig ist.«

»— Dummkopf! dachte ich im Stillen, während ich dem Director zu Füßen fiel und ihm für seine Güte dankte..

»Am folgenden Tage sprach man in der ganzen Stadt von nichts, als von meiner Geschichte, und von diesem Augenblicke an erhielt ich von meinen Mitschülern den Beinamen: der Bettelbube.

»Das lehrte mich die bösertige Natur des menschlichen Herzens kennen und überzeugte mich, wie Recht man hat, es zu hassen, selbst ehe man es kennt, und es zu verachten, wenn man es kennt.

»Mußte nicht das, was ich gethan hatte, von Jedermann als etwas Großes und Schönes betrachtet werden? Ein zehnjähriger Bettelknabe ohne Familie und ohne Grundsätze, ohne andere Gewohnheiten als die der Noth und des Elends, dem es gelingt, eine Summe von fünfhundert Franken zu sparen und welcher dieses Geld dazu anwendet, um etwas zu lernen und sich über die Stufe zu erheben, aus der das Schicksal ihn geboren werden ließ, ein solcher Knabe verdient gewiß Lob, oder wenigstens einige Theilnahme. Den eigentlichen Beweggrund dieser schönen That kannte ja Niemand als ich. Ich verdiente also, wenn nicht die Freundschaft, doch wenigstens die Achtung der Knaben, in deren Mitte ich mich befand, denn nicht einer von ihnen besaß Scharfsinn genug, um die Wahrheit in meinem Herzen zu lesen. Sie waren alle reich glücklich und stolz auf ihr Vermögen und auf ihre Geburt, vom Edelknaben bis zum Kaufmannssohne: sie konnten also, ohne sich etwas zu vergeben, den armen Kleinen, der in ihren Augen kein anderes Verbrechen beging, als daß er in den Kenntnissen, welche für sie später etwas Ueberflüssiges sein sollten, die Mittel seiner künftigen Existenz suchte, als Kameraden unter sich aufnehmen. Aber ich fand keine Hand, die ich drücken konnte; ich durfte nicht an ihren Spielen Theil nehmen; sie sahen geringschätzend auf mich herab, nannten mich den Bettelbuben und kümmerten sich nicht weiter um mich. Mein von Staub und Sonnenhitze gebräuntes Gesicht, meine rauhen Hände, meine von den Steinen, auf denen ich seit neun Jahren barfuß ging, hart gewordenen Füße widerten sie an und sie sonderten sich stets von mir ab. Ich freute mich über diese Verlassenheit. Ich konnte sie nun ohne Bedenken hassen, ich konnte sie ohne Gewissensbisse verachten. Desto bessert dachte ich im Stillen, und warf einen bitteren Haß auf alle diese Knaben, welche mit der Zeit Männer werden mußten, an denen ich mich rächen konnte. Ich studierte eifrig und meine Rache begann, denn schon nach einem Monate konnte ich geläufig schreiben und lesen, hatte die vier Rechenspecies im Kopfe und es war Keiner in meiner

Klasse, der sich mit mir hätte messen können.

»In Folge dieser rasch erworbenen Ueberlegenheit gesellte sich zu dem Hasse meiner Mitschüler auch noch der Neid; jetzt verachteten sie mich nicht allein, sondern sie griffen mich sogar an und einige von ihnen schlugen mich, ohne daß ich ihnen das Mindeste zu Leide gethan hatte.

»Mein erster Gedanke war, einen von ihnen zu ermorden, denn ich besaß eine für mein Alter bedeutende Körperkraft, aber es gelang mir, mich zu beherrschen und mit der sanften, resignierten Miene, die ich so gut anzunehmen verstand und die mir später so vortreffliche Dienste leistete, ging ich zum Director und erzählte ihm, was vorgefallen war. Immer in dem nämlichen Tone setzte ich hinzu, daß, wenn ich eine Veranlassung zu Zänkereien unter seinen Schülern sein sollte, ich lieber zu meiner früheren Lebensweise zurückkehren wolle, da ich mich nicht entschließen könne, das Gute, das ich in seiner Anstalt genösse, mit Bösem zu vergelten.

»Am Abend wurden Die, welche mich geschlagen hatten, bestraft.

»Der Director dieser Schule war ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, ich aber hatte einen so boshaften und verdorbenen Charakter, daß ich ihn nur um so mehr haßte, je höher ich ihn achten mußte; der gute Samen, den er in mich säte, keimte in bösen Gedanken gegen ihn auf.

»Ich lernte immer mehr, mein Stolz nahm zu und als ich einige Geheimnisse der Natur ergründet hatte, glaubte ich im Stande zu sein, meinen Zweikampf mit Gott zu beginnen. Er hatte nichts für mich gethan, und Alles was ich werden konnte, verdankte ich nur mir allein.

»Gott hat die Welt erschaffen! sagte ich zu mir selbst, er lies't im Herzen der Menschen, und sieht, was darin vorgeht! nichts geschieht ohne seinen Willen! — Wohl an, ich fordere ihn heraus, in meinem Herzen zu lesen und mich an der Erreichung dessen zu hindern, was ich mir vorgenommen habe!

»Die boshafte Freude, welche ich, an diesem Kampfe fand, läßt sich nicht beschreiben. Jede Beleidigung, die mir angethan wurde und die wie ein Tropfen Wasser auf einer Marmorplatte von mir abglitt; jede Lüge, die ich unter einer Maske von Unschuld machte und durch welche sich Leute, die sich in jeder Beziehung über mich erhaben dünkten, täuschen ließen, erhob mich in meinen Augen und drängte mich, das Alter zu erreichen, in welchem ich auf einem größeren Schauplatze alle Hilfsmittel meiner Verdorbenheit in Anwendung bringen konnte.

»Sie werden einsehen, mein Bruder, welch ein mächtiger Hebel später diese Theorie für mich werden mußte, die sich mit jedem Tage mehr in mir ausbildete und aus welcher hervorging, daß man die schlechtesten Gedanken haben und dabei für einen rechtschaffenen und aufrichtiger Menschen gehalten werden kann, wenn man sie nur geschickt zu verbergen weiß. Von hier bis zu dem Grundsatz, daß man alle Verbrechen begehen darf, wenn man nur klug genug ist, sich nicht dabei betreffen zu lassen, war nur noch ein kleiner Schritt.

»Ohngeachtet meiner großen Freude war ich indessen noch immer nicht zufrieden. Was mir gelehrt wurde, genügte meiner glühenden Wißbegierde nicht und ich wollte daher den Kreis meiner Kenntnisse selbst erweitern. Die physische Welt wurde mir zu eng, da ich aus die moralische Welt Einfluß erlangen wollte. Unser Director hatte eine sehr schöne Bibliothek und ich hatte in derselben schon oft neugierig die »Bekenntnisse« von J. I. Rousseau betrachtet. Da ich alle meine Freistunden mit Lesen ausfüllte, so bat ich den Director um Erlaubniß, mir dann und wann ein Buch aus seiner Bibliothek nehmen zu dürfen, und er willigte ein, da er nicht ahnete, daß ich gerade das zuerst lesen würde, welches er mir zuletzt gegeben hätte. Ich benutzte die Gelegenheit, als er einmal ausgegangen war und holte mir aus der Bibliothek das genannte

Werk Rousseau's.

»Als ich diese kalte Schilderung las, welche der Schriftsteller von seinem eigenen Character entwirft, als ich das moralische Scalpell verfolgte, mit dem er das menschliche Herz zergliedert und es Aller Augen preis giebt, als ich in diesem großen Verbrechen der das geschriebene Bekenntniß seiner Schändlichkeiten unsterblich gemacht hat, die nämlichen Characterzüge wie an mir erkannte, war ich stolz auf diese Ähnlichkeit, ich nahm dieses Vorbild meiner selbst in mich auf und schwelgte so zu sagen in der Poesie des Bösen — Während ich mich aber auf der einen Seite für ein außerordentliches Wesen hielt, während ich mich dazu bestimmt glaubte, mich mit Gott zu messen, denn der Stolz kennt keine Grenzen, während ich hoffte, daß nie ein Mensch so schlecht gewesen sein könne, als ich, fand ich zu meinem Schrecken und zu meinem Schmerze, daß ein Anderer es in gleichem Grade gewesen war und außerdem mit seinem infernalischem Character noch das Talent verbunden hatte, ihm etwas Anziehendes zu verleihen und auf seinem Schandgerüst eben so groß, vielleicht noch größer zu erscheinen, als der beste Mensch auf seinem Tugendpedestal.

»Ich fühlte eine schwache Seite an mir, denn ich erkannte, daß ich mich öffentlich niemals auf die Höhe dieses Mannes würde emporschwingen können. Dies war, der erste wirkliche Schmerz meines Lebens.

»Damals war ich dreizehn Jahre alt.«

Viertes Kapitel.

Ein zu spät kommendes Bekenntnis.

»Hätte Rousseau seine Bekenntnisse nicht geschrieben, oder hätte ich sie nicht gelesen, so fühle ich, daß mich Zeit meines Lebens der Wunsch gequält haben würde, ein solches Buch zu schreiben und in den Augen der Nachwelt einen gestickten Mantel über meine Laster und meine Schlechtigkeit zu breiten. Ich weiß nicht, ob Sie Rousseau's Bekenntnisse gelesen haben, mein Bruder, aber es ist gewiß zugleich das schönste und abscheulichste Buch, das der Stolz eines Menschen je hervorgebracht hat. Wäre ich König von Frankreich, so würde ich die Ueberreste Dessen, der es schrieb, wieder ausgraben, sie durch Henkershand verbrennen, die Asche in die Winde streuen lassen und der ganzen Welt sagen: Rousseau habe nie existiert; und vergessen Sie nicht, mein Bruder, daß Der, welcher Ihnen dies sagt, ein Mensch ist, der die Ueberzeugung hat, noch schlechter gewesen zu sein als Der, von dem er spricht, denn bei aller Mühe, die sich Rousseau gegeben hat, sich stets in das ungünstigste Licht zu stellen, war er doch besser als ich, und in dem Maße, als er sich von den Menschen entfernte, näherte er sich Gott, während ich mich zu gleicher Zeit von Beiden entfernte. Ich fand jedoch einigen Trost in dieser Lectüre, indem ich mir vornahm, in meinen Augen allein im Bösen größer zu werden, als Rousseau es in den Augen Aller gewesen war. Ich wollte keinen andern Vertrauten haben, als mich selbst, und ich zitterte vor Wonne, wenn ich daran dachte, wie ich im Stillen die Menschen verlachen würde, die mich für ihren Freund hielten, und wie ich nach meinem Tode den Ruf eines rechtschaffenen Mannes hinterlassen würde, obgleich ich das Bedürfniß, Alles zu leugnen, so weit trieb, daß ich fast nicht an den Tod glauben wollte.

»Ich wurde demnach für mich selbst ein interessanter Gegenstand des Studiums und gab mich diesem Studium mit Eifer hin. Bis zu meinem achtzehnten Jahre sah ich nicht den kleinsten Keim des Guten in mir erwachen. Die Träume der Jugend, die Illusionen der Liebe blieben mir unbekannt, und doch war ich glücklich, weil mein Glück darin bestand, daß ich mich über die alltäglichen Leidenschaften Anderer erhob und mich nicht, wie sie, durch die gewöhnlichen Eindrücke der jungen Leute meines Alters täuschen ließ.

»Es gelang mir Alles mit immer steigendem Glücke. Ich war schlecht und man hielt mich für gut, ich war ein Atheist und man hielt mich für fromm, kurz mein Ruf von Ehrenhaftigkeit, Muth, Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit stand so fest, daß ich ein Verbrechen begehen und mit Gewißheit darauf rechnen konnte, daß Niemand es wagen würde, mich zu beschuldigen und daß man selbst dann noch zweifeln würde, wenn ich bei der Ausführung betroffen worden wäre.

»Um meiner selbst noch sicherer zu werden, um mein Herz zu verhindern, sich von einem guten Gefühle oder irgend einem mir noch unbekanntem Eindrucke besiegen zu lassen, um im Voraus alle Hindernisse unwirksam zu machen, die sich mir bei Gelegenheit der Ausführung irgend eines Planes entgegenstellen könnten, unterwarf ich meine Sinne den härtesten Proben. Unter der Maske der Menschenfreundlichkeit und um mich gegen Alles abzuhärten, suchte ich diejenigen Schauspiele auf welche die Muthigsten und Gefühllosesten fliehen. Besonders der Tod hatte einen unbeschreiblichen Reiz für mich. Ich besuchte die Hospitäler, ich sah

Unglückliche unter dem Geschrei der Verzweiflung ihrer Frauen und Kinder sterben, und ich hatte die doppelte Kraft, nicht das Mindeste dabei zu empfinden und doch zu weinen, als ob ein solcher Anblick einen schmerzlichen Eindruck aus mich gemacht hätte. Dann beobachtete ich die Ueberlebenden, welche sich auf den Leichen Derer, die sie verloren, selbst den Tod geben wollten, und es vergingen nie zwei Monate, ohne daß ich die Nämlichen, die sich einem verzweiflungsvollen Schmerze hingegeben hatten, wieder gleichgültig und heiter werden sah. Zehn Meilen im Umkreise fand keine Hinrichtung statt, der ich nicht beiwohnte, und wenn der Kopf des Verurtheilten in den Korb geworfen war und Jedermann von dem Schauspiele befriedigt sich entfernte, näherte ich mich der Mordmaschine und erlangte unter dem achtbaren Vorwande, für einen Unglücklichen, den Jedermann verließ, zu beten und seinen verachteten Leichnam zum Friedhofe zu begleiten, die Erlaubniß, den-Kopf noch einmal zu sehen, um mich an den gräßlichen Verzerrungen des Todes zu weiden, der den Verbrecher in der Fülle des Lebens betroffen hatte, während noch alle Fähigkeiten vorhanden waren, die ihm eine lange Existenz versprochen. Nichts war im Stande mich zu rühren, nichts, was Andere betraf, konnte meine Theilnahme erwecken, nichts, was mich nicht persönlich anging, vermochte die Schläge meines Herzens zu beschleunigen. Um daher den Sieg vollständig zu machen, mußte ich auch gefühllos gegen das werden, was mich selbst betreffen konnte. Dies war leicht. Da ich nie etwas geliebt hatte, so beschäftigte ich mich damit, die Materie zu besiegen, diese eitle Hülle, die bei der geringsten Gefahr zittert und durch die geringste Anstrengung ermüdet. Ich überwand den Schlaf. Ich konnte acht bis zehn Nächte hinter einander wachen und mich dabei nur von Brot und Wasser nähren, ohne etwas von meiner Energie zu verlieren; im Winter sprang ich einige Mal in's Wasser, um Ertrinkende zu retten, eigentlich aber nur deshalb, um zu sehen, ob ich vorkommenden Falls ohne Gefahr eine Kälte von zehn Grad im Wasser aushalten würde. Ich rettete die Leute und erhielt Ehrenmedaillen für diese hochherzigen Thaten.

»Wie Sie denken können, mein Bruder, hatte ich die Erziehungsanstalt verlassen, und obgleich ich überzeugt war, daß das Geld ein Mittel zu Allem ist, hatte ich doch die fünfhundert Franken, welche der Director mir aufbewahrt, nicht wieder nehmen wollen.

»— Nein, sagte ich zu ihm, behalten Sie diese Summe, nicht um Sie für die unendliche Wohlthat zu bezahlen, welche Sie mir erzeigt haben, sondern um damit die Erziehungskosten für einen andern armen Knaben zu bestreiten, der gern etwas lernen möchte, aber die Mittel dazu nicht besitzt.

»Dieser neue Zug von Seelengröße und Freigebigkeit machte mich zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung.

»Man trug mir Stellen an« aber ich antwortete, daß ich unabhängig bleiben wolle; Jedermann lobte diesen Charakter und nahm sich vor, mich wider meinen Willen zu unterstützen, wenn es nöthig sein sollte.

»Jetzt hatte ich nur noch den einen Wunsch, reich zu werden. Ich gestehe, dies war das einzige Verlangen, welches ich in keinem Falle hätte besiegen können. Ich liebte das Gold, weil der Reichthum meiner Ansicht nach der Hebel war, den Archimedes suchte und mit dem man die Welt aus ihren Angeln heben kann. Ich wollte reich werden, um die Erbärmlichkeiten der Menschen und die Ungerechtigkeiten Gottes noch besser sehen zu können. Ich hatte gebettelt. Jetzt wollte ich sehen, wie Andere mir die Hand entgegenstreckten, um ihnen das Brot, um welches sie mich baten, verweigerte und zu Gott sagen zu können: Du kannst für sie nicht thun, was ich für sie thun könnte, und wenn ich es will,« müssen diese Leute verhungern.

»Sie sehen, daß ich mich keinen Augenblick verleugnete und daß ich nicht ein einziges Mal von dem Wege abschweifte, den ich mir vorgezeichnet hatte.

»Ich miethete mir ein Zimmer, indem ich dem Hauseigenthümer sagte, daß ich zwar kein Geld hätte, es zu bezahlen, aber bald etwas verdienen würde und daß er sich auf mich verlassen könne, auf die nämliche Art kaufte ich Möbeln und dann ging ich an's Werk.

»Jede Nacht sah man mein Fenster wie einen Stern leuchten, denn ich arbeitete stets bis zwei oder drei Uhr Morgens und die Vorübergehenden sagten:

»— Der Bettler arbeitet noch, denn der Beiname, den meine Schulkameraden mir gegeben hatten, war mir geblieben.

»Ich verwendete diese Nächte dazu, religiöse Bücher für die Jugend zu schreiben, die ich zu einem sehr billigen Preise verkaufte, deren Ertrag aber für meinen Lebensunterhalt genügte.

»So erwarb ich mir selbst die Achtung der Priester und Pfarrer, welche mich durchaus in befreundeten Familien als Hauslehrer unterbringen wollten, da sie überzeugt waren, daß man keinen gebildeteren und gottesfürchtigeren Erzieher finden konnte als mich.

»Dies war der Nutzen, den ihnen das Licht brachte, von dem sie erleuchtet zu sein meinten!

»Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in der Diligence mit einem Geistlichen und mit einem reichen Bandhändler zusammentraf, der ein leidenschaftlicher Verehrer Voltaire's war. Dieser ließ sich mit dem Priester in ein religiöses Gespräch ein, und was der gute Mann auch antworten mochte, immer wurde er durch die Vernunftgründe des albernen Kaufmanns besiegt. Jetzt mischte ich mich in das Gespräch; ich, der nur an Gott glaubte, um ihn zu bekämpfen, trat auf die Seite des Priesters und schlug den Voltairianer so vollständig, daß er kein Wort mehr zu sagen wußte.

»Zehn Minuten später hätte ich, wenn es verlangt worden wäre, das directe Gegentheile mit eben so gutem Erfolge vertheidigt.

»Wie konnte ich an diesen Gott glauben, der mir den Verstand gegeben haben sollte, und der es gleichwohl zuließ, daß ich diesen Verstand gegen ihn selbst mißbrauchte, daß ich seine Existenz bewies, wenn ich wollte und ihn verleugnete, wenn es mir Vergnügen machte?

»So schöpfte ich gerade daraus, woraus Andere mit Recht den Glauben schöpfen, Atheismus und Unglauben.

»Indessen bemerkte ich bald, daß mir der längere Aufenthalt in Nimes einen zu beschränkten Wirkungskreis bot und daß ich es hier nie zu etwas bringen würde; mein Geist verlangte einen weiteren Spielraum und größere Heldenthaten als diese inneren Verstellungen, welche zu nichts dienten, als meinem Stolze zu schmeicheln.

»Mittlerweile lernte ich den Pfarrer von Lafou kennen.

»Er war ein frommer Mann und aus meinen Gesprächen mit ihm erkannte ich bald, daß er einen aufgeklärten Verstand besaß und daß er, wie Sie, mein Bruder, durch Ueberzeugung zum Glauben gelangt war, denn ich habe in Ihren Reden die nämlichen Grundsätze und fast die nämlichen Worte gefunden als bei ihm. Ich warf einen Haß auf diesen Mann« weil er ein wirklich guter Mensch war und weil ich seine Ueberlegenheit über mich anerkennen mußte. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, ihm etwas Böses zuzufügen und ihn womöglich dahin zu bringen, daß er zweifelte. Mit diesem Gedanken machte ich mich so vertraut, daß meinem höllischen Geiste die sonderbarsten Pläne vorschwebten und ich nach und nach auf die, Idee kam« mit der Ausführung derselben zugleich einen materiellen Nutzen zu verbinden. Es schien

mir, als hätte sich mir in der ganzen Zeit, seitdem ich die Vorsehung herausgefordert, noch keine so schöne Gelegenheit dargeboten, Mann gegen Mann mit ihr zu kämpfen. Ich wählte Herrn Raynal zum Terrain für diesen Zweikampf und entsinne mich, daß ich in einer aufgeregten Nacht, wo dieser Gedanke mich nicht schlafen ließ, zu Gott sagte, als ob er neben mir gestanden und mir hätte antworten können:

»— Dieser Pfarrer ist ein braver Mann, der Dich liebt und den Du segnest, der überall die Liebe zu Dir und die Ehrfurcht vor Deinem Namen verbreitet. Diesen Mann will ich, eines der erbärmlichsten Geschöpfe auf der Welt, ermorden und will Deiner Gerechtigkeit wie auch der der Menschen entgehen; das Geld, welches er für die Armen sammelt, soll die Grundlage zu meinem Vermögen werden, ich werde reich, glücklich und geachtet werden und vielleicht noch die Freude haben, daß Du einen Unschuldigen anstatt meiner verurtheilen und sterben lässest.

»Ich muß Ihnen sagen, mein Bruder, daß ich zu jener Zeit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahr alt war und daß die sonderbaren Leidenschaften, die aus meinem Kopfe auch in mein Herz übergegangen waren, andere Leidenschaften, welche gewöhnlich junge und kräftige Männer beherrschen oder wenigstens ihre Gedanken beschäftigen, nicht in mir hatten aufkommen lassen. Die Frauen waren für mich nichtssagende oder, was ohngefähr das Nämliche ist, unnütze Geschöpfe. Ich wollte vor Niemandem schwach erscheinen, und die Liebe ist ein Beweis von Schwäche, den man einem noch schwächeren Geschöpfe giebt, als man selbst ist. Ich unterdrückte daher mit aller meiner Kraft diese plötzlichen Regungen, mit deren Hilfe Gott, wie ich glaubte, mich zu besiegen hoffte, und als ich die ganze Freiheit meines Geistes und die ganze Energie meines Charakters wieder gewonnen hatte, erschien ich mir selbst noch größer und achtete mich noch mehr.

»Indessen ist es der Wille der Natur, und jetzt sehe ich dies ein, daß der Mensch die Ueberfülle seiner Kraft durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, vom Vergnügen bis zur Arbeit, verbraucht, und wenn der Mensch, anstatt diesem Naturgesetze zu gehorchen, alle Fähigkeiten, die sich gleichzeitig in verschiedenen Sphären bewegen sollen, auf einen Punkt konzentriert, so erlangt die einzige Idee, die ihn beschäftigt, bald eine furchtbare Macht und steigert seine vorherrschende Leidenschaft bis zu den äußersten Grenzen der Ueberspannung, fast bis an den Rand des Wahnsinns. Ist man von Haus aus gut, so kann man in diesem Falle ein Heiliger werden; ist man von Natur ein gewöhnlicher Mensch, so kann man den Verstand verlieren; ist man aber von der Geburt an schlecht, wie ich, so muß man ein Verbrecher werden.

»Mein Vernichtungstrieb wurde zur fixen Idee in meinem Kopfe und erreichte eine Höhe, daß er ihn zu zersprengen drohte. Der Haß gewährte mir den nämlichen Genuß wie die Liebe, und des Nachts, mochte ich wachen oder schlafen, stieß ich ein Geschrei der Wollust aus bei dem Gedanken an den Mord, wie ein Mönch, der von Leidenschaften und Liebesgedanken gequält wird. Ich empfand eine wilde Freude, wenn ich mir den alten Pfarrer als Leiche vorstellte und im Geiste sein Blut strömen sah.. Wenn ich ihn nach einem Gespräche verließ, in welchem ich mir durch meine Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen seine Zuneigung erworben und ihn durch die Reinheit meiner Gefühle erbaut hatte, schmähte ich den Gott, welcher diesem frommen Greise nicht gestattete, mich zu durchschauen und mir wie einem Schurken sein Haus zu verbieten.

»Sie müssen wissen« mein Bruder, daß ich den Tod nicht zu fürchten glaubte, ich sah ihm entschlossen entgegen, im Fall ich in dem Kampfe, den ich gegen die Menschheit begann, unterliegen sollte aber ich nahm mir auch vor, wenn ich als Sieger aus demselben hervorgehen

würde, meinen Sieg im vollsten Maße zu benutzen und meinem Ehrgeize keine Grenzen zu ziehen.

»Sie werden sehen« welche unbarmherzige Verwegenheit ich bei der Ausführung dieses Verbrechens entwickelte, das die ganze Stadt, wo die Untersuchung geführt wurde, in Aufregung versetzte. O, ich that große Dinge und gab der Vorsehung in der Partie, welche ich spielte, etwas Beträchtliches vor. Eines Abends ging ich nach Lafou, nachdem ich mir geschworen hatte, daß Herr Raynal am folgenden Morgen nicht mehr am Leben sein dürfe und daß ich sowohl seine Privatkasse, wie sein Almosengeld und selbst die Ersparnisse seiner Haushälterin in der Tasche haben müsse. Ich hatte schon den Plan zu der Reise im Kopfe, von der ich jetzt zurückkomme und sah in diesem Gelde die erste Quelle des Reichthums, den ich mir erworben habe.

»Sie könnten mir sagen, mein Bruder, wenn Sie überhaupt eines solchen Gedankens fähig wären, daß ich, da ich einmal einen Menschen umbringen wollte, seinen reicheren hätte wählen können, um mehr Geld zu gewinnen. Dies ist sehr richtig; aber wie ich Ihnen schon zu erklären versucht habe, war es nicht sowohl die Hoffnung auf Gewinn« die mich beherrschte, denn in diesem Falle würde ich nichts als ein gemeiner Dieb gewesen sein, sondern es war das Bedürfniß, mich zu überzeugen, daß ich Recht hatte, wenn ich die göttliche Gerechtigkeit leugnete, und mir selbst zu beweisen, daß dieses Wesen, vor dem man sich in den Staub wirft, für die guten Menschen ohne Erbarmen und für die bösen gütig ist und daß es folglich nicht existiert, oder wenn es existiert, ein böses Wesen ist. O, wenn die Philosophie und der Hochmuth in den Geist der Menschen einziehen, können sie ihn weit bringen. Ich wollte nicht einen gewöhnlichen Menschen ermorden, denn mein Haß war nur auf die bevorzugten Geschöpfe gerichtet, welche im Stande waren, sich zu vertheidigen. Der Beweis davon ist, daß ich mich nicht entsinne, je ein Kind oder einen Hund geschlagen, noch eine Blume abgepflückt zu haben. Daran kam mir nicht einmal der Gedanke in den Sinn. Alles was mir keinen Widerstand zu leisten vermochte, existierte für mich nicht.

»Ich begab mich also nach Lafou. Ich hatte mich vollkommen in der Gewalt und war fest überzeugt, daß meine Geistesgegenwart mich nicht verlassen und das meine Hand nicht zittern würde.

»Dies geschah im Monat April 1825.

»Ich kam bei Raynal an und schellte. Toinette seine Haushälterin, öffnete mir.

»Es konnte etwa neun Uhr Abends sein. Ich fragte sie, ob der Pfarrer allein sei, sie antwortete mit Nein und sagte mir, daß sich drei Herren bei ihm befänden und ein Neffe, der ihn diesen Abend zum ersten Male in seinem Leben besucht und der Sohn eines Bruders sei, den er seit zwanzig Jahren nicht gesehen habe. Diese ganze Geschichte war mir schon genau bekannt, denn Raynal hatte sie mir soft erzählt. Toinette sagte mir noch, daß der junge Mann im Hause übernachtete und sich wahrscheinlich bald zur Ruhe begeben werde, da er sehr ermüdet sei. Dies war ein Hinderniß, aber zugleich auch eine Hoffnung mehr, anstatt eines Opfers hatte ich drei, und alle Drei waren gewiß vollkommen unschuldig. Toinette bat mich einzutreten, aber ich lehnte es ab, unter dem Vorwande, daß ich durch meine Gegenwart nicht stören wolle; ich würde Herrn Raynal ohnedies am folgenden Tage besuchen, da ich diese Nacht im Gasthause zu bleiben beabsichtigte.

»Ich begab mich auch wirklich dahin, aß ruhig zu Abend, und um elf Uhr, als Jedermann schlief, verließ ich mein Zimmer und schickte mich an, das Verbrechen zu begehen, das ich schon seit so langer Zeit im Sinne hatte.

»Als ich ans meinem Zimmer trat, begegnete mir die Wirthin, welche durch häusliche Geschäfte solange in der Küche zurückgehalten worden war und später als gewöhnlich zu Bett ging.

»»Wohin wollen Sie denn?«« fragte sie mich.

»»Ich habe noch keine Lust zu schlafen,«« antwortete ich ihr, »»und will daher noch ein wenig im Mondschein spazieren gehen.««

»»Viel Vergnügen!«« versetzte sie und entfernte sich.

»Der Wirthin konnte die ganze Sache nicht auffallen, denn ich hatte schon oft bei ihr übernachtet und sie wußte, daß ich in meiner Lebensweise immer von der gewöhnlichen Regel abwich.

»Ich schritt singend der Straße zu und die Töne meines Gesanges mußten durch die Stille der Nacht bis zu den Ohren meiner Wirthin dringen.

»Der Mond stieg prachtvoll hinter der Wasserleitung empor und verbreitete eine Helle, welche dem Tageslicht nahe kam. Breite, silberne Strahlen fielen durch die Bögen der Brücke und erleuchteten die kleinsten Gegenstände der Umgebung.

»Ein Andrer als ich würde zurückgeschreckt sein, denn ich hatte nicht allein zu fürchten, daß man mich selbst sah, sondern auch meinen achtmal größeren Schatten.

»Dies machte mich nur noch verwegener.

»Ich kannte das Pfarrhaus und seine Umgebung genau. Ich trat in den an dasselbe stoßenden und jederzeit offenen Gottesacker stieg auf ein dicht an der Mauer liegendes Grab und war, binnen wenigen Augenblicken auf dem Dache des Hauses.

»Ich stieg durch das Bodenfenster ein und ging ruhig in die Küche hinunter, wo ich mir eine Lampe anzündete.

»Mein Herz klopfte heftig, dies kann ich nicht leugnen.«

Fünftes Kapitel.

Die Wahrheit.

Valery hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, welchen Eindruck er auf Pascal machte. Dieser betete.

»Nachdem ich die Lampe angezündet hatte,« fuhr der Kranke fort, »begab ich mich nach dem Zimmer, welches der Pfarrer seinem Neffen angewiesen hatte.

»Jean Raynal war ein schöner junger Mann mit offenem Gesicht und heiterer Miene und lag im tiefsten Schlafe. Mehr bedurfte es für mich nicht.

»Ich trat an das Bett, die Lampe in der einen Hand und mein Messer in der andern. Bei der geringsten Bewegung, die er gemacht hätte, würde ich ihn erstochen haben.

»Ich brachte das Licht seinen Augen so nahe als möglich, er erwachte nicht.

»Jetzt war das Haus mein.

»Ich ging zuerst in die Schlafkammer Toinettens. Um diese zu erwerben, brauchte ich keine Waffe; ich umschlang mit einer Hand ihren Hals und schnürte ihr zehn Minuten lang die Kehle zu.

»Die Ruhe, mit welcher ich diesen Mord verübte, ist nicht zu beschreiben.

»Noch zehn Minuten war Toinette todt, ohne einen Schrei ausgestoßen und ohne eine Bewegung gemacht zu haben.

»Von ihr ging ich in Raynals Zimmer.

»Auch er schlummern wie ein Gerechter.

»Ich betrachtete ihn einige Augenblicke, stellte dann meine Lampe auf den Tisch und zog mein Messer hervor, das ich nicht einmal selbst mitgebracht, sondern mir aus der Küche geholt hatte.

»Es war mir, als ermordete ich die ganze Menschheit, indem ich diesen frommen Mann umbrachte; ich versetzte ihm einen wohlberechneten Stich in die Brust und hielt ihm zu gleicher Zeit den Mund zu, um ihn am Schreien zu hindern. Er war jedoch stark und wehrte sich heftig. Ich nahm ihn nun in meine Arme, damit er nicht aus dem Bett fiel und so Geräusch machte, worauf ich ihn durch Messerstiche in's Gesicht und in die Brust vollends umbrachte.

»Nicht ein einziger Tropfen Blut war auf mich gespritzt.

»Ich ging nun an den Sekretair, in welchem ich einen Beutel mit zwölfhundert Franken fand, öffnete dann sein geheimes Fach, das ich Herrn Raynal oft hatte aufziehen sehen, da er mir nicht im Entferntesten mißtraute, und nahm viertausend-Franken in Golde heraus, seine persönlichen Ersparnisse, welche Niemand kannte.

»Dann verschloß ich den Sekretair wieder, überzeugte Mich noch einmal, daß der Pfarrer auch wirklich todt war, nahm meine Lampe und ging gleichgültig und kalt wie eine Statue wieder hinab.

»Ich trat noch einmal in's Zimmer des Neffen: er schlief noch so ruhig wie vorher.

»Jetzt glaubte ich in der Gegend des Bettes ein ganz leises Geräusch zu vernehmen, das ich

mir nicht erklären konnte. Ich trat näher und sah, daß von der Decke herab Blutstropfen auf die Kleider des Schlafenden fielen.

»Die Decke hatte Risse, und da der Leichnam des Oheims gerade über dem Bette des Neffen lag, so sickerte das Blut durch diese Ritzen.

»»Dies ist der wirkliche Mörder,«« sagte ich zu mir selbst, als ich die blutigen Beweise sah, welche die Kleider des ruhig Schlummernden rötheten.

»Ich trug die Lampe wieder in die Küche und verließ, mit meinem Raube beladen, das Haus auf dem nämlichen Wege, auf dem ich eingestiegen war.

»Das erste Geräusch, welches ich vernahm, als ich in's Freie trat, war der Gesang einer Nachtigall.

»Der Mond stand noch immer glänzend am Himmel.

»Ich kehrte nach dem Gasthofs zurück, wobei ich wieder das Liedchen trällerte, das ich vor einigen Augenblicken gesungen hatte. Dies Alles war in so kurzer Zeit geschehen, daß meine Wirthin noch nicht schlief und mir zurief, als sie mich kommen hörte

»»Schon wieder zurück?««

»»Ja,«« antwortete ich ihr, »»die frische Luft hat mir sehr wohl gethan und ich werde jetzt gut schlafen; aber lassen Sie mich morgen früh bei Zeiten wecken, da ich Herrn Raynal besuchen will, ehe ich nach Hause zurückkehre.««

»Ich schlief ruhig ein, nachdem ich den Beutel mit den zwölfhundert Franken, der mein Verbrechen bewiesen haben würde, falls ich verhaftet worden wäre, sorglos auf den Tisch gelegt hatte.

»Um acht Uhr wurde ich geweckt, ich kleidete mich an und ging nach der Pfarrwohnung. Ich klopfte natürlich vergebens an, es öffnete Niemand und ich selbst machte dem Flurschützen, welcher die Polizeibehörde des Dorfes bildete, Anzeige davon. Ich war zugegen, als man die Thür einschlug und die beiden Leichname fand.

»Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Jean Raynal wurde verhaftet, des Verbrechens überführt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Alle Umstände sprachen gegen ihn.

»Da ich dieses Drama in allen seinen Entwicklungen verfolgen wollte, so besuchte ich den Angeklagten in seinem Gefängnisse. Ich sprach ihm Muth zu und rieth ihm, die Wahrheit zu gestehen. Er dankte mir und segnete meinen Namen.

»Zwei Monate blieb ich noch in Nimes, ging dann mit Empfehlungsbriefen versehen nach Marseille und fand hier Gelegenheit; unentgeltlich nach Madagaskar zu gelangen, wo ich mit den Herrn Raynal entwendeten fünftausend-zweihundert Franken, die ich noch nicht angerührt hatte, glücklich ankam.

»Ich hatte mir vorgenommen, daß ich in meinem dreißigsten Jahre ein Vermögen erworben haben müßte, mit dessen Hilfe ich jeden Zweck erreichen konnte. Meine Ideen begannen sich zu modificiren. In der Philosophie war ich auf der Stufe angelangt, die ich hatte erreichen wollen. Ich konnte die Erforschung der Dinge und die Verachtung der Menschen nicht weiter treiben, das Leben betrachtete ich nur noch als den Genuß materieller Vergnügungen und die Geschöpfe als Werkzeuge, um mir jene zu verschaffen. Ich blieb sechs Jahr in Madagaskar und besitze jetzt eine Million.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, durch was für Geschäfte ich mir dieses Vermögen erwarb. Ich handelte mit Allem, mit Menschen so gut als mit Waaren.

»Ich kehrte also reich und in dem Augenblicke zurück, wo ich mich zügellos allen Leidenschaften hingeben konnte, die ich bisher als gefährlich unterdrückt hatte. Mein ist die Liebe der Frauen! mein ist des Gewissen der Menschen! mein ist die Welt, wenn ich will sagte ich zu mir selbst, als ich plötzlich von diesem Fieber ergriffen wurde, an dem ich sterben muß.

»Gott erwartete mich ohne Zweifel an diesem Wendepunkte meines Lebens, und ich gestehe Ihnen, daß mir der Gedanke, mitten in meinem erworbenen Reichthume zu sterben, ohne ihn genossen zu haben, qualvoller ist, als wenn ich als der Mörder Raynals hätte auf dem Schaffort enden müssen.

»Gut gespielt!« rief ich aus, indem ich Gott zu verhöhnen suchte, als ich mich von der tödtlichen Krankheit ergriffen sah; aber die körperlichen Schmerzen sind so heftig geworden, daß ich mich für besiegt erklärt, und den Arzt gebeten habe, mich zu retten. Er vermag es nicht.

»Gott ist also der Stärkere! Beeilen Sie sich, mein Bruder, mir zu sagen, wie ich diesen Gott, den ich so schwer beleidigt habe, beschwichtigen und das Böse, des ich gethan, so viel als möglich wieder gut machen kann.«

Erschöpft und vom Schmerze übermannt ließ der Kranke den Kopf in die Kissen zurücksinken.

Man erlaubt uns einen Vergleich, den einzigen, welcher von dem gegenwärtigen Zustande dieses Mannes einen Begriff geben kann.

Er hatte seine Beichte begonnen, wie ein Prahler in eine dunkle Höhle tritt, deren Eingang noch vom Tageslichte erhellt wird. Er trägt die Stirn hoch, lacht und singt, um Die, welche ihn sehen, zu überzeugen, daß er Muth hat, und daß er die Gefahr furchtlos besteht. Bald aber verstummt sein Gesang und sein heiteres Gelächter, denn die Dunkelheit nimmt zu und die Gefahr beginnt. Dann, wenn er sich bücken muß, wenn er sich jeden Augenblick an die Kniee stößt und sich das Gesicht verwundet, wenn er bei jedem Schritte mit den Händen im Dunkeln umhertappen muß, um den Weg zu finden, wenn er kriechen muß, wie eine Schlange, wenn kein Laut des äußeren Lebens mehr zu ihm dringt, wenn es ihm an Luft fehlt; wenn sein Todeskampf keinen andern Zuschauer mehr hat als ihn selbst: dann ergreift ihn ein eiskalter Schauer und umgiebt ihn wie ein bleiernes Leichentuch; er bleibt stehen, öffne bestürzt die Augen und von Entsetzen ergriffen, daß er fern vom Tageslicht und von den Menschen sterben soll, stößt er ein lautes Jammergeschrei aus und fleht Gott an ihn zu retten. Er wendet sich um und keuchend, mit blutigem Gesicht und Händen, kriecht er mühsam zurück, bis er den Strahl des Tageslichts wieder sieht, der ihn einige Zeit geleitet hat, und der für ihn das Leben ist; sobald er ihn wieder erblickt, fällt er auf die Kniee und indem er eingesteht, daß er Angst gehabt hat, zeigt er zu seiner Entschuldigung das Blut und die Wunden seines Körpers.

So war es in moralischer Beziehung auch bei Valery. So lange sein Stolz noch den Anfang seines Bekenntnisses erleuchtete, sprach er es mit keckem Muthe aus, um dem, welcher es anhörte, das Schauspiel seiner Kraft und seines Kampfes mit Gott zu geben; als er aber sah, daß Pascal dieser Energie im Bösen keinen Beifall zollte, als er sich allein und ohne Stütze in der Erinnerung an seine schmutzige Vergangenheit sah, als er fühlte, daß es ihm an Lust in dieser Atmosphäre von Sünden und Verbrechen fehlte: da ergriff auch ihn die Angst, er blickte mit Entsetzen um sich her, und da er die Höhle seines Lebens nur noch von einem matten Strahle der Reue erleuchtet sah, klammerte er sich aufs Gerathewohl an diesem Strahle fest, wie ein Ertrinkender an der Stange, die man ihm reicht, und er sagte zu Pascal in Bezug auf seine Seele, was er zu dem Arzte in Bezug auf seinen Körper gesagt hatte: Retten Sie mich!

Felician, welcher diese Beichte in der Stimmung eines Mannes angehört hatte, der gezwungen wird. In einen mit giftigen Schlangen und mephitischen Dünsten angefüllten Abgrund zu blicken, Felician, der kein Wort von dieser merkwürdigen Erzählung des menschlichen Trotzes verloren und die Abstufung des dabei vorherrschenden Gefühls, das den Sterbendem wenn nicht zur Reue, doch zur moralischen Furcht vor dem Tode führen mußte, genau beobachtet hatte, Felician, sagen wir, blickte den Unglücklichen eine Zeitlang an, als er geschwiegen hatte, ohne ihm etwas zu erwidern, aber seine Augen waren beredsamer, als sein Mund hätte sein können.

»Nun, mein Bruder, Sie sagen mir nichts?« fragte Valery endlich.

»Ich habe Ihnen schon gesagt,« antwortete Pascal, »daß ich Ihnen die Absolution nicht ertheilen kann.«

»Ja, aber Sie können mir den Tod erleichtern.«

»Sie fürchten sich also vor dem Tode?«

»Ja, doch nicht mehr so wie vorhin. Ich fürchte nicht mehr den physischen Tod, die Auflösung meines Körpers und die Zerstörung meiner Sinne, sondern ich fürchte, daß es jenseits des Grabes noch Etwas giebt.«

»Dieses Etwas ist Gott, welcher bestraft und belohnt.«

»Giebt es kein Mittel, diesen Gott zu besänftigen, mein Bruder?« fragte der Sterbende mit schwächer werdender Stimme und verstörtem Blick; denn in diesem unbeugsamen Character konnte die Reue nur das Resultat der innerer zunehmenden Schwäche seiner Geistesfähigkeiten sein.

»Ja, es giebt ein Mittel,« erwiderte Pascal.

»Welches, mein Bruders sprechen Sie rasch.«

»Es besteht darin, daß Sie dem Andenken dessen, den Sie in's Verderben gestürzt; haben. und seiner Familie die Ehre wiedergeben, die Sie ihnen geraubt haben. Sie müssen die Erzählung des begangenen Verbrechens mit allen Nebenumständen niederschreiben, sie mit Ihren Namen unterzeichnen und sobald ich noch Frankreich zurückkomme und zum Priester ordinirt bin, werde ich Herrn Raynals Ehre wiederherstellen. Unter dieser Bedingung bin ich fest überzeugt, das Gott sich Ihnen gnädig erweisen wird.«

»Geben Sie mir Schreibzeug,« sagte der Kranke, und schrieb dann mit zitternder Hand folgende Zeiten:

»Heut, am 20. September 1833, in dem Augenblicke, wo ich meine Seele Gott zurückgebe, erkläre ich mich, von Reue ergriffen, als den Mörder Valentin Raynals, des ehemaligen Pfarrers von Lafou, und seiner Haushälterin, Toinette Belami, für welches Verbrechen ein Unschuldiger, Jean Raynal, auf dem Schafott gestorben ist. Ich schreibe die Erklärung nieder und unterzeichne sie mit meinem Namen, bevor ich die näheren Umstände auseinandersetze, die sie in den Augen der Richter unterstützen werden, damit, wenn der Tod mich während dieser Arbeit überraschen, sollte meine Strafbarkeit und die Schuldlosigkeit Jean Raynals bekannt wird und damit die Ehre meines Opfers wieder hergestellt werden kann.

»An Bord des Nikolas.

»**Joseph** (aus Nimes) genannt der Bettler.«

»Ist es so recht, mein Bruder,« fragte Valery, indem er Pascal das Papier reichte.

»Ja, mein Bruder und möge das Gefühl der Reue, welches Sie leitet, ein aufrichtiges sein!«

»Jetzt will ich noch die näheren Umstände des Verbrechens niederschreiben, nicht so?«

»Thun Sie das, ich will unterdessen für Sie beten.«

Valery griff wieder zur Feder und schrieb die Geschichte der Mordthat so klar als möglich nieder, worauf er sie mit seinem Namen Joseph und mit dem Namen Valery unterzeichnete, den er in Madagascar angenommen hatte.

Als Pascal diese Erzählung gelesen hatte, sagte er zu dem Kranken:

»Sterben Sie in Frieden, Mein Bruder, ich verheiße Ihnen die Gnade Gottes.«

»Nun so versprechen Sie mir auch, mir etwas zu gewähren, um das ich Sie bitten will.«

»Ich verspreche es Ihnen, wenn das, was Sie von mir verlangen, nichts Unrechtes ist.«

»Ich besitze ein großes Vermögen, mein Bruder, und habe keine Erben. Wollen Sie erlauben, daß ich es Ihrer Schwester hinterlasse, die Sie so sehr lieben und die ich nicht mehr kennen lernen werde, die aber gewiß für mich beten wird?«

Pascal erröthete über dieses Anerbieten wie über eine Beleidigung.

»Wer reich ist und ohne Nachkommen stirbt,« entgegnete er, »dessen natürliche Erben sind die Armen.«

»Sie haben Recht, mein Bruder, verzeihen Sie mir mein Anerbieten, und haben Sie die Güte, noch einen Auftrag von mir zu übernehmen.«

Nach diesen Worten setzte Valery eine Schenkung seines ganzen Vermögens an die Armen von Nimes auf, und gab seinem Correspondenten, bei dem es deponiert war Auftrag, es Herrn Felician Pascal einzuhändigen.

Diese Schenkungsurkunde war kaum noch lesbar, so schwach war die Hand des Sterbenden schon.

»Gut, mein Bruder,« sagte Pascal, nachdem er sie gelesen hatte, »so ist, ein Theil Ihrer Vergangenheit vollständig gesühnt.«

Der Kranke schloß die Augen, ohne etwas zu antworten. Er fühlte, daß das Leben allmählig entfloh.

Felician betrachtete einige Augenblicke diesen Körper, der eine so verdorbene Seele umschlossen hatte und welcher nur noch eine ohnmächtige Masse war, die unter dem eisigen Hauche des Todes zitterte; dann verließ er geräuschlos die Kajüte, um den Sterbenden nicht aufzuwecken, dem Gott als ersten Lohn für seine Reue den Schlummer sandte.

Zwei Stunden später erreichte man das Vorgebirge der guten Hoffnung.

»Nun, wie ist's?« fragte Felician den Arzt, als er von dem Kranken zurückkam, der ihn hatte rufen lassen.

Maréchal schüttelte mit dem Kopfe.

»Ist er todt?« fragte Pascal weiter.

»Noch nicht, aber lange kann es nicht mehr dauern, er ist schon nicht mehr bei Besinnung.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen?«

»Ja, er hat mich um Madera gebeten.«

»Haben Sie seinen Wunsch erfüllt?«

»Ich habe ihm allerdings eine Flasche geben lassen. Es ist nicht mehr der Mühe werth, ihm etwas abzuschlagen.«

Felician, der es nicht erwarten konnte, das Schiff zu verlassen, aus welchem er sich seit dieser

entsetzlichen Beichte unbehaglich fühlte, ging noch einmal zu Valery hinunter.

»Fassen Sie Muth, mein Bruder,« sagte er zu ihm, indem er seine Hand nahm.

Valery wollte sprechen, aber seine Lippen bewegten sich nur krampfhaft, ohne einen Laut hervorzubringen.

Die Flasche Madera war geleert.

Wir sind der entgegengesetzten Meinung des Arztes, denn wir glauben, daß der Sterbende bei vollem Bewußtsein war, und deshalb im Rausche Vergessenheit der ihn quälenden Erinnerungen gesucht hatte.



Sechstes Kapitel.

Felician Pascal.

Wie schon gesagt, empfand Felician, als er die Kajüte Josephs verließ, das dringende Bedürfniß, den Himmel zu betrachten und eine möglichst reine Luft einzunehmen, um gleichsam die verpestete Atmosphäre zu verscheuchen, in welcher er während der Dauer dieses Bekenntnisses hatte zubringen müssen, und um sich zu überzeugen, daß das eben Gehörte nur eine beklagenswerthe Ausnahme von der gewöhnlichen Bildung des menschlichen Charakters war; aber als er sich am Kap allein befand, ließ er den Kopf in beide Hände sinken und beugte sich nochmals über den Abgrund den ihm der kranke gezeigt und dessen Tiefen er erleuchtet hatte.

Eine unendliche Liebe zu Gott wohnte in dem sanften jungen Manne, eine Liebe, welche ihm der Anblick der erhabenen Naturschönheiten Indiens eingeflößt hatte. Es war bisher immer in dem Wahne gewesen, daß die Pflichten des Amtes, dem er sich gewidmet, nur darin bestehen würden, Unglückliche zu trösten und Gutes zu thun, aber er hatte nicht geahnt, daß man unter der Menschenmasse, welche die civilisirte Welt bildet, solche Verbrechen und solche Laster finden könnte. Diese erste Beichte, zu welcher er durch einen Zufall gekommen war, erfüllte ihn daher mit Entsetzen, und er fragte sich, ob er wohl die Kraft haben würde, so gräßlichen Zergliederungen des menschlichen Herzens öfter beizuwohnen.

Nachdem der junge Mann lange überlegt hatte, rief er plötzlich aus:

»Je schwerer die Pflicht ist, desto angenehmer ist Gott die Erfüllung derselben.«

Und er bestärkte sich von Neuem in dem Vorsatze, daß nichts ihn von seinem Amte abschrecken solle.

Indessen fühlte er die Notwendigkeit, seinen Geist von den schmerzlichen Gedanken zu befreien, welche das Bekenntniß Josephs in ihm erweckt, und da er sich nächst Gott mit nichts lieber beschäftigte als mit seiner Mutter und seiner Schwester, so schrieb er an Beide folgenden, speciell an seine Mutter gerichteten Brief:

»Es ist der 20. September 1833, meine gute Mutter, und wir befinden uns am Vorgebirge der guten Hoffnung, das heißt, ich bin auf dem Wege, Dich bald wiederzusehen. Das Schiff, welches mich hierher gebracht hat, wird morgen wieder unter Segel gehen und-diesen Brief mitnehmen, den ich unserm Arzte, einem Landsmann, zur Besorgung an Dich übergebe, während ich noch einige Zeit von Dir entfernt bleibe. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es zu Blanka's Wohl geschieht, denn die Erbschaft, die ich hier erheben werde, und die uns Beiden gehört, überlasse ich ihr allein; sie soll ihre Mitgift sein, wenn sie, ich hoffe, durch ihre Bildung, ihr edles Herz und hie Schönheit, welche Gott ihr verliehen hat, einen rechtschaffenen Mann findet, der sie liebt, wie sie geliebt zu werden verdient, und dessen Gattin sie wird.

Ja, liebe Mutter, mein Entschluß steht fest., ich will mich dem Dienste Gottes weihen. Du bemühest Dich in Deinem letzten Briefe, den ich auf Bourbon erhalten habe, mich von diesem Vorsatze anzubringen, indem Du glaubst, mich dann nicht mehr ganz zu besitzen. Du irrst Dich, liebe Mutter. Ich werde auf diese Art mehr Dein bleiben, als wenn ich die beneideten Lebenswege der Menschen einschläge. Gott, die Unglücklichen, Du und meine Schwester werden

allein meine Liebes besitzen. Du sagst mir, ich solle es reiflich überlegen, ehe ich meinen Plan ausführe. Ich habe dies gethan, denn ich befolge Deine Rathschläge stets gewissenhaft; ich habe Alles erwogen und mein Entschluß ist nicht wankend geworden. Wenn Du, wie ich, die Länder gesehen hättest, die ich besucht habe, wenn Du die Wahrheit an den ewigen Quellen der Einsamkeit und Unermeßlichkeit hättest trinken können, wenn Du Gott im Schoße aller dieser Pracht belauscht hättest, so würdest Du von dem nämlichen Geiste beseelt worden sein, der mich beseelt, Du würdest mit mir sagen Gott allein ist groß, — und Du würdest kein anderes Streben mehr kennen, als ihm zu dienen und ihn zu erforschen. Du sagst mir auch in Deinem Briefe, meine liebe gute Mutter, daß ich noch sehr jung bin, daß ich unabhängig gelebt habe und daß ich, wie alle Menschen, von Leidenschaft beherrscht werden kann; daß ich dann, zwischen ihnen und meiner Pflicht.stehend, unglücklich werden könnte, und daß Du fürchtest, mich leiden zu sehen. Aber ohne Kampf, liebe Mutter, giebt es auch keinen Sieg. Wenn es dem Herrn gefallen sollte, mein Herz zu prüfen und es in Versuchung zu führen, so werde ich ihm mit Freuden den Triumph widmen, den ich über mich selbst davon tragen werde, denn ich will ihm Alles aufopfern. Aber Gott wird mir meinen Weg erleichtern und mich ruhig bis zu ihm gelangen lassen. Was habe ich übrigens zu fürchten? Du liebst mich, Blanka liebt mich und ich liebe Euch Beide ebenfalls. Mein Geist, welcher durch Studien, durch eines frühzeitige Erfahrung und durch die erhabenen Naturscenen, die ich geschaut habe, gereift worden, ist schon jetzt dahin gelangt, daß er allen Dingen ihren richtigen Platz zugeben vermag. Die Leidenschaften, welche die Gemüther der Menschen bewegen und welche Du für mich fürchtest, erscheinen mir sehr kleinlich und unbebeutend, und weil ich sie wie alle anderen Dinge des Lebens in die Wagschale gelegt habe, weiß ich, wie leicht sie sind und wie wenig sie in der Existenz eines Menschen wiegen können, der aus seinem Wege stets den Blick auf die Wahrheit gerichtet hält.

Sieh dagegen, geliebte Mutter, welch ein ruhiges und angenehmes Leben mein Entschluß Dir bereiten wird. Zuerst werde ich Dich nie verlassen. Das Häuschen, in welchem ich geboren bin und an das sich unsere schönsten Erinnerungen knüpfen, wirst Du auch ferner bewohnen, und ich werde Dich oft besuchen. Ich sehe es im Geiste mit seinen grünen Fensterläden und mit den langen Geisblattranken, die sich an seinen weißen Mauern emporschlängeln und deren rosenrothe Blütenkelche der Sonne entgegenlächeln. Die Stäbe des Gitterthores sind zwischen dichtem Laube verborgen, welches den neidischen Blicken das Gemeinde des häuslichen Glücks und der Familienfreuden entziehe. Ich sehe mein kleines Zimmer, mit Büchern angefüllt, und mich selbst darin, während Du und meine Schwester in traulichem Gespräch im Garten sitzen. Dann verheirathet sich Blanka, schöne und gute Kinder wachsen um mich her empor, und ich liebe sie eben so, als wäre ich ihr Vater. Ich beschäftige mich mit ihren jugendlichen Herzen und bilde sie von ihren frühesten Jahren an, ich erkläre ihnen den Zweck und die Bestimmung aller Dinge, welche der Herr ihnen vor die Augen führt. Blanka's Gatte ist ein guter, braver Mann, der Dein zweiter Sohn wird und der bei Dir bleibt, während ich meine Kranken tröste, meine Armen unterstütze oder meine Gläubigen unterrichte, ich ein während ich ein wenig guten Samen in der großen Familie der Menschheit ausstreue. Dann werden wir nach einem vorwurfsfreien Leben ohne Angst sterben und der Tod, dieser ewige Schlaf, wird uns so süß und ruhig erscheinen wie unser nächtlicher Schlummer. Seit langer Zeit mit den erhabenen Grundsätzen des ewigen Lebens vertraut, werden wir in diesem Naturgesetz nur eine Wohlthat des Himmels, die Ruhe nach der Anstrengung, den Lohn nach der Arbeit erblicken. Wie wir den Kindern, welche um uns her emporgewachsen sein werden, das Bild unseres einträchtigen

Lebens gezeigt haben, so werden wir ihnen auch das Beispiel unseres ruhigen und heiteren Todes geben, und diese letzte Lehre, wird ihnen Vielleicht den meisten Nutzen gewähren. So werden wir Jeder unsere Aufgabe erfüllen und vielleicht die Freude genießen, gute Menschen noch besser gemacht und Böse zum Guten geführt zu haben. Zweifle nicht daran, liebe Mutter, das ist die Zukunft, welche Gott uns bestimmt hat. Giebt es wohl eine schönere? Kennst Du eine angenehmere?

Ich sehe Dich von hier eins meinen Brief lesen, während Blanka ihr blondes Haupt auf Deine Schulter legt, um die Worte besser zu vernehmen, die ich Euch Beiden sende, oder wenn Blanka ihn lies't, sehe ich Dich Deine Arbeit unterbrechen und die Thränen in Deinen Augen trocknen, welche die Mütter so leicht der Erinnerung an ihre Kinder weihen. Am Abende des Tages an welchem dieser Brief Dir zukommt, wirst Du glücklich einschlafen, nicht wahr? Du wirst ihn zusammenfalten und ihn in Deinem Busen verbergen, wie ein Geiziger, seinen Schatz, und wenn Du in Deinem Zimmer allein bist, zwischen Deiner Lampe und Deinem Heilande, der Dich jeden Tag segnet, so wirst Du den Brief wieder hervornehme, wirst ihn noch einmal lesen und wirst dankerfüllt vor dem Bilde Gottes niederfallen, der so reine Freuden in das Herz seiner Geschöpfe gelegt hat. O, ja, die Welt ist gut! es giebt noch gute und edle Gefühle im Leben, es giebt noch schöne Thränen und schöne Gedanken. Wider meinen Willen bedarf ich jedoch der Erinnerung an Dich, um mich fest davon zu überzeugen, denn ich habe heute eine der schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens gemach. Obgleich ich Dir stets Alles anvertraut habe, diese kann ich Dir nicht anvertrauen. Sie gehört nicht mir allein, aber auch Du hast Theil daran, da Du nebst Gott mich darüber tröstet.

Beruhige Dich indessen, liebe Mutter, es ist mir kein Unglück begegnet und ich habe noch keines zu fürchten.

Was für sonderbare Wechselfälle das Leben darbietet! Es ist heut der 20. September 1833, ich bin also heut vierundzwanzig Jahre alt, bei ich am 20. September 1809 geboren bin. Ich kann mich nicht, enthalten, an die Veränderung zu denken, welche ein jenem Tage in unserem Häuschen vorging. Ich hatte das Licht der Welt erblickt und so die Dreifaltigkeit der Familie vervollständigt, denn nun bestand sie aus Vater, Mutter und Kind. Ich werde Dich bald wiedersehen und dann werden wir auch unserer Drei am Heerde sein, Einer ist jedoch nicht mehr, aber ein anderes Glied hat ihn ersetzt, da Blanka acht Jahre nach mir geboren wurde und zwei Jahre nach ihrer Geburt unser guter Vater starb. Wie schön ist diese Fortpflanzung des Lebens, in deren Folge ein Wesen in anderen fortlebt! So ist unser Vater zwar leiblich todt, aber wir, Blanka und ich, haben seine Seele zwischen uns getheilt und er lebt noch in uns. Es ist nicht mehr das nämliche Gesicht, aber es sind die nämlichen Gedanken, der nämliche Glaube, die nämlichen Gefühle. Hätte er zehn Kinder gehabt, so würde er zehnfach auf der Erde fortgelebt haben, während seine Seele ganz zu Gott zurückkehrte. O, liebe Mutter, die Religion, welche uns dies Alles offenbart hat, ist etwas Schönes und Großes, und wer sich ihr widmet, thut wohl daran!

Du hast es mir oft gesagt, daß mein Vater an jenem Tage tief bewegt war und daß er, die Augen fest auf Dich gerichtet und ein heißes Gebet flüsternd, angstvoll des Schreies harrte, der das Ende Deiner Schmerzen und den Anfang meines Lebens verkündete. Ich kam endlich zur Welt und er nahm mich in seine Arme und kniete nieder, und Ihr weintet Beide Thränen des Dankes. Jetzt bin ich erwachsen, jetzt hat das schwache Kind, das sich kaum bewegen. das nicht sehen und nicht sprechen konnte, Tausende von Meilen durchwandert, hat Das Ende der Welt

berührt und ist dem Herrn so weit als nur möglich entgegengegangen; sein Herz fühlt, sein Verstand begreift **Alles** und so ist es mit allen Menschen. Wie schön wie groß ist dies!

Ich sehe im Geiste, was Du heut, zum Geburtstage Deines Sohnes, gethan hast. Du bist in mein Zimmer gegangen und dort hast Du an mich gedacht. Du hast alle Gegenstände berührt, welche Dich lebhafter an mich erinnerten und hast gleichsam in mir gelebt. Du hast Dich gefragt: Wo mag er jetzt sein? und Du hast es bedauert, daß mich einmal die Lust angewandelt hat, die Welt zu sehen und kennen zu lernen. Dann hast Du wie ich, die seit meiner Geburt verflissenen vierundzwanzig Jahre an Deinem Geiste vorüber ziehen lassen und bist die Stufenleiter Deiner glücklichen Erinnerungen hinab gestiegen. Es ist etwas Herrliches um diese Sympathie, mit deren Hilfe zwei sich liebende Wesen, ein Bruder und eine Schwester, eine Mutter und ein Sohn, an dem nämlichen Tage den nämlichen Gedanken haben und durch unsichtbare Fäden des Herzens mit einander in Verbindung treten können, wenn auch tausend Meilen sie trennen.

Und während Du dem Himmel danktest, daß er mich Dir gegeben hat, dankte auch ich ihm, daß er mich als Deinen Sohn geboren werden ließ. Wie liebevoll hast Du mich in meiner Kindheit gepflegt! Welche vortrefflichen Keime hat Dein Verstand und Dein Herz in meinen Verstand und in mein Herz gesät! Den geringen Werth, den ich haben kann, verdanke ich nur Dir allein, meine liebe und theure Mutter.

Gewiß hast Du auch das Grab des Vaters besucht, denn Du theilst Deine Liebe gleichmäßig zwischen Deinem Gatten und Deinem Sohne, die beide fern von Dir sind, der eine auf immer, der andere noch für wenige Monate. Du hast auf diesem Grabhügel gebetet, unter dem wir einst den Vater niederlegten, den wir liebten und der uns noch im Tode freundlich zulächelte. Während wir Beide den Verlust dieser Liebe beweinten, blickte uns Blanka, welche damals zwei Jahr alt war, mit ihren großen blauen Augen an, und als wir vom Friedhofe zurückkehrten, spielte sie im Garten. Der Herr versagt in seiner ewigen Weisheit Kummer und Schmerz den jugendlichen Herzen, die noch zu schwach sein würden, um sie zu ertragen; aber das Herz verliert deshalb seine Rechte nicht; denn wenn das Kind heran wächst, giebt die Erinnerung ihm den Schmerz, den es früher nicht empfand. So spricht auch Blanka setzt den Namen ihres Vaters nicht aus, ohne das die Thränen aus ihrem Herzen ihre Augen steigen, obgleich sie ihn kaum gekannt hat und sich seiner Gesichtzüge nur dunkel erinnert. Wenn wir uns über die Leiche eines Vaters beugen, den wir nie mehr sehen sollen und uns erinnern, wie dieses erloschene Auge früher mit Liebe auf uns ruhte, wie dieser Mund uns mit Küssen bedeckte, als wir noch Kinder waren, und später uns weise Rathschläge gab, wie dieses Herz, das aufgehört hat zu schlagen, voll Liebe und Sorge für unsere Zukunft war, und wir plötzlich dieses Leben binnen einer Minute entfliehen sehen, so daß weder unsere Liebkosungen noch unsere Rufe den Todten wieder zu erwecken vermögen, ja, dann empfinden wir einen ungeheuren Schmerz und glauben die Last dieses Schmerzes nicht ertragen zu können. Dann holen wie den Nachhall der glücklichen Augenblicke, die wir Dem Verdanken, den wir beweinen, und die unsern Schmerz umschweben, wie freie Vögel einen gefangenen Gefährten singend umflattern. Man glaubt dann, man könnte sich nie wieder trösten, das ganze Leben scheint öde und leer zu sein und man Versenkt sich nur in seinen Schmerz. Da findet man Gott, der überall ist und der uns aufrichtet und uns sagt, daß wir noch hoffen dürfen.- Du siehst, liebe Mutter, ich komme immer wieder auf Gott zurück, welchen Weg ich auch einschlage.

Lebe wohl, meine gute Mutter. Mein heutiger Brief enthält eine Reihe ächt kindlicher und

christlicher Worte, wie Dein Herz sie versteht und wie wir sie oft gegenseitig ausgetauscht haben, wenn wir an einem schönen Herbst- oder Frühlingsabende neben einander im Freien saßen. Bald werden wir und dieser friedlichen Gewohnheit wieder hingeben, um nicht eher von Ihr abzulassen, als bis es dem Herrn gefällt, und zu sich zu rufen.

Grüße meine liebes Schwester Blanka von mir und sage ihr, daß meine Gedanken stets voll schöner Pläne und Wünsche für ihre Zukunft sind.

Ich möchte gern noch mehr schreiben, aber ich will den Brief selbst nach dem Landungsplatze tragen und die Stadt ist durchs eine Wüste von vier Stunden Breite vom Meere entfernt.

Dein Sohn,

Felician Pascal.«

Als der junge Meeren diesen Brief beendet hatte, fühlte er sich glücklich. Er bildete einen so auffallenden Contrast mit Josephs Beichte und war so ganz der Ausdruck eines Herzens, das den richtigen Lebensweg verfolgt, daß Felician in dem Lesen dieser von ihm selbst geschriebenen Zeilen gleichsam ausruhte, wie der ermüdete Wanderer unter dem selbst aufgeschlagenen Zelte ruht.

Er versiegelte ihn, schrieb die Adresse darauf, nahm Hut und Stock und begab sich aus seinem Gasthofs in Begleitung von Reisenden, die sich aus dem »Nicolas« einschiffen wollten, nach dem Landungsplatze.

Wie sie bestieg er ein Maulthier ohne Zaum und ohne Bügel, auf dessen Rücken nur ein grauer Leinwandsack als Sattel gelegt war.

Nebenher gehende Neger führten die Saumthiere. Hinter ihnen kamen Lastwagen mit Exportwaaren, von Ochsen gezogen, deren Führer ebenfalls nebenher gingen, sich mit einer Hand auf den Rücken des Thieres stützten und während des ganzen Weges schliefen.

In der Ferne erblickte man die dunkle Linie des Meeres, das mit dem Himmel den Horizont bildete.

Aus dieser Entfernung gesehen, erschien der »Nicolas« ohngefähr so groß wie eine Nußschale.

Felician ging nicht allein deshalb noch einmal an Bord, um dem Doktor Maréchal seinen Brief zur Besorgung zu übergeben, sondern auch um zu erfahren, ob Joseph gestorben und wie er gestorben war.

Endlich erreichte man das Meeresufer und Pascal ließ sich sogleich in einem der bereitstehenden Boote nach dem »Nicolas« überfahren, auf dessen Verdeck er in einer halben Stunde ankam.

»Mein lieber Doktor,« sagte er zu Maréchal, »Sie haben mir versprochen, einen Brief an meine Mutter mitzunehmen?«

»Allerdings, und ich werde dieses Versprechen mit Vergnügen erfüllen.«

»Sie werden eine würdige, fromme Frau und ein schönes, liebenswürdiges Mädchen kennen lernen; sie kennen Sie zwar noch nicht, aber wenn Sie ihnen sagen, daß Sie mich kennen, so werden sie Sie sogleich lieben, erstens deshalb und dann auch um Ihrer selbst willen. Sie werden sie umarmen, wie ich Sie umarme, und ihnen meine bevorstehende Rückkehr ankündigen.«

»Wie lange bleiben Sie noch am Kap?«

»Zwei bis drei Monate. Sie wissen, daß ich mit Erbschaften und Geschäftsleuten zu thun habe, mit denen man nie zu Ende kommt.«

»Verlassen Sie Sich auf mich.«

»Jetzt sagen Sie mir noch, wie geht es mit Valery?«

Statt einer Antwort zeigte der Doctor auf einen Schiffsjungen, welcher damit beschäftigt war, eine Kanonenkugel in einen Sack einzunähen.

»Was bedeutet dies?« fragte Pascal.

»Es bedeutet, daß der;Sack für ihn zurecht gemacht wird, in welchem er ins Meer versenkt werden soll.«

»Er ist also todt?«

»Noch nicht, denn er hat ein so zähes Leben wie eine Katze, aber wir werden nicht einmal warten, bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hat, um ihn uns vom Halse zu schaffen. Er kann unmöglich davon kommen und es ist sowohl für ihn als für uns eine Wohlthat, wenn wir ihm die letzten Augenblicke des Todeskampfes ersparen. Er wäre im Stande, noch das ganze Schiff anzustecken. Wenn Sie zehn-Minuten hier bleiben, so können Sie seiner Beerdigung beiwohnen, wenn man diese Cerenonie so nennen will.«

»Nein,« sagte Pascal, »ich mag dies nicht mit ansehen.«

»Dann leben Sie wohl, mein Bruder, denn wir wollen ihn heraufholen.«

Die beiden Männer umarmten sich herzlich.

Nachdem Pascal auch vom Kapitain Abschied genommen hatte, bestieg er gedankenvoll sein Boot wieder, das sogleich vom Schiffe abstieß.

Als er am Lande ankam, hörte er zwei Kanonenschüsse. Sie waren das Lebewohl des »Nicolas« der seine Anker lichtete.

»Jetzt ist es wahrscheinlich vorüber mit dem Unglücklichen,« sprach Pascal vor sich hin, indem er ein heißes Gebet für Josephs Seelenruhe zum Himmel sandte. »O menschlicher Hochmuth! dahin also führst Du!«

Siebentes Kapitel.

Blanka.

Pascal blieb, wie er vorausgesehen hatte, noch drei Monate am Kap.

Er bedurfte dieser Zeit, um die Erbschaft zu heben, welche er seiner Schwester mitbringen wollte; denn der Erblasser war ohne Testament gestorben und seine Angelegenheiten waren nicht in der besten Ordnung. Ueberhaupt mögen Hinterlassenschaften auch hoch so klar und einfach sein, ihre Erhebung geht niemals rasch von Statten. Das Geld hat eine solche Anziehungskraft, daß selbst Die, welche es nur in ihrer Verwahrung haben es dem Eigenthümer so lange als möglich vorenthalten. Es dünkt ihnen, als wären sie die Besitzer desselben, so lange sie es in ihrer Kasse haben, und vielleicht nähren sie sogar im Stillen die Hoffnung, es für immer aufbewahren und es sich zuletzt zueignen zu können.

So war das Ende des-Monats Dezember herangekommen.

Dies war eine ungünstige Zeit für eine lange Seereise, aber Felician dachte nur an die Freude, seine Mutter und seine Schwester wieder zu sehen und sobald als möglich die Laufbahn zu betreten, der er sich zu widmen beschlossen hatte.

Die drei Monate, die er in der Kapstadt verlebte, hatte er zur Vollendung seiner auf dem Seminar begonnenen theologischen Studien angewendet, denn wie man sich denken kann, nahmen seine Geschäfte nicht alle seine Zeit in Anspruch. Er war nun so weit vorbereitet, daß er sich nur noch dem Bischof vorzustellen brauchte, um seine Ordination zu empfangen.

Er, reiste daher ab und landete im Monat April 1834 mit dem freudigen Gefühle, das Jedermann beim Wiedersehen der Heimath empfindet, auf französischen Boden. Um nichts von seinen Eindrücken zu verlieren, um die Wonne der Heimkehr recht mit Muße zu genießen beschloß er, den Weg, der ihn noch von seiner Familie trennte, zu Fuße zu machen, so sehr es ihn auch drängte, sie zu umarmen. Er übergab sein Gepäck einem Spediteur zur Besorgung und trat wohlgemuth seinen Marsch an, auf Wegen, die er zwar nicht kannte, auf denen er sich aber schwerlich verirren konnte, da es die seines Vaterlandes waren. Man muß lange gereist und von Hause entfernt gewesen sein, um die unendliche Freude zu begreifen, die man empfindet, wenn der Fuß den heimathlichen Boden wieder betritt. Die Natur verwandelt sich plötzlich und lächelt uns so freundlich an, wie keine andere Gegend, wäre sie auch noch so schön. Die Lust scheint leichter, die Straße weniger hart zu sein und ich behaupte, daß eine fünfzehnstündige Wanderung auf vaterländischen Boden weniger ermüdet, als ein Marsch von zehn Stunden in dem herrlichsten, aber fremden Lande.

Pascal schritt also rasch und munter vorwärts. Ueberall fand er Gott, grüßte die hölzernen und steinernen Kruzifixe am Wege, auf deren Stufen ermüdete Schnitterinnen saßen, hielt sich nur auf, um ein frugales Mahl einzunehmen oder um einiger Stunden Schlafes zu genießen und brach immer mit der Morgenröthe wieder auf, um die lieblichen und reinen Frühlingsdüfte in ihrer ganzen Frische einzuathmen

Die Ebenen, die Hügel und die Berge, welche er überschritten hatte, entschwanden nach und nach seinen Blicken, aber je näher er dem Ziele seiner Reise kam, desto mehr ergriffen ihn

unbestimmte Ahnungen, welche gewiß in jedem Menschen unter ähnlichen Umständen unwillkürlich aufsteigen. Wenn Ihr lange von Denen entfernt gewesen seid, die Ihr liebte, wenn der Weg, den Ihr verfolgtet, nur Euch gestattete, Ihnen zuschreiben, ohne daß Ihr Nachricht von ihnen erhalten konntet, da Ihr nirgends eine Zeit lang verweilten und wenn Ihr dann nach Monaten oder Jahren zu ihnen zurückkehrt, stieg dann nicht plötzlich der Gedanke in Euch auf, daß Ihr lange nichts von ihnen hörten, daß das Leben ein schwankendes, zerbrechliches Rohr ist, und daß Ihr wohl leicht das Haus, welches Ihr bewohnt verließet, leer wiederfinden könntet? Ihr sagtet zu Euch selbst. Wenn der Zufall wollte, daß meine Mutter gestern gestorben wäre, und daß ich nur ankäme, um sie begraben zu sehen! Die Möglichkeit ist vorhanden. Oder wenn ich das Haus meiner Kindheit schwarz ausgeschlagen und die heiteren Freunde meiner Jugend trauernd und niedergeschlagen um einen von Kerzen beleuchteten Sarg wiederfinden sollte! Oder auch, wenn ich an die Thür klopfen werde, deren Schwelle ich so oft überschritten habe, ohne zu ahnen, daß einst das Unglück durch sie einziehen könnte, und diese Thür würde mir von einer unbekanntem Person geöffnet, die zu mir sagte: Was wollen Sie? und mir auf den Namen, den ich ihr zitternd nenne, antwortete: Die Person, nach der Sie fragen, ist längst gestorben! Und vielleicht könnte ich mich nicht einmal erinnern, was ich an dem Tage gethan, als dieses Unglück mich traf; ich war vielleicht heiter, ich machte vielleicht Pläne für die Zukunft! Wenn ich die Briefe, die ich von Zeit zu Zeit an sie schrieb, um ihnen meine Heimkehr scheinbar näher zu rücken, noch unberührt und versiegelt finden sollte! Wenn ich endlich da, wo ich ein geliebtes Wesen zu finden hoffte, das mich unter Freudenthränen in seine Arme geschlossen hätte, nur eine Marmorplatte mit einem Namen darauf und einen leblosen Körper finden sollte, der das Geräusch meiner Schritte nie mehr vernimmt! Es wäre gräßlich! Bald nahmen diese unbestimmten Ahnungen in Eurem Geiste die Gestalt von Wahrscheinlichkeiten an, denn nichts ist wahrscheinlicher als der Tod, und Ihr waret schon im Begriff, stehen zu bleiben, ja sogar umzukehren, weil Euch der Zweifel tausendmal lieber war, als die Gewißheit, denn der Zweifel ist noch ein Schimmer von Hoffnung. Dann betrachtetet Ihr Alles, was Euch umgab, die Bäume, die Wolken, den Horizont, in der Hoffnung, daß vielleicht eine Veränderung der Natur Euch die Veränderung, welche Ihr befürchtet, andeute; aber die Natur war noch immer die nämliche, denn sie stirbt nicht, und die Zukunft verriet Euch keines ihrer Geheimnisse. Ihr setzt daher im Streite mit Euch selbst Euren Weg fort und ein heftiges Klopfen bemächtigte sich plötzlich Eures Herzens; Ihr waret in der Stadt oder in dem Dorfe angekommen. Nun betrachteten Ihr ängstlich alle Vorübergehenden. Welche Freude empfanget Ihr wenn erste bekannte Gesicht Euch heiter anlächelte! Ihr hattet also nichts zu fürchten, denn so böse können die Menschen nicht sein, um Jemanden mit lächelndem Angesicht zu begrüßen, wenn sie wissen, daß seiner ein Unglück und ein Schmerz wartet. Ein ganz natürlicher Aberglaube verhinderte Euch indessen, dieses erste Lächeln zu befragen. Ihr hattet seinen heitern Gruß als Bürgschaft und wolltet Euer Glück nur aus dem Munde Derer hören, die es Euch ganz gewähren konnten. Ihr schrittet ruhiger und vertrauensvoller vorwärts und Ihr erkanntet die Dinge, wie sie früher gewesen waren. Ihr bemerktet von ferne das Haus, das Euer Ziel war, und nichts in seinen Außern hatte sich verändert. Eure Aufregung wurde nun so heftig, daß Ihr Eure Schritte hemmtet und zu Euch sagtet: Dort sind sie und ahnen nicht, daß ich ihnen so nahe bin. Sie sprechen vielleicht von mir, sie fragen sich, wo ich jetzt sein mag, sie glauben mich noch in dem Lande, aus dem ich ihnen das letzte Mal schrieb. Und Ihr maltet Euch im Geiste das Bild aus, das sich Euren Augen darbieten würde, wenn Ihr die geliebte Schwelle überschritten Endlich klopfte Ihr an die Thür, Eure Dienerin öffnet, in dem Wahne, einen Fremden zu finden, und als sie Euch erkannte, stieß

sie einen Freudenschrei aus und verkündete sogleich dem ganzen Hause Eure unerwartete Ankunft. Nun entstand ein Geräusch von Stühlen, Küssen, Thränen und Fragen, und alle Eure trüben Ahnungen entflohen durch die offene Thüre, gleich Dieben, welche nichts zu stehlen gefunden haben.

Eine der zauberhaften Wirkungen der Heimkehr besteht darin, das in einem Augenblicke die seit der Abreise verflossene Zeit und alle während dieser Zeit gehegten Besorgnisse verschwinden. Man glaubt den, welchen man wieder sieht, erst den Tag vorher verlassen zu haben, man kehrt so rasch und so ganz in das frühere Leben zurück, daß man sich gar nicht getrennt zu haben glaubt. Nun beginnt die Erzählung der Reisen, der Unfälle und der überstandenen Gefahren, über die man lachen kann, da sie vorüber sind, dann fragt auch der Reisende und erkundigt sich nach seinen Bekannten, die während seiner Abwesenheit die lange und beschwerliche Reise des Lebens fortgesetzt haben. Welche Veränderungen! Einige haben die Gegend verlassen, Andere haben sich verheirathet, noch Andere sind gestorben! Ein Wunsch, eine Erinnerung, eine Thräne fällt auf jeden der ausgesprochenen Namen, und Alles ist abgethan. Das Herz hat eine egoistische Seite, die es verhindert, sich lange mit Anderen zu beschäftigen, wenn es vollkommen glücklich ist, denn die Rückkehr in den Kreis geliebter Personen ist ein Glück, das zu den vollkommensten auf dieser Welt gehört.

Pascal empfand Alles, was wir hier geschildert haben. Wer ihn auf dem mit blühenden Brombeersträuchern eingefassten schmalen Fußpfade hätte gehen sehen, der ihn nach dem mütterlichen Hause führt, würde eine große Unruhe an dem einsamen Wanderer bemerkt haben.

Das Dorf lag auf einer Anhöhe und zeichnete sich bald mit seinem massiven Kirchthurme auf dem blauen Hintergrunde des Himmels ab. Moncontour hat eine reizende Lage. Es ist von Mandelbäumen und Hagedornbüschen umgeben und rund herum ziehen sich freundliche, vom Pflugschar sorgfältig gekämmte Hügel, welche an den grün gebliebenen Stellen durch weidendes Vieh belebt sind, das jeden Vorübergehenden mit staunenden Augen anblickt.

Das Haus der Madame Pascal war, ohngeachtet seiner außerordentlichen Einfachheit, eines der schönsten in der ganzen Umgegend. Auf dem Wege, den Felician verfolgte, war es das erste, welches er erreichen mußte, denn es stand ohngefähr hundert Schritte weit vom Dorfe entfernt. Bald erblickte es der junge Mann hinter einem Vorhange von Pappeln, freundlich lächelnd wie ein junges Mädchen hinter ihrem Schleier. Zehn Minuten später hatte er das Gitterthor erreicht, von dem er in seinem Briefe sprach, und mit hochklopfendem Herzen zog er leise an der Glocke.

Der Gärtner öffnete und konnte einen Ausruf der Freude nicht zurückhalten, als er seinen jungen Herrn erkannte.

»Wo ist meine Mutter?« fragte Felician, indem er ihm die Hand reichte und die seinige herzlich drückte.

»Sie ist hier.«

»Und meine Schwester?«

»Ist bei ihr; sie sind Beide im Garten, ich will sie sogleich benachrichtigen.«

»Nein, bleibt hier, Freund, ich will mir das Vergnügen machen, sie zu überraschen.«

Mit einem stillen Dankgebet zu Gott schritt Pascal dem Garten zu, der hinter dem Hause lag und von einer niedrigen Mauer umgeben war.

Er bemerkte seine Mutter und seine Schwester welche, miteinander plaudernd, Arm in Arm auf und ab gingen.

Er schlug einen Seitenweg ein, um ihnen zuvorzukommen, und trat dann plötzlich vor sie.

Man erlasse es mir, die Freude und das Erstaunen der glücklichen Mutter zu schildern. Es giebt Dinge die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben lassen.

Blanka äußerte ihre Freude über das Wiedersehen des Bruders nicht auf die nämliche Art wie ihre Mutter. Sie erschrak und erbleichte, als sie ihn vor sich sah, und ihre Blässe entging dem jungen Manne nicht.

»Du umarmst mich nicht, Blanka?« fragte er sie.

»Dein Anblick hat mich so ergriffen und mich so glücklich gemacht,« erwiderte sie mit schwacher Stimme, »daß ich glaubte, ich würde in Ohnmacht fallen.«

Zu gleicher Zeit legte das schöne Mädchen eine Hand auf ihre Brust, als wollte sie die lauten Schläge ihres Herzens beschwichtigen, und als sie sich ein wenig erholt hatte, fiel sie ihrem Bruder um den Hals.

Von diesem Augenblicke an ging sie nicht mehr von seiner Seite und überhäufte ihn mit Liebkosungen und Fragen.

»Erzähle von Deinen Reisen und Deine Pläne,« sagte sie zu ihm. »Warum hast Du uns den Tag deiner Ankunft nicht gemeldet? Wie bist Du gereist?«

»Ich komme von Nantes zu Fuß,« antwortete Pascal.

»Dann bist Du gewiß sehr ermüdet und wirst der Ruhe bedürfen.«

Und ohne aus seine Antwort zu warten, führte ihn Blanka in's Speisezimmer und ihre Mutter bereitete selbst das Wiedervereinigungsmahl, was sie in ihrem mütterlichen Aberglauben keiner fremden Hand überlassen, wollte.

Blanka setzte sich nun ganz nahe zu ihrem Bruder und die beiden Geschwister nahmen einer des anderen Hände. Felician konnte nicht müde werden, sie zu betrachten, so schön war sie. Ihr waltendes blondes Haar, ihre feine weiße Haut, durch welche man fast das Blut in den Adern circuliren sah, ihre großen, blauen, glänzenden und feuchten-Augen, die zwei frisch bethauten Blumen glichen, ihre schön geformte Nase, ihr kleiner purpurrother Mund, der sich nur öffnete um die perlenweißen Zähne blicken zu lassen, ihr schlanker und geschmeidiger Hals: dies Alles bildete ein wundervolles Ganzes, an dessen Anblick sich Felician nicht sättigen konnte. In dem Stande, dem er sich gewidmet hatte, war Blanka das einzige weibliche Wesen, das er lieben durfte, und daher war seine Liebe zu ihr nur um so stärker und inniger. Es war ihm erlaubt, alles Schöne zu bewundern und alles Gute zu lieben, und da Blanka gut und schön war, so hatte er in ihr das Ideal der Liebe, frei von allem Materiellen und Leidenschaftlichen. Diese Liebe war so eifersüchtig, so sorgsam und so ängstlich, daß sie, wie wir gesehen haben, über das kleinste Wölkchen erschrak.

»Blanka, meine innig geliebte Schwester,« rief plötzlich der junge Mann, indem er ihren schönen Kopf in seine Hände nahm und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, »sage mir, daß Du glücklich bist.«

»Ja, ich bin glücklich, sehr glücklich, lieber Bruder!« erwiderte Blanka im Tone der Ueberzeugung.

»Nun, so wollen wir essen, denn ich bin hungrig.«

Madame Pascal trat eben wieder in's Zimmer und brachte die reichlich gefüllten Teller.

Felician setzte sich zwischen sie und seine Schwester und die Fragen begannen von-Neuem.

»Bleibst Du nun immer bei uns?« fragte die Mutter.

»Ja, liebe Mutter, nur auf einen Monat werde ich Euch noch Verlassen müsse.«

»Wohin willst Du denn wieder?«

»Nach dem südlichen Frankreich.«

»Und welchen Zweck hat diese Reise?«

»Ich habe den Willen eines Verstorbenen zu, vollziehen, dessen Beichte ich kurz vor seinem Tode angehört habe.«

»Du hast eine Beichte angehört?«

»Ja, liebe Mutter; und schon morgen will ich zum Bischof von Niort gehen, nur ihm diesen Fehler zubekennen, denn ein solcher ist es, da ich noch nicht ordinirt war, als ich die-Beichte anhörte. Da ich sie aber mit dem vollsten Glauben gehört habe und mein Entschluß, mich Gott zu treiben, sich nicht geändert hat, da ferner aus dieser Beichte viel Gutes für die Kirche und für mehrere Menschen hervorgehen kann, so hoffe ich, daß der Herr Bischof sie mir verzeihen wird. Aber beruhigt Dich; liebe Mutter ich reise nicht eher wieder ab, als bis ich Priester bin, und bis dahin wird noch einige Zeit vergehen.«

»Weißt Du nun auch, was ich während Deiner Abwesenheit gethan habe?«

»Nein, gute Mutter, aber ich bin überzeugt, daß das, was Du gethan hast, zu meinem Besten war.«

»Ich bin in Niort gewesen.«

»Wozu?«

»Um mit dem Bischofe zu sprechen.«

»Und hast Du mit ihm gesprochen?«

»Ja, ich habe über Dich mit ihm gesprochen und habe ihm Deine Briefe gezeigt.«

»Und dann. . .?«

»Dann hat er mir gesagt, ich sollte Dich sogleich nach Deiner Ankunft zu ihm schicken, und unserm Herrn Pfarrer, eine andere Seele bekommen sollte, hat er geschrieben, bis auf weitere Nachricht noch hier zu bleiben. Verstehst Du, was dies bedeutet?«

»Ja, ich glaube es zu verstehen, erwiderte Pascal hocheifrig; »in Folge Deiner Bemühungen soll ich die Stelle unseres jetzigen Pfarrers erhalten.«

»So ist's, habe ich. recht gethan?«

»Wie kannst Du so fragen! — Morgen bei guter Zeit will ich nach Niort gehen.«

»Aber dazu ist es nöthig, daß Du gehörig ausruhest. Laß das Zimmer in Bereitschaft bringen, Blanka welches Deinen Bruder schon so lange erwartet, und sich selbst darauf, daß es an nichts darin fehlt. Nicht wahr, Du willst ein wenig schlafen, lieber Felician?«

Mutter und Sohn umarmten sich nochmals, denn dies ist die beredte Sprache der Mütter und Kinder, die sich lieben und sich nach langer Trennung wiedersehen.

Blanka ging, um zu thun, was Madame Pascal ihr aufgetragen hatten aber ehe sie sich in das Zimmer ihres Bruders begab, trat sie in das ihrige, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand sie sehen konnte, nahm sie ein Blatt Papier und schrieb eiligst mit zitternder Hand einige Worte darauf.

Ohne sich die Zeit zu nehmen, es in Briefform zu brechen, drückte sie es in der Hand zusammen und verbarg es in ihrem Busen, ohne Zweifel um es zu verwahren, bis sie es an seine Adresse gelangen lassen konnte.

Als sie hierauf ihr Zimmer verließ, war sie in einer so heftigen Gemüthsbewegung, daß sie sich an der Wand anhalten mußte, um nicht zu fallen.

War es denn etwas Böses, was sie eben gethan hatte?

Achtes Kapitel.

Blanka's Geheimnis.

Nachdem Blanka das Zimmer ihres Bruders in Bereitschaft gebracht hatte, ging sie wieder hinunter, um es ihm zu sagen, und als er sich dann hinauf begab, eilte sie in den Garten. Hier öffnete sie eine in's Freie führende kleine Thür und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, der sie hätte sehen können, trat sie hinaus und nahm einen losen Stein aus der Mauer. In die dadurch entstandene Oeffnung legte sie das eben geschriebene Billet, brachte den Stein wieder in seine vorige Lage, kehrte in den Garten zurück und Verschloß die Thür wieder, deren Schlüssel sie zu sich nahm. Diesen Schlüssel hatte sie sich heimlich anfertigen lassen, ohne daß ihre Mutter etwas davon wußte.

Hierauf eilte sie zu Madame Pascal zurück und Beide unterhielten sich noch Stunden lang über das Glück das ihnen Gott durch die Zurückkunft ihres Sohnes bereitet hatte.

Gegen vier Uhr Nachmittags erwachte Felician und fand Mutter und Schwester an seinem Lager.

Fast in dem nämlichen Augenblicke hielt ein Reiter vor der kleinen Thür in der Gartenmauer, welche Blanka am Morgen geöffnet hatte, und ohne daß er abzusteigen brauchte, nahm er den tosen Stein aus der Mauer, unter dem der Brief verborgen war, und ritt dann wieder fort, während er unterwegs den Inhalt des Billets las.

Das Pferd war ein Prächtiges Thier.

Der Reiter war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren und von romanhafter Schönheit, das heißt, er war lang, bleich, ohne Bart, hatte feurige Augen und volles, rabenschwarzes Haar. Uebrigens war er mit der ausgesuchtesten Eleganz gekleidet und behandelte sein schönes Pferd mit großer Gewandtheit. Seine ganze äußere Erscheinung war die eines vornehmen Mannes, aber ein finstrer und verschlossener Charakter sprach aus seiner stolzen Miene.

Als er den an ihn gerichteten Brief Blanka's gelesen hatte, faltete er ihn sorgfältig zusammen und legte ihn in eine kleine Brieftasche, die schon mehre Billets von der handelt nämlichen Hand enthielte dann setzte er sein Pferd in scharfen Trab und erreichte bald ein allerliebstes schloßartiges Landhaus, das ungefähr eine Stunde von Madame Pascals Wohnung entfernt auf einer Anhöhe lag und von einem großen Parke umgeben war.

Vor dem Gitterthore dieses Hauses stieg der Reiter ab, übergab sein Pferd einem ihn erwartenden Bedienten, und nachdem er in einen eleganten Salon im Erdgeschoß getreten war, schellte er.

»Laß zu morgen früh meinen Reisewagen in Bereitschaft bringen,« sagte er zu dem alsbald erscheinenden Bedienten.

»Der Herr Graf wollen verreisen?« fragte dieser.

»Ja.«

»Um wie viel Uhr?«

»Um Mittag.«

»Dann werde ich die Pferde um elf Uhr bestellen.«

»Ja.«

»Reisen Sie allein, Herr Graf?«

»Ja wohl.«

»Dann sind zwei Pferde genügend?«

»Allerdings.«

Der Bediente entfernte sich wieder.

Den Rest des Tages brachte der Graf mit Schreiben und Spazierengehen, ganz besonders aber mit Nachdenken zu, denn ein wichtiger Gedanke schien ihn fortwährend zu beherrschen.

Um zehn Uhr Abends stieg er zu Pferde und schlug den nämlichen Weg wieder ein, auf dem wir ihn am Nachmittag gesehen haben.

Hundert Schritte von der uns bekannten kleinen Thür stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und ging zu Fuß bis an die Gartenmauer.

Dann setzte er sich auf einen großen Stein in der Nähe der Thür und indem er die Ellenbogen auf die Kniee stützte und den Kopf in beide Hände legte, überließ er sich wieder seinen ernstesten Gedanken.

Wer ihn an diesem Abend gesehen hätte, würde gewiß, nicht geahnt haben, daß er zu einem Rendezvous kam. -

Nachdem er ohngefähr eine halbe Stunde gewartet hatte, wurde die Gartenthür geöffnet und Blanka's Kopf zeigte sich schüchtern in derselben, während sie mit gedämpfter Stimme rief:

»Friedrich!«

Der junge Mann blickte auf und ein ungewöhnliches Lächeln strahlte auf seinem Gesicht.

Die Nacht war dunkel und ziemlich kühl.

»ich komme eine halbe Stunde zu spät,« sagte Blanka zu dem Grafen, während er sie mit den Armen umschlang und an sein Herz drückte; »verzeihst Du mir?«

»Und hätte ich Dich die ganze Nacht erwarten müssen, Blanka, sich würde Dir nicht gezürnt haben.«

»Wie gut bist Du!«

»Nein, ich liebe Dich, das ist Alles.«

Dieses: »Ich liebe Dich« sagte Friedrich in einem sonderbaren Tone, ohngefähr wie ein Anderer gesagt haben würde: »Ich hasse Dich.«

»Komm,« sagte Blanka, die unwillkürlich über den Ausdruck in der Stimme ihres Geliebten erschrak, wahrscheinlich aber schon daran gewöhnt war, denn sie nahm ihn zu gleicher Zeit bei der Hand.

»Wohin führst Du mich?« fragte der Graf.

»Ja den Pavillon.«

»Ist dies nicht unvorsichtig?« fragte er zögernd.

»Fürchte nichts, es ist Niemand mehr wach.«

»Auch Dein Bruder nicht?«

»Dieser am Wenigsten, denn er ist mehrere Tage zu Fuß gereist. Wie ich Dir diesen Morgen geschrieben habe, fürchtete ich allerdings, daß ich diesen Abend nicht würde kommen können,« sagte Blanka mit leiser Stimme, indem sie sich auf ein Tabouret zu den Füßen des Grafen, setzte,

»denn ich glaubte, Felician würde aufbleiben und mich bei sich behalten. Sieh, wie ich Dich liebe Friedrich! Um Deinetwillen wünsche ich fast, mein Bruder wäre noch nicht zurückgekehrt!«

»Du liebst mich also?« versetzte der Graf, indem er das reizende Mädchen betrachtete und mit seiner kalten weißen Hand ihr goldenes Haar strich. »Was hat Dein Bruder Dir bei Deiner Zurückkunft gesagt?«

»Was jeder Bruder zu seiner Schwester sagt. Er hat mich umarmt, und da seine Rückkehr die Besorgniß in mir erweckt, daß ich Dich nicht mehr so oft würde sehen können als früher und es mir unmöglich ist, mich zu verstellen, so bin ich traurig geworden und er hat mich gefragt, was mir fehle.«

»Und was hast Du ihm geantwortet?«

»Ich habe ihm geantwortet, daß mir nichts fehle. Aber nicht wahr, mein Friedrichs bald werde ich ihm Alles gestehen können?«

»Ja, meine geliebte Blanka, Dein Bruder soll Alles erfahren.«

»In welchem Tone sagst Du das, Friedrich?«

Deine Worte klingen fast wie eine Drohung!

»Thörigtes Kind!«

»Ach, welche sonderbare und geheimnißvolle Macht Du über mich ausübst! Weißt Du wohl, daß mein Leben nicht mehr mir angehört, seit ich Dich kenne und seitdem Du mir gesagt, daß Du mich liebst? Dein Geist hat die Stelle meiner Seele in meinem Innern eingenommen. Du bist aber auch kein Mann wie Andere, denn ich bin überzeugt, daß ich einen gewöhnlichen Mann nicht hätte lieben können, und eine ähnliche Liebe, wie ich zu Dir fühle, hat vielleicht vor mir noch nie ein weibliches Wesen empfunden. Du lächelst? O, laß mir den Glauben, daß ich mich nicht irre; laß mir den Trost, daß ich einer unwiderstehlichen Macht nachgegeben habe und daß ich Dir nicht hätte entgehen können, was ich auch hätte thun mögen! Wir Mädchen hoffen immer, daß Gott bisher unbekannte Gefühle in uns gelegt hat und daß die Gründe, mit denen wir uns beruhigen, in sich selbst die Entschuldigung unseres Fehlers tragen. Und wärest Du zehnhundert, tausend Meilen von mir entfernt, so würdest Du stets die nämliche Gewalt über mich haben; Du brauchtest nur die Hand auszustrecken und ich würde Deinem Willen gehorchen. Wenn ich es versuche, außerhalb des Zauberkreises zu leben, den Deine Liebe um mich gezogen hat, so bin ich wie eine Wahnsinnige, ich stoße überall an, ich schwanke wie ein Trunkener, die Luft fehlt mir, und wenn ich nicht umsinken will, so muß ich Deinen Namen aussprechen und mich an der Erinnerung an Dich festhalten. Was soll ich Dir noch sagen?« Friedrichs ich die Tochter einer engelreinen Mutter und eines Vaters, den der Herr selbst achten muß, die Schwester eines frommen Mannes, wie es nur irgend einen giebt, die in der heiligen Ehrfurcht vor Gott erzogen ist, ich habe Dir Alles aufgeopfert; meine Ruhe, meine Zukunft, meine Ehre. Willst Du mein Leben? es ist Dein. Soll ich Dir folgen, soll ich Alle« die mich lieben, hintergehen, mich in den Augen Aller entehren? sprich ein Wort und ich gehöre Dir, Ist es Liebe, was ich empfinde? ich weiß es nicht; aber was es auch sein mag, es ist ein Gefühl, das stärker ist als mein Wille, und gegen das ich kraftlos bin, denn ich verstehe es nicht. Mit Einem Worte, gegen Dich vermag ich nichts, für Dich vermag ich Alles, nur etwas nicht: die Entbehrung Deines Anblicks.«

Die Hand auf Blanka's Kopf gelegt und die Augen fest auf sie gerichtet, hörte Friedrich ohne

ein Zeichen von innerer Bewegung ihre Worte an, die eher aus seinem als aus ihrem Munde hätten kommen sollen, denn mit den nämlichen Worten hatte er die Herrschaft über sie erlangt, welche er jetzt auf sie ausübte. Nur waren diese Worte in seinem Munde das gewesen was ein Degen in der Hand eines geschickten Fechters ist, während sie in Blanka's Munde eine Waffe in der Hand eines Kindes waren,, das-Niemanden damit verwunden kann, als nur sich selbst. So großen Eindruck sie vorher auf das junge Mädchen gemacht hatten, so wirkungslos schienen sie jetzt auf Friedrich zu bleiben.

»Was gedenkt Dein-Bruder zu thun?« fragte der Graf, der auf Blanka's Herzenergießung nur mit einem Lächeln geantwortet hatte.

»Was kümmert Dich mein Bruder, Friedrich, wenn ich von Dir und mir spreche? Ich gebe mich ganz dem Glücke hin, Dich zu sehen, und während ich von meiner Liede zu Dir spreche, die Dir theuer ist, wie Du sagst, fragst Du mich etwas, was Dir ganz gleichgültig sein sollte, da ich nicht einmal daran denke.«

»Du siehst daraus, Blanka, daß ich mich für Alles interessiere, was Dich betrifft. Antworte mir also.«

»Nun wohl, Felician verweist morgen, wie ich Dir geschrieben habe.«

»Wohin?«

»Noch Niort, zum Bischof.«

»Und dann?«

»Wenn er zurückkommt, wird er ordinirt werden und ohne Zweifel die Stelle unseres jetzigen Pfarrers erhalten.«

»Und dann wird er für immer bei Euch bleiben?« fragte der Graf lebhaft.

»Nein, er wird uns dann noch auf etwa einen Monat verlassen.«

»Wohin will er noch gehen?«

»Noch dem südlichen Frankreich, wie ich glaube.«

»Was hat er dort zu thun?«

»Ich weiß es selbst nicht genau. Wenn ich nicht irre, hat er in Folge einer Beichte den letzten Willen eines Verstorbenen zu erfüllen.«

»Aber vor Ablauf eines Monats wird er diese Reise wohl nicht unternehmen?«

»O nein.«

Jedenfalls müßtest Du ihn zurückhalten, Blanka, wenn er früher abreisen wollte.«

»Warum?«

»Bist Du so vergeßlich? sind wir nicht übereingekommen, daß er uns vor allen Dingen verbinden soll, ehe er sich mit andern Pflichten beschäftigt? Habe ich Dir nicht gesagt, als Du mir erzähltest, daß Du einen Bruder hast, der Priester werden will und der bald hierher kommen würde, daß Du sogleich nach seiner Zurückkunft meine Gattin werden solltest, weil es mein Wille ist, daß er uns traut? Ich bin abergläubisch und denke daher, der Segen Deines Bruders, der ein frommer Mann ist und Dich liebt, wird uns Glück bringen. Habe ich Dir dies nicht versprochen und ist es nicht auch Dein Wille, geliebte Blanka? Doch jetzt darf Dein Bruder noch nichts von unserm Verhältnisse erfahren, und Du darfst es ihm nicht eher mittheilen, als bis er ordinirt ist.«

»Warum nicht?«

»Wie? siehst Du denn nicht ein, Kind, daß unsere Liebe, so wahr und innig sie auch sei, in den Augen der Welt ein Fehler ist und in den Augen Deines Bruders ein Verbrechen sein würde? Wer weiß also, ob dieses zu frühe Geständniß ihm nicht die Freude des Wiedersehens verbittern und ihn von seinem heiligen Berufe ablenken würde? Obgleich unser Fehler sich wieder gutmachen läßt, so kann dies doch nicht sogleich geschehen; wir würden also Felician eine mehrtägige Unruhe und Sorge bereiten. Anstatt dessen verbirg ihm sorgfältig den Zustand Deines Herzens, laß ihn sich Gott weihen, ohne seine Gedanken durch irgend etwas zu zerstreuen, und wenn er dann Priester und es sein Amt ist, zu segnen und zu vergeben, so treten wir ohne Scheu vor ihm und sagen zu ihm: Wir lieben uns seit langer Zeit und bitten Dich, uns zu verzeihen und uns für immer zu vereinigen. Er wird uns vergeben, uns seinen Segen ertheilen und so wird selbst Deine Mutter nichts von unserm Fehler erfahren. Unser vergangenes Glück wird sich mit unserem zukünftigen Glück verschmelzen und Niemandem als uns, Deinem Bruder und Gott bekannt sein. Verstehst Du mich Blanka?«

»Du hast Recht, Geliebter, wie immer.«

»Und jetzt muß ich Dir Lebewohl sagen-«

»Du willst mich schon verlassen?«

»Ja, wir müssen Alles vermeiden, was uns verrathen könnte. Bedenke, daß unser Verhältniß, wenn es jetzt an den Tag käme, Deinen Bruder tief betrüben würde.«

»Es-ist wahr. Also auf Wiedersehen morgen.«

»Nein, Blanka, morgen kann ich Dich nicht besuchen.«

»Wie, ich soll Dich morgen nicht sehen?« rief das junge Mädchen mit Entsetzen.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nach Paris reisen muß, liebes Kind, wo sich alle zu unsrer Verbindung nöthigen Papiere befinden, und es ist besser, ich hole sie jetzt, als daß ich noch warte. Auf diese Weise verlieren wir später keine Zeit.«

»Gehst Du wirklich nur deshalb nach Paris?«

»Ich schwöre es Dir.«

»Und wann kommst Du zurück?«

»Spätestens in vier Tagen.«

»Gott, wie soll ich diese vier Tage überleben?«

»Du wirst immer an mich denken, nicht so, Blanka?«

»Ach, Du weißt es wohl, daß ich nichts Anderes thun werde!«

»Sobald ich zurückkomme, benachrichtige ich Dich auf der Stelle davon.«

»Aber wie?«

»Durch einen Brief, den ich unter den losen Stein in der Gartenmauer lege.«

»O, wie gut Du bist, Friedrich, und wie ich Dich liebe.«

Bei diesen Worten brachen ihre Thränen hervor, aber sie unterdrückte sie sogleich wieder, um den Geliebten nicht zu betrüben. Demohngeachtet aber sah er, daß sie geweint hatte und sagte daher in leicht verweisendem Tone:

»Blanka, Blanka, wenn Du willst, daß ich Dich immer liebe, so weine nie!«

»Ich weine ja nicht, im Gegentheil, ich lache.«

Und mit einer gewaltigen Anstrengung zwang sie ihren Mund, zu lächeln, während neue Thränen in ihren Augen perlten.

Der Graf machte eine Bewegung des Unwillens.

»Also in fünf Tagen wirst Du wieder zurückkommen?« fuhr Blanka fort, indem sie alle ihre Kräfte aufbot, um dem Geliebten ein heiteres Antlitz zu zeigen.

»Ja.«

»Ach, wie freue ich mich schon im Voraus darauf! Sollten aber Deine Geschäfte oder Deine Vergnügungen Dich länger in Paris zurückhalten, so beunruhige Dich nicht wegen mir. Ich werde in der Erwartung Deiner Rückkehr für Dich beten und glücklich sein, wenn Du es bist.«

Und das liebe Mädchen lächelte wie eine schüchterne Sklavin vor ihrem strengen Gebieter.

»So ist es recht, meine Blanka,« erwiderte Friedrich, der sich den Anschein geben wollte, als glaubte er diesen Worten, obgleich er sich nicht in ihnen irrte, »so sehe ich Dich gern; bleibe immer so und habe Vertrauen zu mir, dann wird Alles gut gehen.«

Der Graf drückte noch einen Kuß auf ihre Hand und nachdem er die Lampe ausgelöscht hatte, eilte er hinweg und entfernte sich durch die kleine Gartenthür.

Als Blanka sich allein befand« sank sie in ihren Stuhl zurück und flüsterte in Thränen schwimmend vor sich hin:

»Diese Reise ist etwas so Natürliches. . . woher mag es kommen, daß sie mir wie ein Unglück erscheint?«

Während dem bestieg der Graf sein Pferd wieder und sagte mit einem unheimlichen Lächeln zu sich selbst:

»Es geht Alles vortrefflich und ich bin mit mir zufrieden!«

Neuntes Kapitel.

Robert.

Blanka irrte einen Theil der Nacht im Garten umher, um in der frischen Luft die Ruhe zu suchen, welche sie in ihrem Zimmer nicht fand, denn sie fühlte, daß sie nicht würde schlafen können. Wenn die Liebe einmal in das Herz eines jungen Mädchens eingezogen ist, so verdrängt sie alles Andere aus demselben, was nicht unmittelbar darauf Bezug hat; sie nimmt siegreich den ganzen Raum dieses jungfräulichen Herzens ein und erhält es in einer fortwährenden Aufregung.

Blanka wußte selbst nicht, wohin diese Liebe sie führen würde, und sie wallte es auch nicht wissen. Wenn sie in einsamen Stunden darüber nachdachte und sich fragte, wie eine so große Veränderung in ihrem Leben hatte vorgehen können, so fand sie keine Antwort. Die Zeit vor ihrer Bekanntschaft mit Friedrich war fast ganz aus ihrem Gedächtnisse verschwunden, und wenn ihre Gedanken sich von der Vergangenheit auf die Zukunft richteten und die traurigen Möglichkeiten einer solchen Liebe vor ihre Seele traten, so schloß sie die Augen, um Nichts davon zu sehen. Sie glich einem Schlafenden, der von einem ängstlichen Traume gequält wird und in einen Fluß stürzt, ohne schwimmen zu können. Er sieht, daß er umkommen muß, aber die Hand, die ihn hinunterzieht, ist stärker als seine Willenskraft, das rettende Ufer zu erreichen; das Wasser reißt ihn mit sich fort, er weiß nicht, wo er sich anklammern soll und überläßt sich dem Strome, indem er die Arme ausbreitet und die Augen schließt. Eine geheime Ahnung sagte Blanka, daß ihrer am Ende des Weges, den sie verfolgte, ein Unglück wartete; aber da Friedrich diesen Weg ging, so blieb sie ebenfalls auf demselben, ohne nur an's Umkehren zu denken. Wie wir gesehen haben, fragte sie sich oft selbst, ob das was sie empfand, auch wirklich Liebe sei? Wie hätte das unschuldige Kind dies wissen sollen, da sie bis jetzt in der glücklichen Unkenntniß eitler Leidenschaften gelebt hatte? Nur mußte sie sich gestehen, daß das, was sie fühlte, etwas ganz Eigenthümliches war. Ehe sie liebte, hatte sie geglaubt, die Liebe sei etwas Süßes, ein Nektar, der das dürstende Herz mit einer unbeschreiblichen Wonne erfüllte. In ihren jugendlichen Träumen sah sie die Liebe heiter und lächelnd vom sanften Schlummer und frommen Gebet begleitet. Sie war ihr vorgekommen wie eine Blume, die plötzlich im Herzen erblüht und es mit himmlischen Düften erfüllt, wie ein Vogel, der sich freiwillig in das weibliche Herz einschließt, wie in einen goldenen Käfig, und darin unbekannte Melodien singt. Ein Mann war ihr begegnet, der ihr gesagt hatte, ihre Gedanken stimmten mit den seinigen überein und er verstehe die Liebe ganz so wie sie, und von der sonderbaren Gewalt dieses Mannes beherrscht und von ihren eigenen Gefühlen überredet, hatte sie ihm geglaubt; aber vom ersten-Tage an hatte sie Vergebens die Wirklichkeit ihres Traumes gesucht. Dies erwarteten Düfte hatten nicht ihr Herz erfüllt, die gehofften Melodien hatten sich nicht vernehmen lassen. Sie hatte ihre Lippen dem Zauberbecher genähert, und anstatt des süßen und reinen Nektars hatte es ihr geschienen, als schlürfe sie einen Feuertrank. Ihre Augen hatten sich unter dem Einflusse einer schmerzlichen Wonne verdunkelt, ihr Geist, ihre Seele, ihr Leben: waren einige Augenblicke in einer Welt verschwunden, die weder der Himmel noch die Erde, weder Schlaf noch Wachen, weder Traum noch Wirklichkeit war. Als sie dann aus diesem Zustande erwachte, schrak sie entsetzt zurück, denn sie sah ein, daß sie jetzt nicht mehr sich selbst angehörte und daß sie einen Gebieter hatte.

Man glaube jedoch nicht, daß dieses Entsetzen Reue war. Je reiner das sich hingebende Herz ist, um so später ist es der Reue zugänglich. Wenn das weibliche Herz aufrichtig und unschuldig ist, so kleidet-es sich in ein so poetisches Gewand, indem es sich hingiebt, daß erst die reine Quelle der Illusionen versiegt sein muß, bevor die Reue einziehen kann, und dies erfordert lange Zeit, denn die Illusionen verlassen nur langsam in einzelnen Tropfen das Herz. Nur unlautere Herzen bereuen schnell, denn sie allein wissen, wie nahe die Strafe der Sünde folgt.

Alls jedoch Blanka sah, daß sie binnen einer Minute eine unübersteigliche Schranke zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft errichtet hatte, als sie bemerkte, daß es nutzlos war, zurückzublicken, und daß es ihr vielleicht schmerzlich sein würde, vorwärts zu sehen, mußte sie sich gleichsam in ihre Liebe einhüllen, wie ein Wanderer in kalter und dunkler Nacht sich in den einzigen Mantel hüllt, den er besitzt.

Es ist mein Geschick; diesem Manne zu folgen,« sagte sie zu sich selbst, und so gab sie sich blindlings diesem unheilvollen Gehorsame hin.

So war Blanka bereit, Alles für den Grafen zu erdulden, ja ihr Leben für ihn zu lassen, wenn er es verlange, und obgleich er ihr oft wiederholt hatte, daß sie seine Gattin werden solle, so erinnerte sie ihn doch nie an sein Versprechen und fing nie zuerst davon an. Friedrich konnte sie verlassen, wenn er wollte, es war vielleicht ihr Tod, aber sie war auch auf einen solchen Tod gefaßt.

Es war also nicht Liebe, was sie für diesen Mann empfand, denn ein liebendes Herz denkt nie an einen solchen Ausgang. Die Liebe glaubt, wie alle reinen Leidenschaften, an eine ewige Dauer; sie giebt wohl zu daß. Sie einen Anfang gehabt hat, aber sie ist immer überzeugt, daß sie kein Ende haben wird.

Und wenn wir tiefer in Blanka's Herz hinabsteigen wollten, so würden wir noch etwas ganz Anderes darin finden; wir würden sehen, daß, wenn sie zuweilen an das Eheversprechen des Grafen dachte, dies nur mit einer Art von Entsetzen geschah. Sie fühlte so wohl, daß die Seele ihres Geliebten nicht die natürliche Schwester der ihrigen war, daß sie fast fürchtete, sich an sie zu ketten, denn eine geheime Stimme sagte ihr, daß, wenn sie je das auf ihr lastende Joch seines Willens abschütteln sollte, sie von Haß und Schauer gegen ihn ergriffen werden würde.

War das Liebe?

Die Verbindung mit dem Grafen gab ihr aber die Ehre wieder und brachte sie zugleich in eine angesehene Stellung, denn Friedrich war nicht nur ein schöner Mann, sondern er war auch von hohem Stande. Aber wir wiederholen es, für ein Herz, wie das Blanka's, wiegen alle diese Rücksichten und Vorurtheile nur sehr wenig in der Wagschale der Gefühle.

Einen Theil der obigen Betrachtungen stellte Blanka an, als sie in der Nacht nach ihrer letzten Zusammenkunft mit dem Grafen im Garten ihrer Mutter umher ging, und sie suchte sie mit einander zu verbinden, um sich ein klares Urtheil und eine Stütze daraus zu bilden. Aber wie gesagt, es war-unmöglich. Wie fast alle Frauen fühlte Blanka wohl, aber sie forschte nicht nach dem Grunde ihrer Gefühle. Und hätte sie auch die Wahrheit erkannt, so wäre sie von ihr geblendet worden, denn die Wahrheit ist wie die Sonne: man fühlt sie, aber man sieht-sie nicht an.

Der erste Strahl der Morgenröthe überraschte sie noch träumend in einer Allee des Gartens. Jetzt erst erinnerte sie sich, daß ihr Bruder frühzeitig aufbrechen wollte, und sie dachte daran, ein wenig zu ruhen.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, ohne daß Jemand im Hause ihre Abwesenheit geahnt hätte, denn Madame Pascal würde eher die größten Unwahrscheinlichkeiten für möglich gehalten haben, als daß ihre Tochter außer an Gott und an ihre kindliche Liebe noch an etwas Anderes hätte denken können.

An Körper und Geist wie gelähmt, legte sich Blanka nieder und entschlummerte.

Um zehn Uhr schlief sie noch.

Der Schlaf war die glücklichste Zeit ihres Lebens, denn während desselben träumte sie; aber sie schlief nicht alle Nächte.

Felician und seine Mutter waren um acht Uhr aufgestanden und gingen Arm in Arm im Garten umher, indem sie sich über die Vergangenheit unterhielten.

Wir begleiten Dich den Berg hinunter, Blanka und ich,« sagte Madame Pascal.

»Wo ist denn Blanka, liebe Mutter?«

»Sie schläft noch, aber ich will sie wecken.«

»Nein, thue das nicht, in ihrem Alter ist ja der Schlaf so süß! Wenn sie aber eine halbe Stunde vor meiner Abreise nach nicht aufgestanden ist, dann wecken wir sie, denn ich will Abschied von ihr nehmen, und übrigens hat sie dann auch lange genug geschlafen, da sie schon um zehn Uhr zu Bett gegangen ist.«

Nach zehn Uhr erwachte Blanka endlich.

Sie dankte Gott, daß er ihr den Schlaf gewährt hatte und stand eiligst auf, um zu ihrer Mutter und ihrem Bruder zu gehen.

Felician wollte um Mittag aufbrechen und hatte zu dem Ende einen Miethwagen bestellt, der ihn nach Niort bringen sollte.

Um elf Uhr wurde zu Mittag gegessen und um zwölf Uhr kam der Wagen.

»Fahrt immer voraus und erwartet mich unten am Fuße des Berges,« sagte Felician zum Kutscher; ich will mit meiner Mutter und Schwester bis dahin zu Fuße gehen.«

Madame Pascal und Blanka nahmen Hut und Shawl und begleiteten Felician die Anhöhe hinab; erstere stolz, sich mit ihrem Sohne zeigen zu können, letztere noch immer ein wenig bekümmert.

Sie mußten durch das ganze Dorf gehen, wo sie von allen Bekannten freundlich begrüßt wurden; aber ungefähr in der Mitte hörten sie plötzlich ein lautes Geschrei und alle auf der Straße befindlichen Leute eilten erschrocken in ihre offenen Häuser.

»Fliehet! Fliehet!« rief man von allen Seiten.

»Was giebt es denn?« fragte Madame Pascal ängstlich. Felician blickte sich um, die Ursache des allgemeinen Entsetzens zu entdecken, und bald sah er auf der einsam gewordenen Straße einen wüthenden Stier mit gesenktem Kopfe herangestürzt kommen, der aus seinem Stalle entsprungen war und Alles vor sich niederwarf, was ihm in den Weg kam.

Er hatte schon einem Pferde den Leib aufgerissen und einen Menschen niedergestoßen.

Das rasende Thier war kaum noch zwanzig Schritte von Pascal und den beiden Damen entfernt.

Felician blickte umher, aber nirgends sah er mehr eine offene Thür oder ein andres Mittel, um dem Stiere auszuweichen.

Madame Pascal stieß einen lauten Schrei aus und wurde ohnmächtig.

»Es ist um mich geschehen!« flüsterte Blanka; »vielleicht zu meinem eignen Besten!«

Und sie erhob die Augen zum Himmel, als wolle sie ihm danken.

»Betet zu Gott, Mutter und Schwester! sagte Pascal, indem er sich bekreuzte, und da er sah, daß der Stier auf ihn zukam, ging er ihm entgegen, um wenigstens Blanka und ihre Mutter vor seinen wüthenden Angriffen zu schützen.

Dies Alles war in kürzerer Zeit geschehen, als wir gebraucht haben, um es niederzuschreiben.

Aber in dem Augenblicke, als Felician höchstens noch zehrt Schritte von dem Stiere entfernt war, öffnete sich eine Thür, und ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren und von herculischer Gestalt sprang heraus, warf dem Stiere seine Jacke über den Kopf, um ihn einen Augenblick aufzuhalten, streifte dann seine Hemdsärmel empor und stellte sich vor Felician, um das wüthende Thier zu erwarten.

Blanka sah dies Alles, ohne zu wissen, ob sie wachte oder träumte, und ihr Bruder, der sich ihr wieder genähert hatte, nahm sie bei der Hand.

Der Stier machte einen gewaltigen Sprung und stürzte sich auf seinen Gegner.

Blanka stieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Fürchten Sie Nichts, mein Fräulein,«- rief ihr der junge Mann zu, »ich kenne dieses Spiel.«

In der That ergriff der junge Landmann, — denn ein solcher war es, nach seinem Anzuge zu urtheilen, mit kräftiger Hand den Stier bei den Hörnern, als er eben den Kopf senkte, um ihm den Leib aufzureißen.

Die Muskeln seiner Arme traten hervor und wurden hart wie Eisen, während er den Kopf des Stieres niederdrückte, daß seine Nüstern den Erdboden berührten. —

Ein Schrei der Bewunderung erscholl unter den Zuschauern dieser Scene, welche nach und nach wieder aus den Häusern gekommen waren.

»Bravo, Robert, bravo!« rief man von allen Seiten. Robert setzte seinem kolossalen Feinde das Knie auf die Stirn, während er ihn so fest bei den Hörnern hielt, daß er den Kopf nicht bewegen konnte, und ein Strahl des Sieges und des gerechten Stolzes leuchtete auf seinem Gesicht.

Der junge Mann gewährte in der That einen schönen Anblick mit seinem entblößten Halse, seinen zurückgeworfenen schwarzen Haaren, seinen feurigen Augen und seinem bleichen Gesicht mit halbgeöffnetem Munde.

Er glich dem jungen Herkules, wie er den nemeischen Löwen bewältigte.

Blanka war blaß, aber ruhig, und sie vermochte den Blick nicht von ihm abzuwenden, so anziehend ist das erhabene Schauspiel der siegreichen Kraft.

Während dem kamen Leute mit Seiten herbei, fesselten dem brüllenden Thiere Hörner und Beine und schleiften es dann in seinen Stall zurück.

Robert schlug die Hemdsärmel wieder herab und zog ruhig seine Jacke an.

Zehntes Kapitel.

Was Friedrich in Paris wollte.

Madame Pascal war wieder zu sich gekommen. Als sie die Augen aufschlug und ihre beiden Kinder gesund und wohlbehalten neben sich sah, fiel sie auf die Kniee, umschlang sie Beide mit ihren Armen und sandte ein heißes Dankgebet zu Gott.

Felician hob sie auf und sagte, indem er auf Robert zeigte:

»Diesem braven jungen Manne verdanken wir das Leben, liebe Mutter.«

Statt aller Antwort umarmte die Mutter den kräftigen Jüngling, während Felician ihm herzlich die Hand drückte und ihm mit tiefer Rührung seinen Dank aussprach.

Robert war in einer freudigen Aufregung. Die Farbe war wieder auf seine Wangen getreten und seine glänzenden, feurigen Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Kein Bart, eine gebräunte Hautfarbe, ein kleiner Mund, weiße Zähne, eine wohlgeformte Nase, ein schöner und vollkommen entblößter Hals und kleine goldene Ringe in den Ohren, dies möge zur Vervollständigung seines Bildes genügen. Sein Anzug war außerordentlich einfach. Er bestand aus einem Hemd von grober Leinwand, einem Beinkleide von dunkelblauem Tuche, das von einem ledernen Gürtel über den Hüften festgehalten wurde, und einer grünen Sammetjacke, die über seine Schulter hing, denn er hatte sie noch nicht wieder angezogen.

Die ganze Erscheinung dieses jungen Mannes war so anziehend, daß Blanka, einem den Frauen angeborenem Gefühle folgend, sich nicht enthalten konnte, Robert's Hände und Füße zu betrachten, um zu sehen, ob seine äußeren Vorzüge sich auch auf diese Theile erstreckten. Die Hände waren vortrefflich geformt und die aufgestreiften Hemdärmel zeigten ein feines und geschmeidiges Handgelenk. Die Füße waren auffallend klein, und dies mußten sie sein, um in den plumpen Schuhen nicht unförmlich groß zu erscheinen.

Diese fast unwillkürliche Beobachtung entging Robert nicht, und eine Regung von Koketterie bestimmte ihn, sich derselben nicht zu entziehen.

Inzwischen hatten sich um Felician, seine Mutter, seine Schwester und Robert Gruppen gebildet. Man spendete dem beherzten jungen Manne Lobsprüche und die Frauen fragten Blanka und ihre Mutter, ob sie sich sehr gefürchtet und ob sie sich wieder von ihrer Angst erholt hätten. Kurz die ganze Straße und das ganze Dorf waren in Folge des stattgefundenen Ereignisses in Bewegung.

»Was ist für ein großer Ruhm dabei?« erwiderte Robert lächelnd; »soll man einen bösen Stier, das heißt das dümmste Thier der Schöpfung, vernünftige Wesen und noch dazu rechtschaffene Leute umbringen lassen? Jeder Andere hätte das Nämliche gethan,« setzte er mit aufrichtiger Bescheidenheit hinzu; »der Beweis davon ist daß Herr Pascal, der an solche Kämpfe nicht gewöhnt ist wie ich, mutig dem Thiere entgegentrat.«

»Aber ich setzte mein Leben für meine Mutter und meine Schwester aufs Spiel, Sie dagegen, Herr Robert, für fremde Leute.«

»Sind Leute, die in Todesgefahr schweben, als Fremde zu betrachten? Sind Sie, Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwester irgend Jemandem hier fremd? Kennt Sie nicht Jedermann?

Liebt nicht Jedermann Ihre fromme Mutter und ihre schöne Tochter?»

Der junge Mann erröthete, als er Dies sagte, und indem er einen Blick der Bewunderung auf Blanka warf, schien er sie um Entschuldigung zu bitten, daß er sich erlaubt hatte, sie schön zu nennen.

»Demohngeachtet bleibt es immer wahr,« versetzte Felician, »daß wir alle Drei ohne Sie, Herr Robert, um's Leben gekommen sein würden. Wir sind von nun an Freunde und Brüder, wenn Sie wollen, und von meiner Seite können Sie auf eine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen.«

»Das freut mich!« rief Robert mit Feuer, indem er Felician's beide Hände ergriff; »es scheint wirklich, daß es zu Etwas gut ist, wenn man ein paar kräftige Arme besitzt.«

»Aber Sie sind ja verwundet!« sagte Blanka, welche Robert seit einigen Augenblicken noch aufmerksamer betrachtete.

»Wo denn?« fragte Felician besorgt.

»Dort!« erwiderte Blanka, indem sie auf einen Blutfleck am Hemdärmel des jungen Mannes zeigte, dann unwillkürlich ihr Taschentuch hervornahm und sich ihm näherte, um das Blut zu stillen.

»O« es ist Nichts,« sagte Robert, »eine kleine Schramme, die mir der Stier mit dem Horne beigebracht hat. Ich danke Ihnen, mein Fräulein, aber beruhigen Sie sich, es ist nicht gefährlich. — Und jetzt, Kinder,« sprach er zu den Umstehenden, »wollen wir Herrn Felician und die beiden Damen ihren Geschäften nachgehen lassen, und Ihr geht an die Eurigen. Es ist Niemandem ein Leid geschehen, nicht wahr? Das ist die Hauptsache; also auf Wiedersehen.«

Die Gruppen zerstreuten sich langsam und Robert blieb abermals mit Pascal, seiner Mutter und Blanka allein.

»Ich komme in einigen Tagen zurück, Herr Robert,« sagte Felician zu ihm, »und dann werden wir uns hoffentlich recht oft sehen.«

»So oft Sie wollen, doch unter der Bedingung, daß Sie es mir aufrichtig sagen, wenn ich Sie langweile, denn ich kann wohl einen Stier bändigen, bin aber sonst nur ein einfacher Landmann, und meine Unterhaltung ist nicht immer amüsant, besonders für Damen.«

»Wie kommt es, daß Sie sich so gut auszudrücken verstehen, obgleich Sie nur ein Landmann sind?« fragte Madame Pascal.

»Dies kommt daher, weil ich eine gute Erziehung genossen habe, Madame,« antwortete der junge Mann lächelnd. »Ich war früher Chorknabe, und unser Herr Pfarrer hat mich eine Menge Dinge gelehrt, welche anderen jungen Leuten meines Standes gewöhnlich fremd bleiben; so kann ich lesen und schreiben, verstehe etwas von der Arithmetik und Geschichte, und sogar ein wenig Latein, das mir zwar an den Wochentagen nicht viel nützt, desto mehr aber des Sonntags, wenn ich mit meinen Kameraden zu Mittag esse. Sie betrachten mich dann immer als einen Gelehrten und glauben meinen Worten wie einem Evangelium.«

Während Robert dies sagte« nahm sein Gesicht einen etwas spöttischen Ausdruck an, als mache er sich über sich selbst lustig.

»Welche Profession treiben Sie hier.«

»Ich bin Zimmermann.«

»Fühlen Sie sich auch glücklich?«

»Ja wohl, ganz glücklich.«

»Wer sind Ihre Eltern?«

»Die sind leider gestorben.«

»Dies ist ein Grund mehr, daß Sie eine neue Familie annehmen müssen, Herr Robert,« sagte Blanka, ergriffen von dem Ausdruck in seiner letzten Antwort; »Sie werden uns nun desto öfter besuchen, und wir werden Sie wie einen Bruder lieben, nicht wahr, Felician?«

»Sie sind so gut und so schön wie ein Engel, mein Fräulein,« entgegnete Robert, indem er Blanka betrachtete. »Sehen Sie, ich habe vielleicht nur Eine Tugend, aber diese habe ich gewiß, es ist die Offenherzigkeit. Ich verstehe es nicht, meine Gedanken zu verbergen; so denke ich zum Beispiel in diesem Augenblicke und werde dies immer denken, daß, wenn Sie ein Mal Jemandes bedürften, der für Sie in den Tod gehen sollte, Sie mir nur einen Wink zu geben brauchten, und ich würde mit Vergnügen mein Leben für Sie lassen. Und nun leben Sie wohl, Herr Felician, legen Sie wohl, Madame und mein Fräulein, denn ich habe Ihnen Nichts weiter zu sagen.«

Nachdem Robert mit einem freundlichen Lächeln von den drei Personen Abschied genommen hatte, verschwand er wieder durch die kleine Thür, aus der er vor einigen Augenblicken gekommen war.

»Welch ein edler Character!« sagte Felician.

»Ein vortreffliches Herz!« erwiderte Madame Pascal.

»Ein schöner und muthiger junger Mann!« dachte Blanka.

»Liebe Mutter,« sagte hieran Felician, »Du bist in einer Angst gewesen, von der Du Dich noch nicht wieder erholt haben kannst. Du mußt sehr angegriffen sein; also laß mich allein gehen und kehre mit Blanka nach Hause zurück, nachdem Ihr in der Kirche dem Himmel für seinen Beistand gedankt habt.«

Felician umarmte Mutter und Schwester und während sie den Weg nach der Kirche einschlugen, ging er die Anhöhe hinunter, an deren Fuße er seinen Wagen finden sollte. Hier theilte sich die Straße in zwei Arme, von denen der eine nach Paris, der andre nach Niort führte. Felician schlug den letzteren Weg ein, in dem Augenblicke, als ein Reisewagen mit zwei Postpferden im Galopp in den andern einlenkte.

In diesem Reisewagen saß Friedrich.

Für die Vorübergehenden waren Felician's Kabriolet und Friedrichs Kalesche nichts als zwei gewöhnliche Wagen, für uns aber, welche die beiden Reisenden kennen, die eine entgegengesetzte Richtung verfolgen, ohne zu ahnen, daß eine Zeit kommen wird, wo sie einander gegenüber stehen sollen, und daß schon ein unglückliches Verhältniß sie mit einander verknüpft, für uns enthalten diese beiden Wagen zwei Geschicke.

Felician's Kabriolet entfernte sich mit mäßiger Schnelligkeit.

Friedrichs Kalesche aber jagte mit Windeseile dahin.

Wir wollen ihr folgen.

Sie kam in der Nacht in Paris an und hielt vor einem schönen Hause in der Straße de la Pair.

Friedrich trat in dieses Haus, ging in die erste Etage hinauf und zog an der Glocke.

Ein Bedienter öffnete.

»Hast Du Briefe für mich?« fragte ihn der Graf; »ich hatte Dir geschrieben, daß ich zwei erwartete.«

»Es sind in der That zwei gekommen. Den einen hat ein herrschaftlicher Bedienter gebracht, den andern ein Commissionair.«

»Wo sind sie?«

»Sie liegen auf dem Kamin, Herr Graf.«

»Es ist gut.«

Friedrich ging durch mehrere elegante Zimmer in sein Schlafkabinet, auf dessen Kamin er wirklich zwei Briefe fand; die Schrift des einen war klein und zierlich, die des andren unsauber und auf grobem Papier.

Demohngeachtet erbrach er diesen zuerst.

Er enthielt nur die Worte:

»*Es ist ein Opersänger, Namens Paolini, und die Sache dauert schon drei Monate.*«

Dies war Alles, und keine Unterschrift.

»Vortrefflich!« dachte Friedrich, und ein spöttisches Lächeln erheiterte sein Gesicht.

Dann verbrannte er das Billet und öffnete das zweite, das eine Einladung zu einem Balle nebst einer Karte enthielt. Dieser Brief lautete:

»Mein lieber Graf!

»*Ich übersende Ihnen hierbei die Einladung zu dem Balle des Marquis von Thonnerins, an der Ihnen so viel gelegen zu sein schien, und die mir der Marquis bereitwillig für Sie gegeben hat. Soll ich zu Ihnen kommen, oder wollen Sie mich abholen? Ich mochte Sie dem Marquis vorstellen, der sich freuen wird, Ihre Bekanntschaft zu machen, und Ihnen gewiß nicht wie einem gewöhnlichen Gaste begegnen wird.*

»Tausend freundliche Grüße!

»Baron von Sigaud.«

Friedrich schellte und fragte den eintretenden Bedienten:

»Kennst Du den Baron von Sigaud und weißt Du seine Wohnung?«

»Ja, Herr Graf.«

»Geh, morgen früh zu ihm und sage ihm, daß ich ihn morgen Abend um elf Uhr abholen werde.«

Der Bediente entfernte sich.

Der Graf schien nun einige Zeit über Etwas nachzudenken, bis er endlich mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der zu einem erwünschten Endresultat seiner Betrachtungen gekommen ist, sich auskleidete, ins Bett legte und bald einschlieff.

Am folgenden Morgen stand er erst spät auf, frühstückte und dinirte allein in seiner Wohnung, bestellte seinen Wagen um zehn Uhr Abends und fuhr halb Elf zum Baron von Sigaud.

Eine Stunde darauf traten der Graf und der Baron in die großen und prächtigen Salons des Marquis von Thonnerins, dessen Hotel in der Straße Tournon lag.

Eine zahlreiche Gesellschaft wogte unter den vergoldeten Plafonds und den funkelnden Kronleuchtern auf und ab.

Ein großer Ball ist für Niemanden etwas Neues, und wir halten es demnach für unnöthig, den gegenwärtigen zu beschreiben, welcher die Reihe der Soiréen schloß, die der Marquis alljährlich gab.

Alle aristokratischen Notabilitäten waren anwesend, denn der Marquis war Pair von

Frankreich und stammte von einer unsrer angesehensten Familien ab, und da er ein Anhänger der älteren Linie war, so empfing er in seinen Salons, welche zu den besten in Paris gehörten, den ganzen alten Adel, der von dem neuen Hofe Nichts wissen wollte.

Herr von Sigaud suchte den Marquis lange, ehe er ihn fand; endlich aber entdeckte er ihn, ging auf ihn zu und stellte ihm den Herrn Grafen Friedrich v. La Marche vor

Der Marquis war ein kleiner hagerer Mann mit spärlichen weißen Haaren. Es gab nichts Aristokratischeres als seinen kalten Mund und seine ruhigen Augen; Niemand verstand es besser, mit einem einzigen Blicke Anderen die Entfernung anzudeuten, in welcher er sie von sich halten wollte. Der Marquis kannte alle adeligen Wappen, kein vornehmer Name Frankreichs war ihm fremd, so wenig wie ihre Stammbäume von der Wurzel bis zu den äußersten Zweigen, und er empfing daher den Grafen von La Marche, dessen Name nicht in seinem Wappenbuche stand, und der seiner Ansicht nach einer von den Adeligen sein, mußte, wie ihrer so viele seit der Thronbesteigung der bürgerlichen Dynastie auftauchten, mit einer Art von Protectormiene. Indessen war Friedrich der Gast des Herrn von Thonnerins, und als solcher wurde er artig aufgenommen; dies war aber auch Alles.

Nach einem Gespräche von etwa fünf Minuten verabschiedete sich der mit allen seinen Orden bedeckte Marquis von dem Grafen und kehrte zu der übrigen Gesellschaft zurück.

»Wie gefällt Ihnen der Marquis?« fragte der Baron, als Herr von Thonnerins sich entfernt hatte.

»Seht gut,« antwortete Friedrich, dem der Eindruck, welchen sein unberühmter Name auf den alten Marquis gemacht hatte, nicht entgangen war, und der die Ueberzeugung hatte, daß er früher oder später Gelegenheit finden würde, für diese geringschätzende Kälte Rache zu nehmen. »Nicht wahr, er ist aus einer unserer ältesten Familien?«

»Ja, mein lieber Graf,« erwiderte der Baron lachend, »er ist adeliger als die Sonne. Die Welt war noch nicht erschaffen, als die Thonnerins schon goldene Sterne im himmelblauen Felde trugen.«

Herr von Sigaud zwar ebenfalls von gutem Adel, denn er konnte die Reihe seiner Ahnen bis zum Jahre 1429 zurückführen; aber er legte einen viel geringeren Werth darauf als der Marquis, über dessen heraldische Empfindlichkeit er sich oft lustig machte. Der Baron war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren und er fand, daß ein adeliger Name auf einer Visitenkarte oder ein Wappen auf dem Wagenschlage und auf dem Briefsiegel sich recht gut ausnahmen; aber was kümmerte es ihn, ob seine Freunde von altem oder neuem Adel waren, wenn sie nur heiter, geistreich, lebenslustig und Jagdliebhaber waren wie er? Indessen hielt er darauf, daß die Leute, mit denen er umging, einen Titel hatten, mochte er rechtmäßig sein oder nicht; dies aber keineswegs um seiner selbst willen, sondern nur wegen seiner wirklich adeligen Bekannten und wegen seiner Bedienten, die gewöhnt waren, Grafen und Barone im Munde zu führen, und daher geglaubt haben würden, ihr Herr erniedrige sich, wenn er mit Leuten verkehrte, die man schlechtweg bei ihrem Namen nannte.

Der Baron hatte Friedrich in Gesellschaft kennen gelernt. Vor ungefähr sechs Wochen hatte er ihn auf seine Güter zur Jagd eingeladen; sein Charakter hatte ihm gefallen, und wenn er auch keine eigentliche Freundschaft mit ihm anknüpfte, so ging er doch oft mit ihm um, ohne darnach zu fragen, ob die Pergamente des Grafen von La Marche in Ordnung waren.

Man nannte ihn Graf und er führte ein gräfliches Hause dies genügte.

Man sieht daraus, daß der Baron bei solchen Grundsätzen dann und wann in den Fall kommen konnte, schlechte Bekanntschaften zu machen.

Friedrich hatte ihn ersucht, ihn bei Herrn v. Thonnerins einzuführen, und er hatte ihn vorgestellt, ohne weiter an Etwas zu denken.

»Hat der Marquis nicht eine Tochter?« fragte der Graf Herrn von Sigaud.

»Ja.«

»Sie ist schön, nicht wahr?«

»Reizend!«

»Wo ist sie?«

»Sehen Sie dort die junge Dame mit den goldenen Aehren im Haar?«

»Sie tanzt?«

»Ja, mit einem kahlköpfigen Herrn.«

»Und scheint sich eben nicht sehr zu amüsiren?«

»Mit kahlköpfigen Leuten tanzt man nicht, um sich zu amüsiren. Dies ist Fräulein von Thonnerins.«

»Sie ist in der That sehr schön: bleichen Teint, samtschwarze Augen, schönes, ausdrucksvolles und regelmäßiges Profil. Und was für Arme! Welche Taille! Welcher Busen! Der Kopf einer Juno auf dem Körper einer Venus. Der Stolz dieses Mädchens muß ihrer Schönheit gleich kommen.«

»Ja, sie ist eine liebenswürdige junge Dame,« versetzte der Baron ziemlich gleichgültig.

»Ist der Marquis reich?«

»Er hat viermal hunderttausend Franken Einkünfte.«

»Und dies ist sein einziges Kind?«

»Ja, und noch mehr: er ist Witwer.«

»Er soll großen Einfluß haben?«

»Einen ungeheuern Einfluß; daher versucht auch der König alles Mögliche, um ihn zu ralliiren. Wenn er zu der jüngeren Linie überginge, würde ihm ein großer Theil des Faubourg Saint-Gernain folgen; aber dies steht nicht zu befürchten, denn der Marquis würde sich eher eine Kugel durch den Kopf jagen, als nur daran denken.«

»Wir wollen uns doch dem Fräulein den Thonnerins ein wenig nähern.«

»Haben Sie etwa Lust, sie zu heirathen? Auf Ehre, es scheint fast so, nach der Art, wie Sie sich nach ihr erkundigen und sie betrachteten.«

»Sie sind von Sinnen, lieber Baron! Wie könnte ich, ein unbekannter Landedelmann einen solchen Gedanken hegen?«

»Nun, es wäre eben nichts Wunderbares, wenn Sie sich in Fräulein von Thonnerins verliebten und um ihre Hand anhielten. Wir wollen, zu ihr gehen, denn ich muß ihr ohnehin Etwas sagen.«

Der Graf und der Baron befanden sich bald hinter der Tochter des Marquis.

Der Baron sprach einige Worte mit ihr, ohne daß sie sich in ihrem Contretanze stören ließ.

»Soll ich Sie vorstellen?« fragte Sigaud den Grafen.

»Später,« antwortete dieser, der kein Auge von der jungen Dame verwendete.

In diesem Augenblicke hörte Fräulein von Thonnerins auf zu tanzen, da die Figur auf ihrer

Seite zu Ende war.

»Ich war diesen Abend in der Oper,« sagte Friedrich fest zu dem Baron, so daß die Tochter des Marquis es hören mußte.

»So? was wurde gegeben?«

»Don Juan; ich habe einen sehr talentvollen neuen Sänger gehört.«

»Wie heißt er?« fragte der Baron mechanisch, denn im Grunde interessierte ihn dieses Gespräch sehr wenig.

»Man nennt ihn Paolini,« erwiderte der Graf, indem er seine Augen fest auf Fräulein von Thonnerins heftete, um zu sehen, welchen Eindruck dieser Name auf sie hervorbringen würde.

Sie verzog keine Miene.

»Ich habe noch Nichts von ihm gehört,« bemerkte Herr von Sigaud; »und Sie sagen, daß er gut ist?«

»Ja, er ist sehr gut, und außer seinem Talent hat er auch Protectionen.«

»Wen zum Beispiel?«

»Denken Sie sich, mein lieber Baron, er ist ein ächter Romanheld. Er liebt eine hochadlige junge Dame und sie liebt ihn wieder.

Bei diesen Worten heftete der Graf von Neuem auf Fräulein von Thonnerins und dies Mal bemerkte er ein unwillkürliches Zittern an ihrem ganzen Körper.

»Ich muß ihnen diese Geschichte erzählen,« setzte er hinzu, ohne den Blick von Leonien abzuwenden.

»Kenne sie den Namen der jungen Dame?«

»Allerdings.«

»So sagen Sie ihn mir.«

»Mit Vergnügen.«

In dem Augenblicke, als er diesen Namen aussprach, wendete sich Fräulein von Thonnerins um, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden, und warf dem Grafen einen so durchbohrenden Blick des Zornes und Hasses zu, daß dieser einen Augenblick glaubte, sie würde ihm ins Gesicht springen.

Er rührte sich indessen nicht und erwiderte den Blick mit einem herausfordernden Lächeln.

Jetzt stieß Leonie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers.

»Sie ist mein,« sagte Friedrich zu sich selbst, indem er sich der Personen anschloß, welche der jungen Dame zu Hilfe eilten.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Erzwungene Geständnisse.

Zehn Minuten darauf erschien Fräulein von Thonnerins wieder frischer und heiterer als vorher im Saale, und als sie bei dem Grafen von La Marche vorüberging, sagte sie leise zu ihm:

»Lassen Sie sich vorstellen und engagieren Sie mich.«

Der Graf gehorchte ihr und während dieses Contretanzes fand zwischen ihm und der jungen Dame eine Unterredung statt.

Was sie mit einander sprachen, konnte Niemand hören und kein Mensch weiß es. Fräulein von Thonnerins war ungewöhnlich blaß und ihr letztes Wort des Gesprächs war:

»Verfügen Sie über mich, Herr Graf.«

Wahrscheinlich hatte der Graf irgend ein entsetzliches Geheimniß entdeckt, welches Familien, wie die des Marquis um jeden Preis begraben wollen, um nicht ihre Ehre zu begraben. Dieses Geheimniß bestand jedenfalls zwischen Leonien und jenem Paolini, dessen Namen der Graf hinter ihr ausgesprochen hatte.

Wir können nur so viel mit Gewißheit sagen, daß Friedrich am folgenden Tage dem Marquis einen langen Besuch abstattete, daß er bei diesem Besuche um die Hand der jungen Gräfin anhielt und daß der Marquis sie ihm bewilligte.

Der Marquis war einflußreich, der Graf ehrgeizig. Wer kennt die Wege, die der Ehrgeiz einschlagen kann, um sein Ziel zu erreichen?

Die Ehre der ganzen Familie mußte in Friedrichs Händen liegen, damit der stolze Marquis sich bewogen fühlte, seine Tochter einem so unbekanntem Grafen zu geben.

Es wurde festgesetzt, daß Herr von La Marche nach einem Monat mit seiner Braut auf einem seiner Güter in der Dauphiné zusammentreffen und daß Verbindung dort vor sich gehen sollte.

Die Mitgift betrug vier Millionen, welche Leoniens Privateigenthum waren. Der Marquis dessen einzige Erbin sie war, besaß viermal hunderttausend Franken Renten, und der harte Schlag, der ihn getroffen, als er das Unglück seiner Tochter erfuhr, hatte sein Leben um wenigstens zehn Jahre verkürzt.

So gewann der Graf, wenn die Verbindung wirklich stattfand, eine jährliche Rente von sechsmal hunderttausend Franken mit zweihundert Louisd'ors, denn für diese Summe hatte ihm Leoniens Kammermädchen das Geheimniß ihrer Gebieterin verkauft.

Unmittelbar nach seiner Unterredung mit dem Marquis reiste der Graf nach Moncontour zurück. Während seines viertägigen Aufenthalts in Paris war Blanka jeden Morgen und jeden Abend an die Gartenmauer gegangen, um zu sehen, ob sie nichts unter dem Steine finden würde,

da sie beständig hoffte, daß ein unvorhergesehener Umstand den Grafen früher zurückführen werde, als er versprochen hatte.

Endlich, am Abend des vierten Tages fand sie ein Billet, worin er ihr anzeigte, daß er sie den nämlichen Abend besuchen würde.

Um zehn Uhr trat sie mit ihm in den uns schon bekannten Pavillon, und was sie in den vier Tagen seiner Abwesenheit empfunden hatte, sprach sich in den Worten aus:

»Friedrich, gieb mir das Leben wieder, das Du mit Dir genommen hattest!«

»Glaubtest Du denn, Du würdest mich nicht wiedersehen, Blanka?« fragte der Graf, indem er die Hände des vor ihm auf den Knien liegenden jungen Mädchens nahm und einen Blick auf sie richtete, den sie für liebevoll hielt.

»Hätte ich nicht Dein Wort, daß Du zurückkommen würdest? was hätte ich also fürchten können? Ich war nur betrübt über Deine Abwesenheit. Wenn ich aber mit fester Ueberzeugung auf Deine Rückkehr baute, so hätte doch nur wenig gefehlt, daß Du mich diesen Abend nicht hier fändest.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich bin dem Tode nahe gewesen.«

»Was ist denn geschehen?«

»Ich habe in einer entsetzlichen Gefahr geschwebt, und ohne ein Wunder Gottes würdest Du mich nicht wiedergesehen haben.«

Friedrich war über diese Mittheilung seiner Geliebten erschrocken, was dieser nicht entging, und sie sagte daher zu ihm:

»Welch ein Glück, von Dir geliebt zu werden!«

Zu gleicher Zeit küßte sie mit Thränen der Dankbarkeit seine Hände.

»Du hast Doch jetzt nichts mehr von dieser Gefahr zu fürchten?« fragte er.

»Nein; soll ich sie Dir erzählen?«

»Allerdings, ich bitte Dich darum.«

»Als die Mutter und ich am Morgen Deiner Abreise meinen Bruder an den Wagen begleiteten, in dem er nach Niort fahren wollte und der ihn unten am Berge erwartete, kam plötzlich ein Stier auf uns zu, der sich losgerissen hatte. An ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich sah den Tod vor Augen, vielleicht mit einigem Bedauern, denn ich bin jung und liebe Dich, gewiß aber ohne Furcht, das schwöre ich Dir. Ich bekreuzte mich, sprach Deinen Namen aus, schloß die Augen und wartete mit ruhiger Ergebung der kommenden Dinge. Als der Stier nur noch zehn Schritte von uns entfernt war, sprang ein junger Mann, ein Engel, ein Gott, ihm entgegen, erfaßte mit einer Kraft, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst, ihn bei den Hörnern und warf ihn zu Boden. Ehe ich dem Himmel für diese wunderbare Rettung dankte, dachte ich an Dich, weil er mir erlaubte, daß ich Dich wiedersehen sollte. Mein Tod würde Dich bekümmert haben, nicht wahr?«

»Ja, Blanka, Dein Tod wäre das größte Unglück für mich gewesen, und ich versichere Dir, daß ich ihn nicht überlebt haben würde.«

Friedrich sagte keine Unwahrheit Blanka's Tod würde auch ihm das Leben gekostet haben, aber nicht in dem Sinne, wie das junge Mädchen es verstand. Obgleich daher die Gefahr vorüber war, vermochte der Graf doch bei dem Gedanken, daß Blanka's Tod dadurch hätte herbeigeführt werden können, eine Regung des Entsetzens nicht zu unterdrücken, denn nach Friedrichs

Combinationen war es für sein Glück und für die Ruhe seiner Zukunft unerläßlich, daß Blanka so lange als möglich am Leben blieb.

»Und wer war der junge Mann, der Euch alle Drei gerettet hat?« fragte er Blanka.

»Er war ein Zimmermann Namens Robert.«

»Ist er nicht verletzt worden?«

»Nein; er hat uns seit dem Verfall jeden Tag besucht, um sich nach unseren Befinden zu erkundigen.«

»Dieser Zimmermann scheint viel Bildung zu haben.«

»Dies ist in der That der Fall. Ich habe mich selbst gewundert, bei einem Menschen seines Standes so vortreffliche Eigenschaften zu finden. Seine Gesichtszüge sind ebenso edel, als sein Herz, er ist ein braver und muthiger junger Mann.«

»Mit welcher Begeisterung Du von diesem Robert sprichst, liebt Blanka! Du wirst mich eifersüchtig auf ihn machen,« sagte der Graf lächelnd.

»Dies hat keine Gefahr. Indessen gestehe ich Dir, daß ich ihn liebe, aber dieses Gefühl kann nur Freundschaft sein, da es auf einer Menge von Vernunftgründen beruht, während ich Dich liebe, ohne selbst zu wissen, warum, ein Beweis, daß das, was ich für Dich empfinde, wirklich Liebe ist. Ich bin jedoch gern in Gesellschaft dieses jungen Mannes, denn mein Herz steht mit dem seinigen in Einklang; er ist gut und rechtschaffen und man sieht, daß et sein Leben Jedermann offen vor Augen legen kann, ohne zu fürchten, daß man einen Makel oder nur einen Schatten darin findet; alle seine Worte sind so frisch und rein, wie Quellwasser. Das Herz erquickt sich in seiner Gesellschaft; und Du solltest sehen, wie er seine Schwester liebt, wie er sie beschützt, wie ängstlich besorgt er um sie ist, wie schwach und schüchtern er wird, wenn das Kind krank ist oder weint! Er hat die Kleine einige Male mir zu uns gebracht, sie ist erst fünf Jahre alt und blond und rosig wie ein Engel. Wir wissen nicht, was wir noch erfinden sollen, um uns für den Dienst, den er uns geleistet hat, erkenntlich zu zeigen. Mutter und ich wetteifern daher in Aufmerksamkeiten gegen die Meine Susanne, die verwaist ist und der ihr älterer Bruder Vater und Mutter ersetzen muß. Diese Pflicht, die ihn ganz glücklich macht, erfüllt er mit rührender Zärtlichkeit; nichts ist ihm schön genug für sein Schwesterchen. Er kleidet sie wie eine kleine Herzogin und es gewährt einen interessanten und zugleich ergreifenden Anblick, den athletischen jungen Mann mit dem zarten Kinde spielen zu sehen. Es ist als sähe man einen Löwen, den eine Taube gezähmt hat. Gestern spielte sie mit einer Scheere und schnitt sich dabei in den Finger, so daß ein Tropfen Blut hervorquoll. Als Robert dies sah, wurde er leichenblaß und die Mutter mußte ihn halten, sonst wäre er umgefallen.- Susanne bemerkte den Eindruck, den ihre Unvorsichtigkeit auf ihn gemacht hatte, und das liebe Kind eilte auf ihn zu, indem sie lächelnd sagte: Es ist nichts, Robert, es ist nichts, weine nicht mehr. — Robert nahen sie aus seine Arme und sog mit den Lippen den Blutstropfen von ihrem Finger. O, er besitzt einen wahrhaft edlen und schönen Charakter! Aber es langweilt Dich wohl, Friedrich, daß ich so viel von diesem jungen Manne spreche?«

»Im Gegentheil, liebe Blanka, erzähle weiter; denn ist nicht Jedermann« den Du liebst, im Voraus mein Freund? Ueberdies hat mir dieser Robert einen so großen Dienst erzeigt, indem er Dir das Leben rettete, daß es mir nur Vergnügen machen kann, sein Lob zu hören.«

Es würde in der That fast undankbar von mir sein, wenn ich nicht von ihm sprechen wollte. In dem Briefe, den mein Bruder von Niort aus an uns geschrieben hat, ist auf zwei Seiten nur von

ihm die Rede. Dies kommt daher, weil Felician mit seiner großen Menschenkenntniß einen edlen Charakter in Robert gesunden hat. Ihre beiden Herzen sind ganz aus dem nämlichen Stoffe gebildet der Eine ist ein wenig träumerischen poetischer und durch Studien ausgebildet, der Andere aber eben so rechtschaffen, eben so offenherzig und einen eben so graden Weg verfolgend, wenn auch in einer etwas niederen Sphäre, mit Einem Wort, Beide kennen nur das Gute. Wenn sich zwei solche Männer begegnen, so erkennen sie sich aus der Stelle an gewissen Gefühlen, welche immer die nämlichen sind und die man das Signalement des Herzens nennen kann. Sie reden sich an und werden von diesem Augenblicke an Freunde und Brüder für das ganze Leben. Glaubst Du wohl, Friedrich, daß ich mich im Herzen vor diesem jungen Manne meines Fehltritts schäme, während ich vor meinem Bruder nicht darüber erröthet bin? Hätte ich ihn eher gekannt, als Dich, so glaube ich, daß ich Dir nie gehorcht haben würde.«

»Du hattest ihn also geliebt?«

»Nein, aber ich würde besser eingesehen haben, welchen Kummer der Fehltritt einer Schwester dem Bruder bereiten kann, und aus seiner Liebe zu Susannen würde ich Felician's Liebe zu mir besser erkannt und daher nichts gethan haben, was ihn betrüben könnte. Du darfst mir nicht zürnen wegen dessen, was ich Dir hier sage, lieber Friedrichs, Du weißt, wenn ich bei Dir bin, öffne ich mein Herz und zeige Dir alle seine Falten, denn die Aufrichtigkeit eines Mädchens ist nur ein Beweis mehr für ihre Liebe. Ich liebe Dich so sehr, daß ich nicht fürchte, es Dir offen zu gestehen, daß etwas mich hätte verhindern können, Dich zu lieben. Neulich fragte ich Robert, was er thun würde, wenn Susanne in meinem Alter einen Fehltritt beginge. Er blickte mich an, als hätte er errathen, welches indirekte Interesse ich an seiner Antwort hatte, und erwiderte mir dann: Ich würde ihren Mitschuldigen auffordern, diesen Fehler wieder gut zu machen, und wenn er sich weigerte, so würde ich erst ihn und dann Susannen umbringen, denn ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie entehrt leben lassen könnte. — Ich erröthete unwillkürlich und ich glaube fast, er bemerkte es. Da erwachte plötzlich der fürchterliche Gedanke in mir, daß Du vielleicht nicht zurückkehrtest...«

»Du hattest also vergessen, daß Du meine Gattin werden sollst?« unterbrach sie Friedrich.

»O nein! aber sprich, werden wir bald dieses glückliche Ziel erreichen?«

»Wann kommt Dein Bruder zurück?«

»Ist vierzehn Tagen. Weißt Du, warum ich mich noch mehr über Deine Rückkehr freue? weil ich morgen Abend zu ihm reisen will und weil ich Dich vorher nicht noch einmal hätte sehen können, wenn Du nur einen Tag später gekommen wärest.«

»Wie? Du gehst nach Niort?«

»Ja, mit meiner Mutter«

»Was wollt Ihr dort?«

»Hast Du es denn nicht gehört? wir wollen zu meinem Bruder, der uns geschrieben hat, der Bischof habe alle Schwierigkeiten gehoben und werde binnen wenigen Tagen das für ihn thun, wozu er bei Anderen mehrerer Monate bedarf. So wird Felician in das Seminar von Niort eintreten, wie es Gebrauch ist, um dort die Priesterweihe zu erhalten, und in vierzehn Tagen ist er Pfarrer unserer Gemeinde und kann uns noch vor seiner Reise trauen, wenn Du willst.«

»Er will also eine Reise machen?« fragte der Graf zerstreut.

»Nun ja, weißt Du es denn nicht mehr? er muß nach dem südlichen Frankreich reisen, um den letzten Willen eines Verstorbenen zu erfüllen.«

»Es ist wahr, ich entsinne mich. Verlaß Dich darauf, daß Du vor seiner Abreise meine Gattin wirst. Jetzt höre mich an. Du gehst also morgen nach Niort?«

»Ja, darf ich Felician Alles gestehen?«

»Noch nicht; warte damit so lange, bis er ordinirt ist, und störe jetzt nicht mit solchen Familienangelegenheiten. Du weißt, daß ich Dir schon vor meiner Reise nach Paris dies Nämliche gesagt habe.«

»Ja,; aber den Tag darauf, wenn er Pfarrer geworden ist, sage ich ihm die ganze Wahrheit.«

»Allerdings, und Du setzest hinzu, daß er mir einen Tag bestimmen soll, an welchem ich ihn besuchen soll, um Deine Hand von ihm zu erbitten.«

»Ich danke Dir, Friedrich, ich danke Dir. Deine Liebe ist edel und gute.«

»Und nun lebe wohl.«

»Du gehst schon?«

»Ja, es ist spät.«

»Aber ich soll Dich vierzehn Tage lang nicht sehen!«

»Du schreibst an mich.«

»Gewiß jeden Tag.

»Vergiß es ja nicht.«

Es war, als hätte er eine geheime Absicht, indem er ihr dies so dringend ans Herz legte.

»Glaubst Du denn, ich Könnte Dich Vergessen? Dich mein Leben, meine Seele, meine Ehre? Was wirst Du während dieser Zeit thun?«

»Ich werde warten, indem ich an Dich denke und Dich liebe.«

Blanka umfing den Geliebten mit beiden Armen.

»Du weißt,« fuhr dieser fort, »daß ich unsre Verbindung nicht Einen Tag unnötig verzögern will. Den nämlichen Abend, an welchem Dein Bruder die Weihe erhalten hat, gestehst Du ihm Alles und sagst ihm meinen Namen, und wir werden glücklich sein, meine heißgeliebte Blanka!«

Als Blanka in das Zimmer im Erdgeschoß zurückgekehrt war, trat Robert in Begleitung Susannens ein.

Wir haben schon erwähnt, daß der junge Mann die heitere Stimmung Blanka's bemerkte, aber davon haben wir noch nichts gesagt, daß er aus ihre Antwort: »Ja, ich bin sehr glücklich,« nichts erwiderte und sie nicht nach der Ursache ihres Glücks fragte.

Ganz im Gegentheile zu dem jungen Mädchen wurde Robert nachdenkend und betrübt und setzte sich in einen Winkel des Zimmers, wo er, den Kopf in beide Hände gelegt, Blanka stillschweigend betrachtete.

Während dem eilte Susanne auf sie zu, und sie nahm das Kind aus den Schooß.

Seitdem Robert in Felician's Familie Zutritt hatte, war eine gewisse Veränderung mit ihm vorgegangen. Er bemühte sich, es nicht bemerken zu lassen, daß er ein Mann aus dem Volke, ein einfacher Handwerker war, nicht, weil er sich seines Standes schämte, denn dazu besaß er zu viel natürlichen Verstand, sondern weil er eingesehen hatte, daß die Familie ihn um so lieber gewinnen würde, je mehr er sich ihrer gesellschaftlichen Stellung näherte, obgleich sowohl Madame Pascal, als ihre Tochter und Felician wenig auf das Aeußere eines Menschen gaben, dessen Charakter sie schätzen wußten. Robert war daher fast kokett geworden. Er ordnete sein Haar sorgfältig, knüpfte sein Halstuch weniger nachlässig, trug eine neue Jacke von

modischerem Schnitte, ein Hemd« von feinerer Leinwand, ein eleganteres Beinkleid und fast zierliche Schuhe. Man hätte nimmer geglaubt, daß seine Hände die Säge und den Hobel führten, so weiß waren sie jetzt, während sie sonst rauh und gebräunt aussahen.

Diese Veränderung war fast unwillkürlich eingetreten und ohne daß er selbst es bemerkte. Wäre nur Madame Pascal und Felician im Hause gewesen, so würde er vielleicht nicht daran gedacht haben; aber Robert glaubte, daß man nie schön und elegant genug sein könne, wenn man den Umgang eines so vollkommenen Mädchens, wie Blanka, genoß.

Auch an Susannen würde sich diese Umwandlung bemerklich gemacht haben, wäre sie nicht, wie wir wissen, schon längst das hübscheste und eleganteste Kind in der ganzen Umgegend gewesen.

Blanka war dies Alles nicht entgangen, sie hatte errathen, daß sie die Ursache der Koketterie des jungen Mannes war, und wir können nicht leugnen, daß sie sich im Stillen dadurch geschmeichelt fühlte.

Robert besuchte die Familie Pascal oft und schon in den wenigen Tagen seiner Bekanntschaft mit ihr, war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihm und jedem Mitgliede derselben entstanden. Es treten in der That zuweilen Ereignisse im Leben ein, die zwischen den dabei beteiligten Personen eine innige Zuneigung hervorrufen, zu der unter gewöhnlichen Umständen erst eine Jahre lange Bekanntschaft führt.

So oft indessen Robert zu Madame Pascal und ihrer Tochter kam, so wäre er gern noch viel öfter gekommen. Zuweilen, wenn er nach einem zwei- bis dreimaligen Besuche aus ihrem Hause trat, blieb er an der Thür stehen, als wäre es ihm leid, daß er sich schon so bald entfernte, und oft ging er den nämlichen Abend noch einmal an das Gitterthor und kehrte betrübt nach seiner Wohnung zurück, ohne eingetreten zu sein, denn er hatte noch zur rechten Zeit überlegt, daß es unbescheiden oder zudringlich erscheinen würde, wenn er an Einem Tage zweimal kam.

Dann ließ er zuweilen Susannen bei Blanka, um einen Vorwand-zur Wiederkehr zu haben, und diese kleine List verschaffte ihm dann noch das Vergnügen einer kurzen Unterhaltung, wenn er sein Schwesterchen des Abends abholte.

Er konnte es daher auch nicht unterlassen« Fräulein Pascal einen Abschiedsbesuch zu machen« ehe sie das Dorf verließ, allein er hatte nicht erwartet, sie so heiter zu finden, obgleich dies eigentlich ganz natürlich war, da sie sich freute, ihren Bruder wiederzusehen.

Allerdings war dies nicht der wirkliche Grund ihrer Freude.

Da sie so betrübt gewesen war, als Friedrich sich das erste Mal von ihr trennen mußte, um nach Paris zu gehen, so hätte man glauben sollen, daß der Gedanke an eine Trennung von wenigstens vierzehn Tagen ihr noch schmerzlicher sein würde. Aber nein, sie kannte die Ursache dieser längeren Trennung, während ihr die der ersten Reise ihres Geliebten unbekannt gewesen war. Friedrich hatte ihr versprochen, sie von nun an nicht wieder zu verlassen, also. war sie fest überzeugt, daß sie ihn bei ihrer Zurückkunft finden würde.

»Wir wollen Abschied von Dir nehmen, sagte die kleine Susanne mit ihrer lieblichen Stimme, indem sie Blanka's Hals mit beiden Armen umschlang und einen derben Kuß auf ihre Wange drückte. »Es macht mich recht betrübt, daß Du uns verlassen willst.

»Warum denn« mein gutes Kind.«

»Weil ich Dich so sehr liebe und Dich nicht wieder sehen soll-« und weil auch Robert Dich liebt und es ihn bekümmert, daß er Dich nicht mehr besuchen kann.«

Blanka warf einen freundlichen Blick aus den jungen Mann, der hoch erröthete.

»Susanne hat Recht, sagte er, »es ist mir schmerzlich, daß ich nicht mehr hierher kommen soll, wo Sie und Ihre Frau Mutter mich immer so freundlich aufgenommen haben. Da wir keine Familie haben, so fühlen wir uns um so glücklicher, wenn wir Jemanden finden, der uns gern sieht und uns ein wenig liebt.«

»Wir kommen bald zurück, Herr Robert, und ich hoffe, daß Sie dann Ihre Besuche fortsetzen werden.«

»Gewiß, mein Fräulein wenn Sie es erlauben.«

Robert schwieg und betrachtete Blanka wieder, die mit Susannen spielte.

Plötzlich stand er auf und sagte vor sich hin, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr: »Ich bin ein Thor!« Dann trat er an's Fenster und blickte in den Garten.«

Blanka hatte die Bewegung des jungen Mannes bemerkt und fast seine Worte verstanden.

Sie nahm Susannen von ihrem Schooße, erhob sich.ebenfalls. und trat zu Robert, indem sie zu ihm sagte:

»Was fehlt Ihnen denn?« Sie sehen ja so betrübt aus?«

»Ich bin keineswegs betrübt, mein Fräulein.«

»O ja, Sie sind es wohl. Kommen Sie, theilen Sie mir Ihren Kummer mit, vielleicht kann ich Sie trösten.«

»Erzählen Sie mir lieber, warum Sie so heiter sind, Fräulein Blanka,« erwiderte Robert. Dies wird das beste Mittel sein, mich zu trösten, wenn ich überhaupt des Trostes bedarf.«

»Kann. ich in den Garten gehen und spielen, lieber Bruder?« fragte Susanne, indem sie ihre Hände nach Robert ausstreckte und ihr blondes Köpfchen erhob, als wäre sie überzeugt, durch eine Liebkosung um so gewisser seine Erlaubniß zu erhalten.

»Ja, mein Kind, spiele wo Du willst,« sagte Blanka, indem sie Susannen küßte und ihr dann selbst die Thür öffnete. Hierauf kehrte sie zu Robert an's Fenster zurück, ohne jedoch seine Frage wegen der Ursache ihrer Heiterkeit zu beantworten.

Dies war fast so gut, als ein Geständniß, daß die Ursache etwas Geheimnißvolles hatte.

Robert wünschte jetzt nur um so mehr, sie kennen zu lernen, nicht aus bloßer Neugierde, sondern weil eine innere Stimme ihm sagte, daß sie auf ihn selbst Bezug hatte, und daß Blanka's Freude einen Kummer für ihn verbarg; denn der Mensch fühlt immer ein unwillkürliches Verlangen, das zu ergründen, was ihm schmerzlich sein muß. Blanka hielt ihre Antwort keineswegs aus Zerstreung zurück, sondern überlegte, was sie antworten sollte. Es giebt Geheimnisse, welche die Frauen nicht lange in ihrem Herzen verschließen können, selbst wenn sie die ernsthaftesten Dinge und Verhältnisse des Lebens betreffen. Die Freude ist in solchen Fällen eine schlechte Rathgeberin, denn sie ist mittheilend und führt das Geständniß auf die Lippen, ohne daß die Bekennende sich dessen bewußt ist.

Nach kurzem Stillschweigen und Nachdenken sah Blanka den jungen Mann fest an, als wollte sie sich noch einmal überzeugen«I daß sie einen rechtschaffenen Mann vor sich habe, der Unfähig war, ihr Vertrauen zu mißbrauchen.

»Ja, ich bin glücklich,« sagte sie endlich, »und ich fühle das Bedürfniß, es Jemandem zu sagen, denn die Freude läßt sich schwer verbergen und Sie sind der einzige Mann in der Welt, dem ich mein Glück mittheilen kann, denn Sie sind mein Freund, nicht wahr, Herr Robert?«

»Ich hoffe, Sie werden nicht daran zweifeln, mein Fräulein,« erwiderte der junge Mann, »und

wenn Sie anstatt einer Freude einen Kummer hätten und mein Leben Ihnen zu etwas nützlich sein könnte, so hoffe ich, daß Sie keinen Anstand nehmen würden, es von mir zu verlangen, wie ich auch nicht zögern würde, es Ihnen mit Freuden darzubringen Habe ich Ihnen dies nicht schon einmal gesagt? meine Gesinnungen haben sich nicht geändert.«

»Ja, lieber Freund,« entgegnete Blanka, indem sie ihm ihre Hand reichte, die er erröthend an seine Lippen drückte; »ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, wie Sie Susannen lieben, und ich bin Ihnen herzlich dankbar für diese aufrichtige Zuneigung, die so schnell entstanden ist und hoffentlich lange dauern wird. Ich würde es daher als eine Sünde betrachten müssen, wollte ich Ihnen den Grund meines Glückes verbergen, wenn Sie mich danach fragen und wenn ich die feste Ueberzeugung habe, daß er in Ihrem Herzen eben so wohl aufgehoben ist, als in meinem eigenen. Was ich Ihnen sagen werde, weiß noch Niemand, und vor Ablauf von vierzehn Tagen wird es« außer Ihnen, kein Mensch erfahren. Ich will mich verheirathen, Herr Robert.«

Der junge Mann wurde bleich wie ein Marmorbild, so daß Blanka es bemerkte und ihn besorgt fragte:

»Was ist Ihnen denn?«

»Nichts, mein Fräulein,« antwortete Robert mit vollkommener Ruhe.

»Sie sind ganz blaß geworden.«

»Ja, das Blut strömt mir oft zum Herzen und ich fühle dann selbst, daß ich erbleiche, ohne zu wissen warum; mein Vater litt ebenfalls an diesem Uebel und er ist sogar daran gestorben.«

»Dann dürfen Sie es nicht vernachlässigen.«

»An irgend einer Krankheit sterben wir ja doch Alle; was kommt also darauf an, ob es diese oder eine andere ist?«

Es war Robert« als sollte er ersticken, aber nicht wegen eines körperlichen Schmerzes, sondern in Folge dessen, was er eben gehört hattete er verließ daher das Fenster und ging einige Mal im Zimmer auf und ab, indem er die Hand von seinem gepreßten Herzen nach den Augen führte, welche nahe daran waren, sich mit Thränen zu füllen.«

Bei kräftigen Constitutionen äußert sich der Seelenschmerz fast ganz so, wie bei den Kindern.

Blanka betrachtete Robert mit Erstaunen und selbst mit Besorgniß, denn sie glaubte wirklich an den von ihm angegebenen Grund seiner Beklemmung.

Es gelang ihm indessen, sich wieder zu beherrschen, und er kehrte zu ihr zurück, indem er sagte:

»Verzeihen Sie mir diese Frage, mein Fräulein, aber wie kommt es, daß Ihre Frau Mutter und Ihr Herr Bruder noch nichts von einem so hochwichtigen Schritte wissen?«

»Dann liegt eben das Geheimniß,« antwortete Blanka, »und deshalb sollen Sie davon schweigen.«

Sie konnte sich nicht enthalten, bei den ersten Worten dieses Geständnisses zu erröthen.

»Sie wollen also einen Mann heirathen, den Sie lieben?« fragte Robert zitternd und mit dem schmerzlichen Vergnügen, das ein Verwundeter empfindet, wenn er seine Wunde reizt.

»Ja.«

»Und dieser Mann ist jung?«

»Er ist dreißig Jahr alt.«

»Ohne Zweifel auch reich?«

»Ja, aber das ist kein Grund für meine Liebe.«

»Sie lieben ihn also?«

Blanka nickte lächelnd mit dem Kopfe.

»Und er liebt Sie wieder?«

»Ja.«

»Hat er sich um Ihre Gunst beworben, ehe er Sie um Ihre Hand bat.«

»Er hat sich allerdings zuvor überzeugen wollen, ob ich ihn lieben würde.«

»Er ist wohl« ein Freund Ihrer Familie?«

»Nein, weder meine Mutter noch mein Bruder kennen ihn.«

Robert sah Blanka verwundert an.

»Wie kommt es dann, daß Sie ihn kennen, mein Fräulein?«

Blanka erröthete und begann ihre Offenherzigkeit zu bereuen. Sie hatte geglaubt, indem sie zu Robert sagte: »Ich heirathe einen Mann, der mich liebt und den ich wieder liebe,« daß sie es dabei würde bewenden lassen können. Aber Robert wollte Alles wissen, besonders als er ihre Verlegenheit sah, und wiederholte daher seine Frage:

»Wie kommt es, daß Sie ihn kennen?«

»Ich habe ihn zufällig kennen gelernt,« stammelte Blanka.

»Und Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Ja, einige Male,« antwortete sie, denn sie wollte nicht die ganze Wahrheit sagen und suchte sich durch Ausflüchte einem Vollkommenen Geständnisse zu entziehen; aber sie hatte einen ehrenwerthen jungen Mann vor sich, der die Ueberzeugung gewonnen, daß er sie mehr, als sein Leben liebte, und der, von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß die Freude des unerfahrenen jungen Mädchens ein Unglück verbergen konnte, sich vorgenommen hatte, Alles zu erfahren, sollte es ihm auch das Herz brechen.

»Diese wenigen Unterredungen haben Ihnen also genügt,« fuhr er fort, »um zu erfahren und es sich gegenseitig zu sagen, daß Sie sich lieben und daß Sie für einander bestimmt sind?«

»Ja, Herr Robert,« antwortete Blanka in einem Tone, als wollte sie ihn bitten, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen.

»Dies nenne ich sehr rasch handeln,« versetzte Robert, indem er sie scharf ansah.

»O, ich bin fest überzeugt, daß er mich liebt!« rief Blanka mit Lebhaftigkeit.

»Man braucht Sie allerdings nicht oft zu sehen, um Sie zu lieben, mein Fräulein; demohngeachtet aber muß ich Ihnen wiederholen, daß ich es für eine Uebereilung halte, wenn eine junge Dame ihre Liebe und ihre Hand einem Manne gewährt, den sie erst einige Male gesehen hat. Sie haben ihn auch gewiß öfter gesehen und gesprochen?«

»Ja, in der That...« stammelte Blanka.

»Aber wo sahen Sie ihn, mein Fräulein, da Ihre Mutter und Ihr Bruder ihn nicht kannten?«

Blanka versuchte es noch einmal, Robert irre zu führen, aber das gute Mädchen verstand das Lügen nicht.

»Ich sah ihn in der Kirche,« erwiderte sie.

»Und dort sprachen Sie mit ihm? Wie ist das möglich, da Ihre Frau Mutter Sie überallhin begleitet?«

»Dennoch ist es so.«

Robert machte eine Bewegung.

»Dann auch bei Bekannten,« setzte Blanka rasch hinzu, ohne die Augen zu dem jungen Manne zu erheben.

»Sie verstehen es nicht, die Unwahrheit zu sagen, mein Fräulein.«

»Ich sage keine Unwahrheit.«

»O ja,« erwiderte Robert in entschiedenem Tone, »denn Sie haben diesen Mann hier in Ihrem Hause gesehen und gesprochen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie sehen, mein Fräulein, daß Sie nicht lügen können. Jetzt, Blanka,« fuhr Robert fort indem er ihre Hände ergriff, »müssen Sie mir die Wahrheit sagen.«

»Nein, das wird nie geschehen!«

»Sie müssen!« rief Robert immer dringender.

»Sie ängstigen mich,« sagte Blanka erschrocken; »ich bitte Sie, fragen Sie mich nichts weiter.«

»Hören Sie mich an, mein Fräulein,« versetzte Robert nach einer Pause mit tiefem Gefühl; »Sie haben mir diese Mittheilung freiwillig gemacht, ohne daß ich sie von Ihnen verlangt habe; jetzt ist es zu spät, zurückzutreten; also, um des Himmels willen, erzählen Sie mir Alles, sonst sage ich Ihrer Mutter, was ich schon weiß.«

»Das werden Sie nicht thun denn Sie haben mir versprochen, zu schweigen.«

»Ja, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagten, aber nicht, wenn Sie mir etwas verheimlichten.«

»Nun gut, ich will Ihnen Alles sagen, aber Sie müssen darüber schweigen.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Also sprechen Sie.«

»Nein, heute nicht, Herr Robert.«

»Ist es denn etwas Schlimmes, was Sie gleichwohl so heiter macht?« fragte Robert mit odemloser Stimme. »O Blanka, Blanka! ich ahne ein Unglück! dieser Mann ist gewiß ein schlechter Mensch!«

»Was sagen Sie? großer Gott!...«

»Antworten Sie, Blanka, antworten Sie mir, wie Sie Gott antworten würden, und ich schwöre Ihnen nochmals, daß kein Mensch das Geheimniß erfahren soll, das Sie mir anvertrauen, aber sprechen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich ein größeres Unglück und einen größeren Fehler vermuthe, als wirklich vorgefallen ist.«

»Ich bin-nicht strafbar, Herr Robert,« erwiderte Blanka, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

»Habt ich denn dies gesagt, liebes Kind? und hatte ich überhaupt ein Recht, es zu sagen? Ich bin Ihr Freund, Ihr Bruder, nicht aber Ihr Richter. Beruhigen Sie sich und antworten Sie mir ohne Scheu, und besonders weinen Sie nicht, ich bitte Sie darum. Wollen Sie mir aufrichtig antworten?«

»Ja, ich will es; fragen Sie mich.«

»Ihr Geliebter hat Sie hier besucht?«

»Ja.«

»In Ihrem Zimmer?«

»Nein, niemals.«

»Also im Garten?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich des Abends?«

»Allerdings.«

Robert hielt einige Augenblicke unschlüssig inne, ehe er weiter ging. Man konnte leicht sehen, daß er sowohl um seiner selbst, als auch um Blanka's willen zögerte, sein Verhör fortzusetzen; denn jeder Schritt zur Aufklärung der Wahrheit war eine neue Qual für ihn. Blanka hoffte schon, er werde es dabei bewenden lassen; aber bald hob er vorsichtig und fast muthig wieder an:

»Sie können mir Alles sagen, denn ich habe kein Recht aus Sie, da ich weder Ihr Gatte noch Ihr Bruder bin. Es geschieht also nur zu Ihrem Besten, wenn ich Sie ausfrage, und »ich wiederhole Ihnen, daß Alles, was Sie mir sagen, für Jedermann ein Geheimniß bleiben soll. Sie haben diesen Mann sogleich geliebt?«

»Ja. Die Worte, die er mir sagte, waren mir so neu und hatten einen so bezaubernden Reiz für mich!«

»Und Sie haben ihm Ihre Liebe gestanden?«

»Ja.«

»Und...«

»Genug, genug, Herr Robert, ich bitte Sie!« rief Blanka, indem sie vor dem jungen Manne auf die Kniee fiel.

Zugleich bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

Der Tod seiner Eltern hatte Robert tief bekümmert, denn er liebte sie, wie alle edlen Herzen lieben; aber noch nie hatte er einen solchen Schmerz empfunden, wie in diesem Augenblicke.

»Wer weiß, ob das Unglück nicht noch größer ist?« dachte er bei sich; dann fragte er laut:

»Sie gehören also diesem Manne ganz an?«

»Dies habe ich nicht gesagt.«

Robert fühlte, daß er sich geirrt hatte.

»Sprechen Sie die Wahrheit. Blanka!« rief er aus, indem er ihre Hand ergriff und sie aufhob; »o, sagen Sie es noch einmal, daß Sie diesem Manne nicht angehören!«

Blanka antwortete nicht, sie weinte stille Thränen.

»Also diese Heirath,« fuhr Robert mit schwacher Stimme fort und indem er sich aus einen Stuhl niederließ, denn er hatte nicht mehr die Kraft, aufrecht zu stehen, »diese Heirath ist also zur Wiederherstellung Ihrer Ehre nothwendig?«

»O, er liebt mich! er hat es mir feierlich gelobt, daß ich seine Gattin werden soll!«

»Blanka!«

»Zweifeln Sie daran?«

»Ich zweifle fest an Allem.«

»Dies ist ein Vorwurf, und doch haben Sie mir versprochen, mir keinen zu machen.«

»Verzeihen Sie. Also Sie lieben diesen Mann?«

»Meine Liebe ist meine einzige Entschuldigung.«

»Warum hat er Sie nicht sogleich zum Altar geführt, wenn er Sie liebt?«

»Es ist ein edler Grund, der ihn bewogen hat, unsere Verbindung noch aufzuschieben. Es ist

sein Wunsch, daß mein Bruder uns traut, und er will Felician jetzt nicht in seiner heiligen und wichtigen Beschäftigung stören. Aber er hat mir erlaubt, meinem Bruder an dem nämlichen Tage, an welchem er zum Priester ordinirt worden ist, Alles zu gestehen, damit er als Christ gezwungen sei einen Fehler zu verzeihen, den er als Bruder vielleicht nicht verzeihen würde.«

»Es ist gut, Blanka,« erwiderte Robert, dem das Blut in den Adern stockte; »Ihr Verlobter kann im Grunde wohl ein rechtlicher Manns sein, aber Sie müssen mir etwas schwören.«

»Was ist's?«

»Schwören Sie mir, daß, wenn dieser Mann sein Wort zurücknehmen sollte, ehe Felician die Priesterweihe erhalten hat, Sie mir seinen Namen sagen und weder Ihrem Bruder, noch Ihrer Mutter etwas von Ihrem Verhältnisse mit ihm mittheilen.«

»Wozu diesen Eid? und was wollen Sie thun, wenn Sie seinen Namen wissen?«

»Glauben Sie an meine Freundschaft und an meine Ehrenhaftigkeit?«

»Mit voller Ueberzeugung.«

»Kann es Ihnen dann nicht gleichgültig sein, was ich thun will.«

»Nun wohl, ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen seinen Namen sagen werde, wenn das, was Sie befürchten, geschehen sollte.«

Der junge Mann reichte Blanka seine Hand und sagte zu ihr:

»Trocknen Sie Ihre Augen, mein Fräulein, denn Ihre Mutter kann jeden Augenblick kommen und sie darf die Ursache Ihrer Thränen nicht erfahren.«

Robert schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, aber Blanka hielt ihn mit der Frage zurück:

»Habe ich Ihre Achtung verloren, Robert?«

»O nein, Blanka,« rief der junge Manne »wie können Sie dies glauben?«

Dann nahm er den Kopf des schönen Mädchens zwischen beide Hände, drückte einen feurigen Kuß auf ihre Stirn und eilte aus dem Zimmer, um sie seine heftige Aufregung nicht bemerken zu lassen.

Er suchte Susannen im Garten auf und verließ halb wahnsinnig das Haus der Madame Pascal.

Als er in seiner Wohnung angekommen war, warf er sich auf sein Bett und rief aus, indem er seinen Thränen freien Lauf ließ:

»Ach, meine gute, kleine Susanne, ich bin sehr unglücklich!«

Das Kind fiel ihrem Bruder um den Hals und da sie große Thränen über seines Wangen rollen sah, konnte sie auch die ihrigen nicht zurückhalten.

Zweites Kapitel.

Kindische Plauderhaftigkeit.

Als Blanka allein war und darüber nachdachte, was sie Robert anvertraut hatte, erschrak sie fast und fragte sich, wie dies geschehen war. Nach dem Eindrucke, den ihre Mittheilung auf Robert gemacht hatte, das heißt, auf einen fremden Menschen — denn von den wahren Gefühlen des jungen Mannes gegen sie hatte sie keine Ahnung, — konnte sie schließen, was das Herz ihres Bruders oder ihrer Mutter empfunden haben würde, wenn diese oder jener ihr Verhältniß mit dem Grafen entdeckt hätte.

Ein anderer Gedanke trug noch mehr zu Blanka's Beruhigung bei und überzeugte sie, daß es ein Glück für sie war, ihr Geheimniß einem Ehrenmanne anvertraut zu haben. Sie erblickte in Robert nicht nur einen Freund, sondern eine Stütze, und wenn ihr ein Unglück begegnen sollte, glaubte sie sich berechtigt, zu ihm zu sagen: Retten Sie mich!« und eine innere Stimme sagte ihr, daß er sie retten würde.

Die Befürchtungen, welche Robert für die Zukunft geäußert und über die er einen Eid von Blanka gefordert hatte, erschütterten ihr Vertrauen auf Friedrich ein wenig und ließen sie erkennen, an wie schwachen Fäden ihre Ehre hing.

Als Madame Pascal zu ihrer Tochter herunter kam hatte diese hinlänglich Zeit gehabt, sie zu fassen und ihre Mutter konnte daher nichts von dem Vorgefallenen ahnen. Sie äußerte indessen ihre Verwunderung, daß Robert sie vor ihrer Abreise nach Niort nicht noch einmal besucht habe, und da Blanka durchaus keinen Grund hatte, ihr den Besuch des jungen Mannes zu verschweigen, so theilte sie ihr mit, daß er bei ihr gewesen sei und ihr aufgetragen habe, sie freundlich von ihm zu grüßen.

Gegen drei Uhr reiste sie mit ihrer Mutter nach Niort ab.

Robert hatte dem Verlangen nicht widerstehen können, sie noch einmal zu sehen und als sie daher in den Wagen stieg kam er herbei geeilt, um ihr den letzten Abschiedsgruß darzubringen, indem er Madame Pascal sagte, er habe sie am Morgen nicht stören wollen und sei deshalb an den Wagen gekommen, um sie nochmals zu bitten Felician auf's Neue seiner aufrichtigen Achtung und Freundschaft zu versichern.

Dann wechselte er noch einen Wink mit Blanka, welchen diese allein Verstand und der die wiederholte Versicherung seiner Ergebenheit und Verschwiegenheit ausdrückte.

Hierauf fuhr der Wagen fort.

Die beiden Damen erreichten Niort an dem nämlichen Abende und fanden Felician ihrer harrend.

»Ich bin glücklich,« war das erste Wort des jungen Mannes, als Madame Pascal und Blanka in das Sprechzimmer traten, wo er ihren Besuch empfing.

Das«junge Mädchen blickte um sich. Das ernste Schweigen der langen Gänge, das nur hin und wieder durch die Schritte eines Zöglings gestört wurde, die hallenden Räume, in denen nur das Gebet ein Echo fand, die hoben weißen Wände, an denen in gewissen Entfernungen ein großes Cruzifix von Ebenholz oder Elfenbein angebracht war, die in regelmäßiger Ordnung

aufgestellten Stühle, die von den Spitzbögen herabhängenden eisernen Lampen, kurz, das ganze Klosterleben zeigte sich ihr in seiner feierlichen Strenge und erweckte allerhand Gedanken in ihrem Innern.

»Ja,« sagte sie unter Anderen zu sich selbst, »das Kloster muß ein herrliches Asyl für das Herz sein, das es aus wirklichem Berufe wählt, für Den aber, den die Reue dahin führt, muß es im Anfang ein peinlicher Aufenthalt sein. Ja, wen nur das reine Streben nach religiösen Studien und die stillen Wünsche eines gottergebenen Herzens dazu veranlassen, wie dies bei meinem Bruder der Fall ist, der muß sich hier glücklich fühlen; aber wer einen Augenblick an die anderen Freuden dieser Welt geglaubt, wer sie in sein Herz hat einziehen lassen und sie dann hat entfliehen sehen, alle seine Illusionen mit sich nehmend, und ihn in der Wüste seiner Erinnerungen und seines Wahnes zurücklassend, wenn das Gebet nur noch eine Sühne, das Kloster nur der Zufluchtsort für einen Fehltritt ist, ja, dann muß Der, welcher sich darin verbirgt, manche schmerzliche Stunde hier erleben! Der Kampf zwischen der anspruchsvollen Vergangenheit und einer stillen Zukunft ist gewiß lang und hart. Aber Gott trägt zuletzt den Sieg davon und gewährt in seiner unerschöpflichen Gnade dem Reuigen Trost oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit.«

»An was denkst Du, Blanka?« fragte Felician denn ihr Nachsinnen war für Jedermann sichtbar.

»An Alles, was sich dem-Geiste darbietet, wenn man einen solchen Ort betritt, lieber Bruder.«

Madame Pascal blieb mit ihrer Tochter bis zur Stunde des Abendessens bei Felician, dann verließ sie ihn mit dem Versprechen, ihn am folgenden Tage wieder zu besuchen.

Beide kehrten in ihren Gasthof zurück, die Mutter in der heitersten Stimmung, da sie ihren Sohn glücklich sah, die Tochter mit ganz neuen und selbst traurigen Gedanken beschäftigt, denn wenn man von einem geliebten Wesen kommt, so giebt es nichts Anderes und Traurigeres, als die ungewohnten, kalten Wände eines Gasthauszimmers, zwischen denen man sich unbehaglich fühlt und wo man sich nur von Leuten umgeben sieht, die gleichgültig gegen unsre Freude wie gegen unsern Schmerz sind.

Man wird mir dagegen einwenden, daß Blanka sich nicht ganz in dieser Lage befand, da sie ihre Mutter bei sich hatte. Allerdings, Blanka liebte ihre Mutter, aber dennoch weite sie lieber allein in diesem Zimmer gewesen, denn sie heiterte sich dann ganz ihren Gedanken hingeben und ihre überströmenden Gefühle die sie in die Tiefe ihres Herzens zurückdrängen mußte, einem Briefe anvertrauen können, während sie jetzt gezwungen war anzuhören, was ihre Mutter zu ihr sagte, Alles Dinge, denen sie unter anderen Umständen wenigstens das ehrerbietige Interesse geschenkt haben würde, welches liebende Kinder den Worten ihrer Eltern schuldig sind, auf die sie aber in ihrer gegenwärtigen Lage lieber nicht geantwortet hätte.

Madame Pascals sprach bis nach zehn Uhr von ihrem Sohne, und Blanka hörte ihr zu, wenn sie auch oft nicht wußte, was ihre Mutter sagte.

Während der Nacht sann sie auf ein Mittel, wie sie am folgenden Tage eine Stunde würde allein sein können, um an Friedrich zu schreiben und den Brief zur Post zu geben; aber der Morgen kam, ohne daß sie es gefunden hatte. Nichts ist in der That schwerer zu finden, als diese kleinen Mittel, deren die großen Lebensfragen oft bedürfen, jene kleinen Federn der großen geistigen Maschine.

Hätte sie eine Unpäßlichkeit vorgeschützt, so würde sie ihren Bruder des Vergnügens beraubt haben, seine Mutter zu sehen, denn Madame Pascal würde ihre kranke Tochter keinen

Augenblick verlassen haben, selbst nicht um ihren Sohn zu besuchen. Da nun dies der einzige mögliche Vormund war, mit dem sie aber ihren Zweck nicht erreicht haben würde, so strengte sie sich vergebens an, einen anderen zu finden.

Um elf Uhr, als Madame Pascal und Blanka ihr Frühstück einnahmen, wurde plötzlich an die Thür geklopft.

Madame Pascal stand auf und öffnete.

»Wie?« rief sie aus, Sie sind es, Herr Robert?«

Blanka erschrak heftig. Seitdem Robert ihr Vertrauter war, hatte sie Grund zu der Befürchtung, daß er eine unglückliche Nachricht bringen konnte.

Aber der junge Mann war so heiter, daß ihre Besorgniß sogleich wieder verschwand, denn aus ihrer Blässe hatte er ihren Gedanken errathen; demohngeachtet aber glaubte sie fast mit Gewißheit, daß er nur wegen ihr nach Niort kam.

Susanna begleitete natürlich ihren Bruder, und ließ seine Hand los, um sich in Blanka's Arme zu werfen.

»Was veranlaßt Sie denn nach Niort zu kommen?« fragte ihn Madame Pascal, indem sie ihn einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

»Ich habe etwas hier zu thun, Madame,« antwortete Robert, »und ich wollte dazu die Zeit Ihres Aufenthalts benutzen, da ich wußte, daß Sie hier allein sind. Zwei allein stehende Damen sind stets mancherlei Verlegenheiten und selbst Gefahren ausgesetzt, besonders in einer Stadt, wo sie Niemanden kennen. Es drängte mich daher, Ihnen meine Dienste anzubieten, wenn ich Ihnen Vielleicht in irgend einer Hinsicht nützlich sein könnte. Auch wünschte ich, Ihren Herrn Sohn zu besuchen, den ich von Herzen liebe und dessen Rückkehr nach Moncontour wir Alle mit Ungeduld erwarten.«

Während der junge Mann so sprach, sah er Blanka an und seine Augen sagten deutlich, daß er den wichtigsten und ernstesten Grund, der ihn nach Niort führte nicht aussprach.

»Sind Sie in unseren Gasthofe abgestiegen?« Fragte ihn Blanka.

»Ja, mein Fräulein.«

»Haben Sie ein« Zimmer genommen N««

»Noch nicht. Uebrigens bedarf ich nur einer Kammer.«

»Allerdings, denn wir behalten Susannen bei uns, so lange Sie in Niort bleiben. Liebe Mutter, sei doch so gut, und suche Herrn Robert ein passendes Stübchen.«

»Bemühen Sie sich nicht,« sagte Robert indem er aufstand; aber Blanka winkte ihm, sich nieder zu setzen, während sie ihm zugleich anzudeuten suchte, daß sie ihre Mutter absichtlich entfernte.

Robert nahm wieder Platz.

»Sie werden ermüdet sein,« bemerkte Madame Pascal, »also ruhen Sie ein wenig aus, ich will Ihnen inzwischen ein Zimmer in Bereitschaft bringen lassen. Sind, Sie nicht so gut wie mein eigenes Kind, da ich Ihnen das Leben meines Sohnes und meiner Tochter verdanke?«

»Nun, mein Fräulein,« fragte Robert, nachdem die Mutter sich entfernt hatte; »haben Sie noch keine schlimme Nachricht erhalten?«

»Nein, lieber Freund.«

»Ich hatte böse Ahnungen und deshalb bin ich nach Niort gekommen, wie Sie gewiß errathen

haben. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, mir den: Namen jenes Herrn zu nennen, wenn er sein Wort brechen sollte.«

»Nein, Robert, ich vergesse es gewiß nicht,« sagte Blanka, indem sie ihm die Hand reichte. »Aber ich hoffe zu Gott, daß ich nicht nöthig haben werde, Ihre Freundschaft zu erproben und daß Sie diesen Namen erfahren, werden wenn alle Welt ihn erfährt.

»Welchen Namen denn ist fragte Susanna mit kindlicher Neugierde.

»Den Namen einer Dame, bei der Du nächstens spielen sollst,« antwortete ihr Robert.

»Du sagtest ja, es wäre ein Herr?« versetzte Susanne.

»Ich habe mich geirrt, mein Kind,« erwiderte Robert, indem er sein Schwesterchen küßte.

»Sprechen Sie nicht in Gegenwart der Kleinen,« sagte Blanka leise zu ihm, »und erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit.«

»Welche?«

»Meine Mutter nach dem Seminar zu begleiten, damit ich allein bleiben kann.«

»Erwarten Sie vielleicht einen Besuch?« fragte Robert mir bebender Stimme.

»Nein, lieber Freund, ich will nur einen Brief schreiben.«

»Verzeihen Sie es mir, Blanka, daß ich nach Niort gekommen bin?«

»Ich verzeihe es Ihnen nicht nur, sondern ich bin Ihnen sogar dankbar dafür. Muß ich es nicht als ein Glück betrachten, Jemanden in meiner Nähe zu haben, der mich liebt und der Mich nöthigenfalls wie seine Schwester beschützen würde? denn auch Sie werden sich erinnern, daß Sie mir Ihren Schutz versprochen haben.«

»Und ich wiederhole mein Versprechen nochmals. Was auch geschehen möge, Sie können fest auf mich zählen.«

»Still, die Mutter kommt!«

»Ich habe ein ganz nettes Zimmer für Sie ausgesucht,« sagte Madame Pascal eintretend zu Robert; »es ist Nr. 11, und ich habe Ihren Mantelsack hinauf schaffen lassen.«

»Ich danke Ihnen tausendmal, Madame.

»Jetzt ist es Zeit, daß ich Felician besuche,« fuhr Madame Pascal fort, der jeder Augenblick, den sie nicht bei ihrem Sohne zubrachte, ein Zeitverlust war.

»Und ich will Sie nach dem Seminar begleiten,« versetzte Robert.

»Mit Blanka?«

»Nein, Fräulein Blanka will mir heut ein Opfer bringen und bei Susannen bleiben, die wir nicht mitnehmen können, da sie zu ermüdet ist, und die ich nicht gern allein lassen möchte.«

»Vortrefflich!« sagte Madame Pascal. »Kommen. Sie, wir wollen, sogleich gehen. Auf Wiedersehen, liebe Blanka.«

Mutter und Tochter umarmten sich.

Blanka dankte Robert mit einem Blicke und blieb mit Susannen allein.

Sie ging hierauf an's Fenster und blickte ihrer Mutter und Robert nach, und als sie Beide nicht mehr sehen konnte, verließ sie es, verschloß die Thier sorgfältig, um nicht überrascht zu werden, nahm Schreibzeug zur Hand und begann einen langen Brief an den Grafen.

Susanne war am Fenster stehen geblieben und betrachtete die wenigen auf der Straße vorübergehenden Leute.

Blanka's Feder flog rasch über das Papier hin und alle ihre Zweifel, alle ihre Befürchtungen

und alle ihre Hoffnungen sprach sie in ihrem Briefe aus. Sie war so mit den auf die einstürmenden Gedanken beschäftigt, daß sie zuweilen vergaß, daß sie allein war, und die niedergeschriebenen Worte laut wiederholte, so daß sich Susanne einige Mal nach ihr umsah, weil sie glaubte, Blanka spreche mir ihr.

Endlich wurde die Kleine, wie alle Kinder, der einförmigen Unterhaltung überdrüssig, und verließ das Fenster, um ihr blondes Köpfchen an Blanka's Schulter zu legen.

»Ei, wie schnell Du schreibst?« sagte sie zu dieser.

»Laß mich jetzt schreiben, mein Kind,« erwiderte Blanka, indem sie ihr einen Kuß gab, »dann wollen wir zusammen spielen.«

»Hast Du noch viel zu schreiben.«

»Nein, in einer Viertelstunde bin ich fertig.«

Blanka fuhr in ihrem Briefe fort.

»An wen schreibst Du denn eigentlich? An Deinen Bruder?« fragte Susanne nach einer Minute.

»Ja.«

»Warum hast Du nicht geschrieben, ehe Deine Mutter fortging? sie hatte den Brief mitnehmen können, da sie ihn eben besuchte.«

»Sie wird ihn morgen mitnehmen.«

»Es ist also nicht eilig?«

»Nein.«

Niemand hat einen logischeren Verstand als die Kinder. Jedermann wird dies schon beobachtet haben.

»Warum schreibst Du denn so schnell, wenn es nicht eilig ist?« fragte Susanne weiter.

Darauf wußte Blanka nicht zu antworten. »Wir wissen in der That eben so wenig, was sie hätte sagen sollen.

»Ich dann auch schreiben,« begann die Kleine wieder, indem sie einen Bogen Papier und eine Feder nahm, und die Augen auf Blanka's Brief warf, um ein Wort zu lesen, das sie nachschreiben konnte.

Ihr Blick fiel auf das Wort *Verzweiflung*.

»Verzweiflung!« rief Susanne, indem sie jede Silbe betonte, als wollte sie die Bedeutung ergründen; »was heißt das?«

»Es heißt etwas, was Du glücklicherweise noch nicht kennst, mein liebes Kind,« antwortete Blanka mit ihrer geduldigen Sanftmuth; »man versteht darunter einen hoffnungslosen Kummer.«

»Also wie Robert?«

»Was sagst Du? wie Robert?«

»Ja.«

»Hat denn Robert einen Kummer?«

»Einen großen Kummer,« erwiderte Susanne ganz leise, wie im Vertrauen.

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Ich habe es gesehen.«

»Wann?«

»Gestern«

»Gestern?«

»Ja, als er von Dir nach Hause kam.«

»Was hat et denn gethan?«-

»Er hat mich auf den Arm genommen und hat lange geweint, indem et zu mir sagte: Ach, meine gute kleine Susanne, ich bin sehr unglücklich! Ich konnte dann auch die Thränen nicht zurückhalten, aber warum er weinte, das weiß ich nicht.«

»Was mag dies bedeuten?« seufzte Blanka, in der eine bange Ahnung der Wahrheit aufstieg.

»Was hat er ferner gethan?« fragte sie Susannen.

»Dann ging er an den Kleiderschrank und nahm seinen neuen Anzug heraus, den Du noch gar nicht gesehen hast. O, er ist sehr schön, aber er warf ihn in einen Winkel und sagte: Jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Dann sing er wieder an zu weinen; weißt Du es nicht warum? bitte, sage es mir, wenn Du es weißt.«

»Komm, Susanne,« sagte Blanka, indem sie die Kleine auf den Schooß nahm und die Feder bei Seite legte; »antworte mit auf das, was ich Dich fragen werde. Wann hat sich Dein Bruder den neuen Anzug machen lassen?«

»Vor drei Tagen, und ich glaube, er hat ihn nur deshalb bestellt, um ihn anzulegen, wenn er Dich besucht.

Er sagte zu dem Schneider: Ich muß die Sachen bald haben, so schnell als nur möglich.«

»Der arme Robert!« rief Blanka, der jetzt Alles klar wurde.

»Du bedauerst ihn?.. O, Du bist gut!« erwiderte Susanne, indem sie Blanka küßte.

»Erzähle weiter.«

»Was soll ich Dir noch erzählen?«

»Was Du sonst Deinen Bruder hast thun sehen.«

»Er las sehr fleißig.«

»Was denn?«

»Geographie- und Geschichtsbücher, die er für mich gekauft hatte.«

»Warum las er diese Bücher?«

»Um etwas aus ihnen zu lernen.«

»Und wozu wollte er etwas lernen?«

»Ich weiß es.«

»Nun, so sage es mir.«

»Weil er eben so gelehrt werden wollte als Du; auch ist et recht eitel geworden, denn er steht jeden Morgen wohl eine Stunde vor dem Spiegel, um sein Halstuch und seine Haare zu ordnen, besonders wenn wir Dich besuchen wollen. Und dann...«

»Nun, was. Noch?«

»Was ich Dir jetzt sagen will, darfst Du ihm aber nicht wieder sagen, denn er würde mich schelten.«

»Sei unbesorgt, ich spreche nicht mit ihm davon.«

»Gewiß nicht?«

»Ich verspreche es Dir.«

»Nun, zuweilen nahm er mich auf den Schooß und fragte mich: Würdest Du Dich wohl freuen, Susanne, wenn Du ein Mütterchen hättest, wie Fräulein Blanka? — Und ich antwortete ihm daß ich mich sehr darüber freuen würde, und das ist wahr, denn ich habe Dich sehr lieb.«

Zugleich nahm die Kleine Blanka's Kopf zwischen ihr Händchen und küßte sie auf die Wange.

»Hat er Dir gestern von dem Allen nichts wieder gesagt?«

»Nein. Er hat geweint, seine Bücher und seine guten Kleider auf die Seite geworfen und den ganzen Tag sein Haar nicht geordnet. Auch hat er fast gar nichts gegessen. Am Abend brachte er mich zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Aber während ich noch ganz fest schlief, weckte er mich und sagte zu mir: Steh auf, wir müssen eine kleine Reise machen. — Er packte nun seinen Koffer, bestellte einen Wagen und wir fuhren fort. Macht es Dir Vergnügen, daß ich Dir dies Alles erzähle?«

»Ja, mein-Kind, es macht mir Vergnügen,« erwiderte Blanka tief bewegte; »aber Robert darf nicht erfahren, daß Du es mir erzählt hast, er würde ungehalten sein. Der arme Robert!« setzte sie leise hinzu, »wie muß ich ihn gestern betrübt haben!«

»Was sagtest Du, Blanka?«

»Nichts, liebes Kind. Geh und spiele.«

»Willst Du wieder schreiben?«

»Ja.«

»Darf ich das Wort *Verzweiflung* abschreiben, da ich jetzt weiß, was es bedeutet?« fragte Susanne, indem sie freundlich bittend ihre Hündchen faltete.

Blanka sah sie an und sie rührende Naivität des Kindes lockte einige Thränen in ihre Augen.

»Nein, ich will diesen Brief zerreißen,« sagte sie.

»O, das ist Schade!« rief Susanne.

Blanka zerriß den Brief wirklich, warf die Stücke aus dem Fenster und kehrte mit Susannen an der Hand auf ihren Stuhl zurück, wo sie in so tiefes Nachdenken versank, daß sie nach einer Stunde noch in der nämlichen Stellung saß und daß Robert und Madame Pascal bei ihrer Zurückkunft zweimal anklopfen mußten, ehe Blanka öffnete.

Tausend verschiedene Gedanken hatten während dieser Stunde das Geist des jungen Mädchens beschäftigt, und sie blickte Robert, dessen Liebe zu ihr sie jetzt kannte, fast mit ängstlicher Verlegenheit an.

Es gibt nichts Interessanteres für das Herz eines Mädchens, als die Entdeckung eines solchen Geheimnisses, selbst wenn sie Den nicht liebt, der dieses Geheimniß vor Aller Augen verbirgt, selbst wenn sie, wie Blanka, einen Andern liebt.

Wenn sie einen edlen Character besitzt, fühlt sie in einem solchen Falle unwillkürlich eine plötzliche Zuneigung oder wenigstens eine innige Theilnahme für das Herz, das sie verwundet und dem sie Schmerz bereitet hat, ohne es zu wissen. Wenn ein Mädchen von einem Manne, der noch nie ein Wort von Liebe mit ihr gesprochen und der sein Geheimniß vor Jedermann verborgen glaubt, mit Gewißheit sagen kann: »Dieser Mann liebt mich und ich bin ihm Alles,« so darf man überzeugt sein, daß dieser Mann schon eine bedeutende Rolle in den Gedanken und in dem Stolze dieses Mädchens spielt und daß er früher oder später einen wichtigen Platz in ihrem Leben einnehmen wird.

Blanka war wie alle Mädchen, und wir haben gesehen, daß sie schon einem ehrenwerthen

Aberglauben hinsichtlich Roberts in ihrem Herzen Raum gab; indem sie an dem Tage, an welchem sie die Liebe des jungen Mannes zu ihr erfuhr, nicht den Muth in sich fühlte, den begonnenen Brief an Friedrich zu vollenden.

Drittes Kapitel.

Roberts Liebe.

Je mehr Blanka nach Gründen zur Rechtfertigung der Handlungsweise Friedrichs suchte, desto mehr fand, sie zum Lobe Roberts. Die ganze Nacht wich der Gedanke nicht von ihr, daß der Graf sie hinterging. Wenn sie für einige Minuten die Augen schloß, so erblickte sie ihn fliehend, und mit kaltem, Schweiß bedeckt fuhr sie empor. Als der Morgen kam, griff sie wieder zur Feder, um einen andern Brief an Friedrich zu schreiben. Aber wie sollte sie ihm denselben zukommen lassen? Ihr Vertrauen zu Robert war so groß, daß sie keinen Anstand nahm, ihn um diese Gefälligkeit zu bitten, und ohne sich zu bedenken und ohne sie mit Fragen zu belästigen, versprach er ihr, den Brief an den Grafen Friedrich von La Marche zu besorgen und am folgenden Tage seine Antwort zurückzubringen.

Robert miethete sich ein Pferd und jagte im Galopp auf der Straße nach Moncontour dahin. Seine Gedanken zu erklären und zu schildern würde ihm selbst unmöglich gewesen sein. Sie durchkreuzten sich ohne Ordnung und Zusammenhang in seinem Kopfe, gleich einer Menschenmenge, die am Meerufer von der steigenden Fluth überrascht wird und sich in wilder Flucht zu retten sucht. Die in ihm erwachte Liebe, das ihm anvertraute Geheimniß, diese von drohenden Gefahren umgebene und nichts ahnende Mutter, dieser fromme, dem Herrn ergebene Bruder, dieser Unbekannte, zu dem er sich begab und der das Geschick von vier Personen in seinen Händen hielt — denn auch Roberts Schicksal begann schon von dem Grafen abzuhängen; dies Alles zog wie eine Phantasmagorie vor den Augen des flüchtigen Reiters vorüber und hatte dabei so viel Unwahrscheinliches, daß es sich zuweilen Alles in seinem Kopfe verwirrte und er geträumt zu haben glaubte.

Dann trat seine Liebe zu Blanka, dieser eiserne Faden, der ihn durch das Labyrinth der Ereignisse und Gemüthsbewegungen führte, aus diesem geistigen Nebel hervor, und indem er demselben folgte, erkannte er endlich alle Dinge, wie sie waren und kehrte wieder in die Wirklichkeit zurück.

So sollte er, der Blanka mehr liebte als sein Leben, einen Brief von ihr dem Manne überbringen, den sie liebte, und darauf sollte sich der Ehrgeiz seiner Liebe beschränken!

Es war eine niederschlagende Gewißheit für den unglücklichen jungen Mann.

Und doch war er stolz darauf, Blanka ein solches Opfer bringen zu können, denn eine Liebe wie die seinige ist reich an Hingebung und Selbstverleugnung.

Wenn ein Mann im Stande ist, seine Eitelkeit und seinen Stolz so der Geliebten aufzuopfern, von dem kann man sagen, daß seine Liebe rein ist, wie das Gold, das dem Probirstein widersteht.

Es ist leichter, einem geliebten Weibe sein Leben als seinen Stolz zum Opfer zu bringen.

Robert fand zuletzt eine schmerzliche Wonne in dem was er that.

»Einst wird sie erfahren,—sagte er zu sich selbst, daß ich sie liebte und wie ich sie liebte. Dann wird sie erkennen, was ich heut gelitten haben muß, und sie wird mich wenigstens bemitleiden, wenn auch nicht lieben.«

Ein Opfer ist nicht so schmerzlich, als man glauben sollte. Es trägt seinen Lohn in sich; man

schöpft eine gewisse Bewunderung seiner selbst daraus, wie sie kein andres Verhältniß des Lebens zu gewähren vermag. Dieses Gefühl müssen wir achten, denn es ist das, welches die Apostel und Märtyrer des Glaubens hervorgerufen hat.

Als Robert in Moncontour ankam, ging er zuerst in seine Wohnung, um einen andern Rock anzuziehen, und begab sich hierauf zu dem Grafen. Man kann sich denken, daß das Herz des jungen Mannes immer heftiger klopfte, je näher er dem Hause des Herrn von La Marche kam.

»Wenn ich die Antwort erhielte, daß er abgereist ist und nicht zurückkehrt!« dachte er bei sich.

Und ein verborgener Hoffnungsstrahl glänzte in Roberts Augen.

Er zog die Glocke an dem Gitterthore des Landhauses.

»Was wollen Sie?« fragte der erscheinende Bediente.

»Ich will mit dem Herrn Grafen von La Marche sprechen,« antwortete Robert, indem er dem Bedienten durch einen Blick zu verstehen gab, daß er sich eines artigeren Tones bedienen sollte.

»Sagen Sie mir Ihren Namen,« versetzte der Bediente freundlicher. »Ich will Sie melden.«

»Der Herr Graf kennt meinen Namen nicht, und überdies komme ich im Auftrage einer andern Person.«

»Dann sagen Sie mir den Namen dieser Person.«

»Nein, den werde ich Euch nicht sagen, denn die Person hat mich nicht an Euch abgeschickt. Meldet also Eurem Herrn, daß Jemand hier ist, der ihn in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünscht.«

Diese Worte und der Nachdruck, mit dem sie gesprochen wurden, bestimmten den Bedienten zu gehorchen. Robert blieb allein.

»Hier wird Blanka glücklich sein,« sagte er zu sich selbst, indem er umherblickte und die langen Alleen und grünen Laubgänge des Parks sah. »Ich werde zuweilen vor diesem Gitterthore vorübergehen und sie am Arme ihres Gatten lustwandeln sehen, dies wird mich für den ganzen Tag glücklich machen.«-

Der Bediente kam zurück und sagte mit triumphierender Miene:

»Der Herr Graf gestattet nur den Leuten Zutritt in seinem Hause, die sich nennen.«

»Ich werde mich nicht nennen, aber er wird mir dennoch Zutritt gestatten,« entgegnete Robert.

»Das wollen wir sehen,« versetzte der Bediente, indem er ihm den Eingang vertrat.

»Ihr sollt es sogleich sehen,« erwiderte Robert, und zugleich ergriff er den Bedienten am Arme und schleuderte ihn zehn Schritt weit, von sich; dann ging er ruhig auf das Schloß zu und trat ein.

Er öffnete eine Thür im Erdgeschoß und befand sich, im Zimmer des Grafen.

»Der Herr Graf von la Marche?« fragte Robert.

»Der bin ich, mein Herr.«

Es würde uns schwer werden den Blick zu beschreiben, den der junge Mann auf den Grafen warf; wir begnügen uns zu sagen, daß die ganze Neugierde seiner Liebe in diesem Blicke lag und daß er über die auffallende Blässe und über den unheimlichen Ausdruck seiner Augen erschrak.

Sein erster Gedanke war: »Dieser Mensch ist ein Schurke.«

»Sind Sie es, der mich vor einem Augenblicke zu sprechen verlangt hat?« fragte der Graf in einem etwas hochmüthigen Tone.

»Ja, Herr Graf,« antwortete Robert.

»Und Sie haben Ihren Namen nicht nennen wollen?«

»Aus einem sehr einfachen Grunde, weil Ihnen mein Name unbekannt ist und weil ich es nicht für nöthig hielt, ihn einem Bedienten zu sagen, da ich nur mit Ihnen zu sprechen habe. Ich bringe Ihnen einen Brief, auf den ich mir Ihre Antwort erbitten soll.«

»Von wem ist dieser Brief?

»Sind wir allein, Herr«Graf?««

»Ja.«

»Der Brief ist von Fräulein Blanka Pascal,« sagte Robert mit leiser Stimme.

»Von Blanka?« rief der Graf, indem er den Ueberbringer forschend anblickte.

»Ja,« antwortete Robert, der unwillkürlich erröthete, als Friedrich den Namen Blanka kurzweg aussprach.

»Geben Sie her, geben Sie her,« rief der Graf hastig. »Es ist ihr doch nichts Unangenehmes begegnet?«

»Nein, Herr Graf, durchaus nicht.«

Friedrich erbrach den Brief und las ihn.

»Das arme Kind!« sagte er vor sich hin, »sie ist immer ängstlich. Nehmen Sie Platz, ich will Ihnen die gewünschte Antwort geben.«

Robert blieb stehen.

»Er liebt sie,« dachte er bei sich, und dieser Gedanke rief den herben Schmerz in ihm hervor, den der Mensch empfindet, wenn er seine letzte Hoffnung schwinden sieht. Einen Augenblick fühlte er ohngeachtet seiner guten Vorsätze Haß gegen diesen Mann, den er so glücklich sah. Während dem schrieb der Graf:

»Beruhige Dich, meine heißgeliebte Blanka, ich liebe Dich. Dies ist das Wort, das Du von mir verlangst; zwanzig volle Seiten würden Dir nicht mehr sagen können.«

Er faltete dieses Billet zusammen, Versiegelte es und übergab es Robert.

»Ich danke Ihnen, Herr Graf,« sagte der junge Mann, indem er auf die Thür zuging.

»Einen Augenblick, Freund,« versetzte der Graf nach kurzer Ueberlegung, indem er ihn zurückrief; »Sie kommen von Niort?«

»Ja.«

»Und Sie kehren dahin zurück?«

»Auf der Stelle.«

Der Graf öffnete ein Schubfach seines Secretairs, nahm zehn Louisd'ors heraus und reichte sie mit einem forschenden Blicke dem Boten.

»Was soll ich damit?« fragte Robert.

»Nehmen Sie dies für Ihren Weg, lieber Freund.«

»Er ist schon bezahlt, Herr Graf,« versetzte Robert mit unwillkürlich zitternder Stimme.

»Das ist jener Robert,« dachte Friedrich, dem die innere Bewegung des jungen Mannes nicht entging. — Dann sagte er laut:

»Sie kennen wahrscheinlich den Inhalt des Briefes, den Sie mir gebracht haben?«-

»Ich kenne ihn eben so wenig, als den Ihrer Antwort, Herr Graf.«

»Woher wußten Sie dann, daß der Brief von Wichtigkeit war?«

»»Ich habe dies nur errathen, weil Fräulein Pascal mich so dringend bat, ihn zu besorgen, was übrigens nicht zu verwundern ist, da sie weiß, daß ich ihr aufrichtig ergeben bin.«

»Dann geben Sie mir wenigstens Ihre Hand, Freund, da es mir nicht vergönnt ist, Ihnen aus andere Weise meine Erkenntlichkeit für die Freude, die Sie mir durch diesen Brief bereitet haben, an den Tag zu legen.«

»Ich danke Ihnen für diese Ehre, Herr Graf,« erwiderte Robert in ernstem und würdigem Tone, indem er sich verbeugte; »aber abgesehen von dem Standesunterschiede liegt eine zu große Entfernung zwischen uns, als daß ich sie annehmen könnte.«

»Ich ahnete es,« dachte Friedrich, »er liebt sie. Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr,« setzte er laut hinzu.

»Haben Sie mir nichts weiter zu sagen, Herr Graf?«

»Nein.«

Mit einer nochmaligen Verbeugung entfernte sich Robert.

»Wenn ich bedenke,« sagte der Graf zu sich selbst, während er Robert mit einem sonderbaren Lächeln nachsah, »daß dies der Mann ist, der Blanka heirathen und mein Verbrechen wieder gut machen wird! Man hat wirklich Recht, wenn man sagt, daß es Leute giebt, die ausdrücklich dazu geschaffen worden sind. Der arme Mensch liebt sie mit Wahnsinn, denn er zitterte wie Espenlaub. Uebrigens,« fuhr er fort., indem er sich niedersetzte und Blanka's Brief in ein Fach legte, »wird er sehr glücklich mit ihr und sie nicht unglücklich mit ihm sein. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen und er ist wirklich ein schöner junger Mann.«

Friedrich schellte.

»Guillemin,« sagte er zu dem eintretenden Bedienten, »Du hast den jungen Mann gesehen, der eben bei wir war?«

»Jawohl, Herr Graf, ich habe ihn nur zu gut gesehen.«

»Warum sagst Du dies?«

»Weil er mich, als ich ihm nach Ihrem Befehle den Eintritt verweigern wollte, am Kragen gefaßt und zehn Schritt weit von sich geschleudert hat, so daß ich zu Boden fiel.«

»Dann wirst Du ihn um so besser wieder erkennen.«

Guillemin verbeugte sich zum Beweis seiner Zustimmung.

»Wir dürfen ihn nie wieder einlassen,« sagte er in dem Glauben, daß er damit den Wünschen seines Gebieters zuvorkam.

»Im Gegentheil, Ihr sollt ihm mit der grüßten Artigkeit begegnen und ihn auf der Stelle zu mir führen, wenn er wieder kommt.«

Robert hatte sogleich seine Rückreise angetreten und kam am folgenden Morgen wieder in Niort an.

Blanka erwartete ihn mit unbeschreiblicher Ungeduld.

Sie war am Fenster, als er in die Straße einbog, wo ihr Hotel lag.

Sie bemerkte ihn sogleich und alles Blut strömte ihr nach dem Herzen.

»Bringt er mir das Leben oder den Tod?« fragte sie sich selbst.

Fünf Minuten später war Robert bei ihr.

Kaum war er eingetreten, so sagte Blanka zu ihrer Mutter:

»Sei so gut, liebe Mutter, und Sorge selbst für Herrn Robert's Frühstück, damit es ihm an nichts fehlt.«

Blanka schämte sich in ihrem Innern der Mittel, welche sie anwendete, um ihre Mutter zu hintergehen; aber sie war dazu gezwungen, um größerem Unglücke vorzubeugen.

Ohne ein Wort zu sagen, überreichte ihr Robert den Brief des Grafen, nahm dann sein Schwesterchen auf den Arm und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit.

Als Blanka den Brief gelesen hatte, sagte sie zu Robert:

»Wie werde ich Ihnen das Opfer, das Sie mir gebracht haben, je vergelten können?«

»Welches Opfer, mein Fräulein?«

»War die Ausführung meines Auftrags nicht ein schweres Opfer für Sie? Mußte es Ihnen nicht schmerzlich sein, dem Grafen gegenüber zu treten?«

»Woher wissen Sie dies, Blanka?«

»Ich weiß Alles, Robert, ich weiß, daß Sie mich lieben.«

»Mein Gott! wer hat es Ihnen gesagt.«

Blanka zeigte auf Susannen.

»Sie hat mir nicht gesagt, daß Sie mich lieben, aber ich habe es aus ihren Worten errathen. Daher erwartete ich Ihre Rückkehr mit noch größerer Ungeduld, um Sie wegen des Dienstes, den ich von Ihnen verlangt habe, um Verzeihung zu bitten.«

Während Blanka dies sagte, senkte sie die Augen zu Boden.

»Ja, ich liebe Sie!« rief der junge Mann, indem er ihren Kopf zwischen seine Hände nahm und einen Kuß auf ihr Haar drückte; »aber ich will meine Liebe vergessen, denn nur dadurch kann ich sie Ihnen beweisen.«

Blanka fühlte zwei Thränen auf ihre Stirn fallen.

»Du böse Blanka!« sagte Susanne, welche dieser Scene beiwohnte, ohne viel davon zu verstehen, als sie ihren Bruder weinen sah; »Robert weint schon wieder wegen Dir! Sage ihm doch, daß Du ihn lieb hast, damit er nicht mehr weint.«

Zugleich streckte die Kleine ihre Händchen empor und zog ihren Bruder zu sich herab, um ihn zu küssen.

»Genug davon, ich bin ein Thor,« sagte der junge Mann, indem er seine Thränen trocknete und zu lächeln versuchte; »geben Sie mir Ihre Hand mein Fräulein, wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Und wenn Du, Susanne, noch einmal erzählst, daß Du mich hast weinen sehen so habe ich Dich nicht mehr lieb.«

Wie kam es, daß Blanka jetzt plötzlich in Nachdenken versank? Wie kam es, daß sie, während sie noch vor einigen Minuten glaubte, ihr Leben hinge von Friedrich's Antwort ab, jetzt gar nicht mehr an das in ihren Händen befindliche Billet dachte? Warum erschienen ihr die lieblichen Bilder eines anderen Lebens als das, welches ihrer wartete, diese Bilder, welche eine ängstliche Bangigkeit plötzlich verscheucht hatte, jetzt heiterer als je zuvor? Warum dachte Blanka, anstatt sich ganz der Freude über die noch immer gleiche Liebe des Grafen hinzugeben, nur an den Schmerz, den sie Robert bereitet hatte, indem sie ihm einen so sonderbaren Auftrag ertheilte, und wie kam es, daß sie gern zehn Jahre ihres Lebens darum gegeben hätte, wenn sie die ihm anvertraute Mittheilung hätte zurücknehmen können?

Dies sind Geheimnisse des weiblichen Herzens, die sich nicht erklären lassen. Es würde

Blanka selbst unmöglich gewesen sein, sich über den Zustand ihres Innern genaue Rechenschaft zu geben.

Sie fühlte indessen, daß sie dem gekränkten Herzen des jungen Mannes ein freundliches Wort als heilenden Balsam für die ihm geschlagene Wunde sagen mußte.

«Während sie daher nachzudenken schien, warf sie verstohlen die Augen auf Robert, noch unschlüssig, ob sie ihm sagen sollte, was ihr Herz sprach, da sie fürchtete, zu schnell einer ersten Regung zartfühlenden Mitleids zu folgen und nicht lange die nämlichen Gedanken zu hegen, wie in diesem Augenblicke. »Was kann es uns nützen? wozu kann es uns Beide führen?« dachte sie bei sich.

»Robert,« sang sie endlich mit fester Stimme, »ich muß Ihnen etwas sagen, denn es ist mir unmöglich, Ihnen meine Gedanken zu verschweigen.«

»Sprechen. Sie, Blanka, sprechen Sie,« erwiderte Robert, welcher ahnete, daß er etwas Erfreuliches hören sollte.

»Ich schwöre Ihnen, daß... wenn...«

»Nun, wenn?« fragte Robert, indem er ihre Hand ergriff.

»Nein, jetzt nicht,« versetzte sie, ihre Hand zurückziehend; »du kommt die Mutter.«

»Was wollte sie mir sagen?« fragte sich Robert.

»Es ist besser, er erfährt es nicht,« dachte Blanka, »denn ich weiß in der That selbst nicht, ob ich wirklich diesen Gedanken hege.«

Ohngefähr eine halbe Stunde nach dieser Scene und als Robert sich entfernen wollte, um angeblich die Geschäfte zu besorgen, die ihn nach Niort geführt hatten, in Wahrheit aber, um seine Gedanken zu zerstreuen und in dem Geräusche der Außenwelt einige Ruhe zu finden, trat ein Bote ein, welcher einen Brief an Madame Pascal brachte.

Dieser Brief war von Felician.

»Meine gute Mutter,« schrieb er ihr, »wenn Robert heute zurückgekehrt ist, wie Du hofftest, so bitte ihn, daß er mich besucht und komm mit Blanka erst eine Stunde später zu mir, da ich über unsere gestrige Unterredung mit ihm sprechen will.

»Ich grüße und küsse Dich.

»Felician.«

»Von wem ist dieser Brief?« fragte Blanka..

»Von Felician. Er schreibt mir, daß er uns heute erwartet, aber eine Stunde später als gewöhnlich. Es ist auch ein Wort für Sie in dem Billet Herr Robert.«

Während Madame Pascal dies sagte, reichte sie ihm den Brief ihres Sohnes.

»Was mag er von mir wollen?« fragte sich Robert.

»Gehen Sie sogleich zu ihm,« sagte Madame Pascal leise; »ich weiß nicht warum, aber ich glaube, Sie haben etwas Angenehmes von diesem Besuche zu erwarten.«

Robert begab sich sogleich nach dem Seminar.

Pascal kam ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte:

»Ich habe etwas Wichtiges Mit Ihnen zu sprechen, mein Bruder. Nehmen Sie Platz. Sie lieben Blanka, nicht wahr?«

Robert zögerte.

»Gestehen Sie es mir aufrichtig, es ist keine Sünde!«

»Nun ja, es ist wahr, ich liebe Ihre Schwester. Aber woher wissen Sie es?«

»Ist Ihre Ankunft in Niort unter einem unwahren Vorwande nicht eine genügende Andeutung für ein Herz, wie das meinige, das auf Alles achtet, was meine Schwester betrifft? Kann ferner ein Mann wie Sie, der die nämlichen Tugenden besitzt als sie, ein Mädchen wie Blanka sehen, ohne sie zu lieben? Blanka liebt Sie ebenfalls.«

Robert erschrak, über die lebten Worte.

»Nein, lieber Freund, Sie irren sich, entgegnete er tief ergriffen, »Ihre Fräulein Schwester liebt mich nicht.«

»Woher wissen Sie dies?« frage ich Sie jetzt. Haben Sie Blanka Ihre Liebe gestanden?«

»Nein; aber ich weiß, daß sie mich nicht liebt.«

»Dies wollen wir bald erfahren.«

»Auf welche Art?«

»In einer Stunde kommt Blanka mit meiner Mutter hierher, dann will ich sie fragen.«

»Welchen Zweck haben Sie dabei?«

»Mein Zweck ist und war stets, meine Schwester einem rechtschaffenen Manne zugeben, der sie aufrichtig liebt, den sie wieder liebt, und der sie glücklich machen wird. Alte diese Bedingungen glaube ich in Ihnen vereinigt zu finden. Sie werden einsehen, daß es in dem Augenblicke, wo ich der Welt entsage, eine süße Beruhigung für mich sein muß, meine Schwester an der Seite eines solche-n Beschützers zu sehen, wie Sie. Ich habe daher mit Ihnen über die Sache sprechen wollen, ehe ich sie frage. Wenn Blanka Sie liebt, wie ich glaube, und wenn sie Ihnen ihre Hand geben will, sind Sie dann bereit, mein Bruder zu werden?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort,« erwiderte Robert in ernstem Tone, »daß ich zu jeder Zeit und unter allen Umständen bereit bin, der Gatte Ihrer Schwester zu werden; aber ich wiederhole Ihnen,« setzte er betrübt hinzu, »sie wird meine Hand nicht annehmen.«

Am Abend, als Blanka sich einige Augenblicke mit Robert allein in ihrem Zimmer befand, sagte sie gerührt zu ihm:

»Ich danke Ihnen, lieber Robert, für das, was Sie heute gethan haben.«

»Was habe ich denn gethan, um Ihren Dank zu verdienen?«

»Ohngeachtet dessen; was Sie wissen, haben Sie sich bereit erklärt, mein Gatte zu werden; Sie lieben mich also sehr?«

»Ja, Blanka. ich liebe Sie.«

»Mein Bruder hat mir die Sache dargestellt, und ich habe gethan, was ich thun mußte, ich habe meine Einwilligung nicht gegeben.«

»Ich konnte nichts Anderes erwarten, mein Fräulein, denn Sie lieben ja mich nicht!«

»Es ist wahr, Robert,« erwiderte Blanka nach kurzem Zögern und indem sie sich rasch entfernte, »nein, ich liebe sie nicht.«

Sie eilte ins Nebenzimmer verschloß die Thür und brach in Schluchzen aus.

»Wie thörigt war ich!« sagte Robert entmutigt zu sich selbst: »wie konnte ich nur einen Augenblick hoffen! Noch vierzehn Tage der Prüfung und des Schmerzes und wenn sie verheiratet und glücklich ist übergebe ich Susannen den Händen der Madame Pascal und verlasse diese Gegend, um Soldat zu werden. Es wird sich gewiß irgendwo eine Kugel für mich

finden.«



Viertes Kapitel.

Ja und Nein.

Es verflossen einige Tage, während denen Blanka es vermied, sich mit Robert allein zu befinden. Was hätte sie ihm jetzt noch sagen können? Schon zwei- oder dreimal hatte sie sich eingeschlossen, als sie ihn kommen sah, und Briefe an Friedrich angefangen, als fühlte sie das Bedürfniß, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es war, als ob Blanka in der Gewißheit, daß sie einem Andern angehörte, Kraft gegen die Erinnerung an Robert und gegen ihres eigenen Gefühle zu schöpfen suchte. Sie schrieb daher und warf die ersten Zeilen auf das Papier, aber bald bewegte sich ihre Hand langsamer, es fehlte ihrem Geiste oder vielmehr ihrem Herzen an Ausdrücken, die Feder entfiel ihr, sie stützte den Kopf auf die Hand, und indem sie starr auf das zuletzt geschriebene Wort blickte, versank sie in tiefes Nachsinnen. Nach einer Stunde ergriff sie die Feder wieder, aber in dem Augenblicke, wo sie in ihrem Briefe fortfahren wollte, sprang sie auf und zerriß ihn ohne ihn noch einmal gelesen zu haben.

Dann-ging sie in ihrem Zimmer umher, wie ein Gefangener in seinem Kerker. Ihr Herz war. in der That gefangen, denn es wußte nicht, wie es sich dem sonderbaren Zustande entwinden sollte. in den es gerathen war, den Blanka selbst sich nicht zu erklären vermochte und der ihr bei jedem Versuche, sich demselben zu entreißen, immer die nämliche Wirklichkeit vor Augen führte.

Wenn es ihr gelang, ihre Gedanken ein wenig zu ordnen, wenn ein schwacher Lichtstrahl in das tiefe Dunkel ihrer neuen Empfindungen fiel, dann war es noch weit schlimmer und sie erschrak fast über das, was sie darin entdeckte. Was sie sah, war so ganz das Gegentheil von Allem, woran sie bisher geglaubt hatte, es widersprach so entschieden ihren früheren Ueberzeugungen, kurz, die. stattgefundenene Veränderung war so bedenklich, daß Blanka lieber gar nicht darüber nachsann und sich gleichsam vor sich selbst zu retten suchte. Sie hatte Aehnlichkeit mit einem plötzlich zu Grunde gerichteten Manne, der sich lieber auf der Stelle das Leben nimmt, als zuvor darüber nachzudenken, wie er sich ruiniert hat. Es ist schmerzlich, an Anderen, noch viel schmerzlicher aber, an sich selbst zu zweifeln, und dahin war es mit Blanka gekommen. — Seitdem sie von Friedrich getrennt war, bemerkte sie mit Erstaunen, daß sie diese Trennung schon ganz leicht ertrug, und es gab sogar Augenblicke, wo ihr der Gedanke an das Wiedersehen peinlich war. Wenn wir uns von geliebten Personen entfernen, so durchschreitet sonst nur der Körpers den Raum, der uns von ihnen trennt, der Geist aber bleibt beständig an ihrer Seite. Bei Blanka war dem nicht so. Ihr Geist war noch viel weiter von Friedrich entfernt, als ihr Körper. Mit Einem«Worte, sie begann sich von dem beherrschenden Einflusse und der magnetischen Gewalt loszureißen, die er bis jetzt auf ihr Herz und auf ihre Sinne ausgeübt hatte, und, was in Ihrer gegenwärtigen Lage das Entsetzlichste war, sie fing an, das Gefühl zu analysiren, das sie der Herrschaft ihres Geliebten unterworfen hatte, wobei sie mit Schrecken erkannte, daß das Herz vielleicht nicht den mindesten Antheil daran hatte.

« Wie gesagt, es war eine fürchterliche Entdeckung, denn sie zerstörte nicht nur die Illusionen der Vergangenheit sondern auch die Hoffnungen für die Zukunft.

Die Sache kam Blanka so unerwartet und sie errieth so wohl die Folgen, welche daraus

entspringen konnten, daß sie sich, wir wiederholen es, auf jede Weise bemühte, sich gewaltsam davon loszureißen.

»Ich bin thörig!« sagte sie zu sich selbst; »ich liebe Friedrich noch immer. Was für ein Mädchen wäre ich, wenn ich ihn nicht mehr liebte!«

Vielleicht würde es ihr so mit Hilfe ihrer Erinnerungen und der Selbstachtung, die sie sich erhalten wollte, gelungen sein ihr Herz, wenn auch nicht zu überzeugen, doch, wenigstens zu beschwichtigen; aber diese Veränderung hatte eine Ursache, sie selbst war nicht allein dabei betheilig und sie fand in ihrem Herzen ein ihr fremdes Hinderniß. Diese Ursache und dieses Hinderniß war das ganz neue Gefühl, welches das bloße Erscheinen, der bloße Name, die bloße Erinnerung Robert's in ihr weckte. — Wie ein schüchternes Kind, des sich an seinen Vater schmiegt, schlich sich dieser-Name ganz unmerklich in Blanka's Herz, lächelte ihm freundlich zu und zog es an sich wenn er dann sah, daß es über seine Gegenwart aufgebracht wurde, entfloh er, als wollte er nie zurückkehren, aber schon nach wenigen Augenblicken benutzte er eine Minute, wenn das junge Mädchen nicht an ihn dachte, um seinen Platz wieder einzunehmen, und dies mit einer solchen Beharrlichkeit, daß Blanka endlich des Verwunders und Zürnens müde wurde und ganze Stunden, ja ganze Nächte lang die Versprechungen anhörte, die er ihr zuflüsterte. Und um eine freundliche Aufnahme zu erlangen, schlug er Mittel und Wege ein, die so verschieden waren von denen, welche Friedrich angewendet hatte und die so ganz mit Blanka's Character übereinstimmten; er war so bescheiden, so ergeben und so dankbar für die geringste Gunstbezeugung, daß er mit jedem Tage einen Schritt weiter vorrückte und sich an diese Atmosphäre von Jugend, Sittsamkeit und Aufrichtigkeit gewöhnte, die seine Lebenslage war, ohne die er nicht mehr existieren konnte.

»Robert's Liebe trug ihren Beweis in sich selbst, in ihrer stillschweigenden, unwandelbaren Beständigkeit, und Blanka mußte sich gestehen, daß wahre Liebe sich nur auf diese Art äußerte; von da bis zum Zweifel an jener anderen Liebe, die ihr in so ganz entgegengesetzter Gestalt erschienen war, war aber nur ein kleiner Schritt. Zwischen dem unterwürfigen, ehrerbietigen Herzen, das noch nichts verlangt hatte, als das Recht zu verzeihen, und dem anspruchsvollen Herzen, das sogleich im Anfange den größten Beweis der Liebe gefordert, den ein Weib zu geben vermag, konnte sie nicht einen Augenblick in der Ueberzeugung schwanken, daß sie von dem ersten inniger und aufrichtiger geliebt wurde, als von dem zweiten.

Aber es wäre ein Unglück für sie gewesen, wenn sie Den mehr geliebt hätte, von dem sie am meisten geliebt wurde, und um sich die Achtung dieses Mannes zu erhalten, mußte sie, da sie selbst sich nicht davon überzeugen konnte, wenigstens ihn überzeugen, daß sie ihn nicht liebte und ihn nie lieben würde.

Wie hätte in der That ein Mädchen wie Blanka eine so plötzliche Sinnesänderung eingestehen können? — Einem Manne zu gestehen, daß man ihn liebt, nachdem man schon einem Andern angehört hat, dessen Gattin man werden will, dies war in Blanka's Augen eine Handlung der unerhörtesten Schamlosigkeit, und sie sah ein, daß man eher an dieser Liebe sterben müsse, als sie bekennen.

Dies war der Grund, weshalb sie Robert's Gegenwart mied. Wenn er bei ihr war und sie durch seine Fragen oder durch sein schmerzliches Stillschweigen drängte, hätte sie ihm vielleicht Alles gesagt, denn wie wir schon gesehen haben, konnte sich das gute Kind nicht verstellen; allein und fern von ihm dagegen konnte sie sich rückhaltlos dem Kummer über dieses unmögliche Glück hingeben.

Die Strafe folgte der Sünde auf den Fuße, denn die arme Blanka litt entsetzlich, seitdem sie die Freiheit ihres Herzens verloren hatte. Aber je mehr sie darüber nachdachte und je sorgfältiger sie sich zurückzog, eine desto größere Gewalt erlangte die neue Liebe, da sie nicht einmal eine Erinnerung zu verdrängen hatte und sich einem Herzen darbot, das sich isolierte, um sie aufzunehmen. — Sie träufelte daher einen Balsam auf die Wunde ihres Herzens, der ihre Schmerzen momentan linderte, sie aber reizte und sie mit der Zeit nur noch verschlimmern mußte.

Was that Robert währendem?«

Er nahm sich jeden Tag vor, nicht mehr zu Blanka zu gehen, indem er zu sich selbst sagte: Wozu soll ich sie noch besuchen, da ich sie fast nie mehr sehe?« und doch kam er alle Tage wieder; Er sah sie in der That fast nie mehr; aber er sah die Thür, hinter der sie sich befand, und er brachte ganze Stunden damit zu, diese Thür verstohlen zu betrachten, während Madame Pascal neben ihm arbeitete. Wie viele dieser Blicke hielt Robert für verloren, während Blanka sie wohl gesehen hatte! denn so manchmal konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen durch das Schlüsselloch zu blicken, um die Gedanken des jungen Mannes zu errathen, dessen Augen beständig auf die verschlossene Thür gerichtet waren.

Eine zu große Beharrlichkeit, seine Gegenwart zu meiden würde jedoch ihrer Mutter aufgefallen und nach der zwischen Robert und Felician stattgefundenen Unterredung als eine affektirte Unhöflichkeit erschienen sein. Blanka hielt es daher für nöthig, dann und wann einen Vorwand zu suchen, um ihr Zimmer zu verlassen und einige Augenblicke mit Robert zu sprechen.

Da sie ihrer Mutter einen Grund angeben mußte, um ihr fast beständiges Alleinsein zu erklären, so hatte sie zu ihr gesagt:

»Du wirst einsehen liebe Mutter, daß es, nachdem ich es ausgeschlagen habe, Robert's Gattin zu werden, am besten ist, wenn ich seinen Umgang so viel als möglich vermeide.«

»Dies ist wahre mein Kind,« Antwortete ihr Madame Pascal; »aber warum hast Du ihn ausgeschlagen?«

»Weil ich meine Mutter, die ich liebe, noch nicht verlassen will um eines Gatten willen, den ich nicht lieben kann.«

Und während Blanka dies sagte, bat-sie den Himmel um Verzeihung für diese schmerzliche Lüge.

Die Väter und Mütter glauben stets eine Antwort, welche der Eitelkeit ihrer Liebe schmeichelte, und da Madame Pascal durchaus keinen Grund hatte, zu zweifeln, so glaubte sie, was Blanka ihr sagte.

Auf der andern Seite war sie indessen die Vertraute Robert's geworden, der ihr zwar nicht alle seine Gedanken und Empfindungen mittheilte, ihr aber doch zuweilen einige Worte sagte, welche den Zustand seines Herzens erkennen ließen und das Bedauern der braven Frau rege machten.

Eines Abends, als Blanka sich den ganzen Tag nicht vor Robert hatte blicken lassen, glaubte er in dieser Entfernung den Wunsch zu sehen, daß er seine Besuche einstellen möchte, und er sagte daher zu Madame Pascal:

»Ich muß Sie um eine Gefälligkeit bitten, Madame.«

»Sprechen Sie, Herr Robert, es soll mich herzlich freuen, wenn ich Ihnen einmal mit etwas

dienen könnte.«

»Ich will diese Gegend verlassen.«

»Wie? höre ich recht?«

»Ja, Madame.«

»Aber warum denn?«

»Weil es sein muß, weil ich mich zu unglücklich fühle.«

»Armer junger Mann! Es ist wahr, Sie thun vielleicht Recht daran, denn das Reisen wird Sie zerstreuen, und wer weiß, ob sich Blanka's Gesinnungen nicht mit der Zeit ändern? Die jungen Mädchen sind ja so launenhaft! Aber wohin wollen Sie? was wollen Sie beginnen?«

»Ich will zur Armee gehen.«

»Wie? Sie wollen Soldat werden?«

»Ja, es wäre mir unmöglich, ganz müßig zu gehen. Die Thätigkeit, die Disciplin, vielleicht ein Krieg werden mich zerstreuen und eine Schranke zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit errichten. So lange ich mein eigener Herr bin, kann ich nie Dafür stehen, daß ich nicht Thorheiten begehe; wenn ich aber meinem Vaterlande angehöre, wenn ich Anderen als mir selbst gehorchen muß, wenn ich gezwungen bin, von Fräulein Blanka entfernt zu leben, kurz wenn ich kein Mensch mehr, sondern eine Maschine hin, so gelingt es mir vielleicht; Gefühllosigkeit, Vergessenheit und Ruhe zu finden. Dies ist besser als der Selbstmord, nicht wahr?«

»Der Selbstmord? Großer Gott! haben Sie denn einen solchen Gedanken gehegt?«

»Ich habe nun dabei auf Sie gerechnet, meine verehrte Madame Pascal, denn ich kann natürlich Susannen nicht mit mir zu meinem Regimente nehmen. Mein Entschluß würde ohnehin ein Glück für das Kind sein, da sie jetzt das Alter erreicht hat, wo sie der weiblichen Pflege und Aufsicht bedarf. Wollen Sie ihre Mutter sein Madame? Fräulein Blanka wird sich mit der Zeit verheirathen, Ihr Herr Sohn wird Priester, und Sie werden also allein bleiben; dann wird Ihnen Susanne eine Zerstreung sein und Ihnen Ihre Tochter ersetzen, indem sie eine Mutter in Ihren findet. Sie sprechen zuweilen mit ihr über mich, nicht wahr? und wenn es das Glücks will, daß mich eine Kugel trifft, so werden Sie ihr sagen, daß ich sie herzlich lieb gehabt habe.«

Mit diesen Worten stand er auf, als wollte er sich der ihn übermannenden Gemüthsbewegung entziehen; aber unwillkürlich quollen die Thränen aus seinen Augen und indem er sich auf den Kamin stützte bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und ließ seinen Thränen freien Lauf.

Madame Pascal stand ebenfalls auf und indem sie sichtbar ergriffen ihm zu ihm trat, sagte sie in einem Tone, als würde er ihr eigener Sohn gewesen:

»Ich bitte Sie, lieber Robert, weinen Sie nicht; es thut mir weht denn es ist mir, als sähe ich Felician weinen.«

»Verzeihen Sie mir, theure Madame Pascal, aber ich gestehe Ihnen, daß mich die fortwährende Abwesenheit Ihrer Fräulein Tochter heute zu schmerzlich berührt hat. Dies ist mehr als Gleichgültigkeit es ist Geringschätzung, und diese habe ich nicht verdient.«

Madame Pascal wollte eben antworten, als eine Hand ihre Schulter sanft berührte.

Sie wendete sich um und Blanka stand hinter ihr, so bleich, als sie noch nie gewesen war.

»Laß mich einen Augenblick allein mit Herrn Robert,« sagte sie leise zu ihrer Mutter, ich muß mit ihm sprechen.«

Madame Pascal ging in das Zimmer aus dem Blanka eben gekommen war, und machte die Thür hinter sich zu.

Blanka ergriff nun eine Hand Robert's, der von dem Vorgegangenen nichts bemerkt hatte, da er zu sehr in seine schmerzlichen Gedanken vertieft war und überdies sein Gesicht noch immer mit der andern Hand bedeckte.

„Hören Sie mich an, Robert,“ sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme, aber mit einer inneren Bewegung, die sie wie man leicht denken kann, nicht zu unterdrücken vermochte.

Robert erschrak beim Tone dieser Stimme und erhob mit dem Ausrufe: »Blanka!« den Kopf.

»Ja, ich bin es,« antwortete sie, »ich habe Alles gehört, was Sie gesagt haben, und will mich offen gegen Sie aussprechen. Kommen Sie, setzen Sie sich neben mich, aber wir wollen leise sprechen, denn meine Mutter könnte uns hören, wie ich Sie gehört habe, und es giebt Dinge, welche sie nicht wissen darf, nicht wahr?«

Mit diesen Worten drückte sie Robert bedeutungsvoll die Hand, und als er neben ihr Platz genommen hatte-hob sie wieder an:

»Sie wollen unsere Gegend verlassen?«

»Ja, mein Fräulein.«

»Sie thun Recht daran.«

»Sie stimmen mir also bei?« sagte Robert, der einen Augenblick gehofft hatte, Blanka würde ihn auffordern zu bleiben.

»Wären Sie nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen, so würde ich Sie darauf aufmerksam gemacht haben; ja, Sie müssen sich entfernen, zu Ihrem eigenen und zu meinen Wohle.«

»Wohlan, ich gehe. Wenn soll ich abreisen?«

»Verzeihen Sie mir Robert, wenn sich Ihnen sage: reisen Sie morgen ab.«

»Schon morgen?«

»Ja, ich bitte darum.«

Robert neigte bejahend der Kopf. Er wäre nicht im Stande gewesen, noch ein Wort hervorzubringen, und auch Blanka bedurfte einer Seelenstärke, deren sie sich nie für fähig gehalten hätte, um äußerlich gefaßt zu scheinen.

Es entstand eine lange Pause, während der Blanka's Hand fortwährend in der des jungen Mannes ruhte.

»Es ist gut, Blanka,« sagte dieser endlich, »Ihr Wunsch soll erfüllt werden, und zwar früher als Sie es erwartet haben. Ich reise noch diesen Abend ab.«

»Sie zürnen mir, lieber Freunde das ist nicht recht von Ihnen.«

»Ich Ihnen zürnen? Gott behüte mich vor jedem Gedanken daran und lasse mich an dem Tage sterben, wo ein anderes Gefühl, als das welches ich stets für Sie empfunden habe, in mein Herz einziehen sollte; aber Sie werden mir gewiß erlauben, daß die Entfernung von Ihnen mich traurig stimmt, denn je mehr ich einsehe, das Sie mich nicht lieben können, um so größer ist mein Schmerz, daß Sie mich nicht lieben. An mir ist es, Sie wegen der Kühnheit meines Herzens um Verzeihung zu bitten. Sie haben Recht, es ist besser ich gehe. Leben Sie wohl, Blanka, leben Sie wohl!«

Er drückte seine Lippen auf Blanka's Stirn, küßte ihre Hände mit Innigkeit und ging mit gepreßtem Herzen und thränenfeuchten Augen auf die Thür zu.

Blanka stand auf ihrem Platze und sah ihn gehen. Aber in dem Augenblicke, als er die Thürklinke berührte, rief sie ihn zurück.

Robert blieb stehen und wendete sich um.

»Ich kann Sie nicht so fortgehen lassen,« sagte sie zu ihm, »hören Sie mich an. Was wollen Sie thun?«

»Was ich schon Ihrer Frau Mutter gesagt habe: ich will Soldat werden. Was bliebe mir auch sonst übrig? So lange ich frei wäre, würde ich Ihnen überall hin folgen, und dies darf nicht sein, wie Sie selbst mir gesagt haben.«

»Sie wollen also Ihrer ganzen Lebensbahn eine andere Richtung geben, weil ich Sie nicht liebe?«

»Ja, mein Fräulein.«

»Sie irren sich Vielleicht in dem Gefühle, das ich Ihnen einflöße. Wer weiß, ob eine andere Liebe Sie nicht über den Verlust dieser trösten wird?«

»Nie, das schwört ich Ihnen bei dem Andenken meiner Mutter!«

»Ach, wie unglücklich bin ich!« rief Blanka, die ihre Empfindungen nicht mehr zu beherrschen vermochte und in Thränen schwimmend auf ihren Stuhl zurücksank.

Robert blickte sie staunend an. Sein reines, unerfahrenes Herz hatte keine Ahnung von der wahren Ursache dieser Thränen.

»Blanka, weinen Sie nicht, ich bitte Sie darum!« rief er aus, indem er vor ihr auf die Kniee fiel, wie ein Kind, das seine Mutter um Verzeihung bittet; »ich bin schon unglücklich genug, ohne daß ich Sie weinen sehe. Ihre Mutter kann Sie hören, weinen Sie nicht, Ihre Thränen thun mir zu weh, und haben Sie überhaupt den mindesten Grund dazu?«

Blanka trocknete ihre Augen und warf einen Blick des innigsten Dankes und Mitleids auf den jungen Mann. - - -

»O, wie gut Sie sind!« rief sie dann; »welch ein edles, vortreffliches Herz! Nicht wahr, Sie werden immer mein Freund bleiben? Wenn ich einst unglücklich werden sollte, so werden Sie mich trösten, nicht wahr? Und Sie lassen Ihr liebes Schwesterchen, die kleine Susanne, bei uns, ich will sie lieben, wie mein eignes Kind, ich will sie in der Achtung vor Ihrem Namen erziehen, und später werden Sie sie glücklich wiederfinden und ihr Glück wird Sie für den Verlust Ihrigen entschädigen. O, seien Sie versichert, ich will über sie wachen, damit sie nie eine Verirrung ihres Geistes für ein Bedürfnis ihres Herzens hält. Es ist zu schmerzlich, wenn man die Ueberzeugung gewinnt, daß man sich getäuscht hat.«

»Was wollen Sie damit sagen Blanka? ich verstehe Sie nicht.«

»Nichts, lieber Friends nichts. Sie werden mir schreiben und ich werde auch Ihnen recht oft schreiben. Eine herzliche und warme Freundschaft soll die unmögliche Liebe ersetzen, und wenn Sie wider Ihr Vermuthen ein Mädchen finden, die Sie liebt und die Sie-wieder lieben, so werden Sie es mir nichts verschweigen, und der Tag, an welchem ich es erfahre, wird einer der schönsten meines Lebens sein. Das Leben hat schmerzliche Nothwendigkeiten: vor sechs Monaten würde ich Sie geliebt haben. Warum hat Gott es nicht gestattet, daß ich Sie früher kennen lernte? Wenn ich Sie jetzt liebte, so würde meine Liebe für Sie ein Unglück, gegen Den, dem ich angehöre, eine Schändlichkeit und gegen mich selbst eine Schmach sein. Zwei Männer hätten dann das Recht, mich zu verachten: der eine sogleich, der andere später, denn so edel und gut Sie auch sind, wer sagt Ihnen, daß das Gewicht meines Fehltrittes nicht einst auch Ihnen eine Last würde?

Es giebt Erinnerungen, die sich nie verwischen, es giebt Thatsachen, die man nicht mit der Kraft seines Willens aus dem Gedächtnisse zu bannen vermag. Wenn ich die Gattin des Mannes bin, dem ich mich hingegeben habe, so ist mein Fehler wenigstens in den Augen der Welt, wieder gut gemacht. Womit könnte ich es entschuldigen, wenn ich mein Herz jetzt einem Andern schenkte? welche Bürgschaft würde mir diese neue Liebe bieten? was für ein Mädchen würde ich in meinen eigenen Augen sein? Nein, Robert, ich kann, ich will, ich darf Sie nicht lieben. Wenn Der, welcher mein Gatte werden muß, es nicht werden sollte, wenn der Tod ein zufälliges Ereigniß oder sein Wille es verhinderte, dann könnte ich Niemandem als Gott angehören; nur seine unerschöpfliche Gnade könnte mir Vergebung für ein solches Unglück gewähren. Fassen Sie Muth, Robert. gehen Sie, blicken Sie nicht zurück und denken Sie nicht mehr an mich. Sie wollten so lange hier bleiben, bis Sie mich glücklich oder wenigstens verheirathet wüßten. Sie haben den Grafen gesehen, Sie wissen, daß er mich liebt und daß er als rechtschaffener Mann sein Wort halten wird. Warum noch länger warten? Was auch geschehen möge, es würde immer ein Schmerz für Sie sein, in meiner Nähe zu weilen. Reißen Sie Ihr Leben gewaltsam von, dem meinigen los; ich will es, ich bitte Sie darum, und was eine Schwester nur für ihren Bruder dem Himmel erlehen kann, das will ich für Sie erbitten.«

»Sie liebt ihn noch immer,« dachte Robert, und blaß wie eine Leiche stand er auf.

Dieses Gespräch fand neben dem Bett statt, in welchem Susanne heiter Und lächelnd schlummerte.

Ohne Blanka ein Wort zu erwidern, kniete Robert vor diesem Bett nieder, betrachtete seine Schwester einige Augenblicke und trocknete zwei große Thränen, welche langsam über seine Wangen rollten und bei denen die eine auf seine todte Vergangenheit, die andere auf seine vernichtete Zukunft fiel; dann erhob er sich wieder, schloß Blanka in seine Arme, drückte sie stürmisch an seine Brust und eilte mit einem »Lebe wohl!« aus dem Zimmer.

Blanka sah schweigend auf die Thür, die sich hinter Robert geschlossen hatte und mußte alle ihre moralische Kraft aufbieten, um ihn nicht abermals Zurückzurufen.

»Er geht und mein Glück mit ihm flüsterte sie vor sich hin. »Ich habe nichts mehr zu erwarten, als ein Leben der Reue und der Thränen; er wird sich gewiß trösten, ich allein werde leiden! Es ist die Buße für meinen Fehltritt!«

»Mutter!« rief sie in das Nebenzimmer. um nicht länger allein zu sein, »Robert ist fort.«

Madame Pascal hörte ihren Ruf nicht, sie war auf ihrem Stuhle eingeschlummert.

Es war eine der großen Lebensfragen Blanka's zwischen einem schlafenden Kinde und einer schlafenden Mutter entschieden worden.

Blanka drückte einen Kuß auf die Stirn ihrer Mutter, und sie erwachte.

»Du bist allein?« fragte Madame Pascal, als sie die Augen aufschlug und um sich blickte.

»Ja liebe Mutter, Robert ist fort.«

»Der arme junge Manns er liebt Dich aufrichtig, aber da Du ihn nicht liebst, so wollen wir nicht mehr davon sprechen, Dein Glück geht Allem vor. Die Mütter sind in Bezug auf ihre Kinder egoistisch und mir scheint dies ganz natürlich Robert hat Dir das Leben gerettet: verlangte er dafür das meinige, so würde ich es ihm mit Freuden geben, aber das Deinige — dies ist etwas Anderes.«

Fünftes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Am Tage nach Empfang von Blanka's Briefe war Friedrich von seinem Schlosse abgereist. Acht Tage darauf kam er mit den zu seiner Verbindung nöthigen Papieren zurück und schrieb an Herrn von Thonnerins, um ihm seine bevorstehende Ankunft mitzutheilen, denn wir sprechen hier von seiner Vermählung mit Leonie. Er erwartete bei seinem Wiedereintreffen auf dem Schlosse wenigstens einen Brief von Blanka zu finden, aber wir wissen, daß ihm diese nicht ein einziges Mal geschrieben hatte.

Dieses Stillschweigen fiel dem Grafen aus und es schien ihm die ernsthafteste Beachtung zu verdienen. Er beurtheilte die Menschen ein wenig nach sich selbst und da er sich durchaus keine Illusionen über seinen persönlichen Werth machte, so kann man denken, daß er eine ziemlich schlechte Meinung von der gesamten Menschheit hatte.

Friedrich, welcher wußte, durch welche Mittel er Blanka in seine Gewalt bekommen hatte, wozu ihn ein höchwichtiges Interesse bewogen, das der Leser ohne Zweifel schon errathen hat, jedenfalls aber es sehr bald erfahren wird, Friedrich, sagen wir, las in Blanka's Herzen wie in einem offenen Buche und begann zu fürchten, daß das Erscheinen Roberts alte seine Berechnungen und Combinationen zerstören könnte.

»Man weiß niemals, wie man mit ehrlichen Leuten daran ist,« sagte er zu sich selbst. »Wenn Blanka erkennen sollte, daß sie mich nicht liebt, sondern diesen Robert; wenn sie ihm Alles gestehen und er aus Liebe zu ihr den dichten Schleier, den die Verzeihung beständig in der Hand hält, über Blanka's Fehler werfen sollte, wie ich es aus Interesse bei Leonie gethan habe, dann wäre mein ganzes Gebäude von Glück und Ehrgeiz zerstört und Gott weiß was dann geschähe. Dies aber darf nicht stattfinden und zu dem Ende muß ich Blanka sprechen.«

Blanka hatte indessen eingesehen, daß sie Roberts Muth ein wenig aufrichten müsse, und hatte daher einen langen Brief an ihn geschrieben, worin sie ihm, so gut als es ihr möglich war, alle Ursachen ihres Fehltritts auseinandersetzte, um ihn in den Augen des Mannes zu entschuldigen, auf dessen Achtung sie den höchsten Werth legte. Es weite eine schöne und interessante Aufgabe den sonderbaren Kampf zu schildern, den Blanka gegen Friedrich bestanden und der mit ihrer Niederlage geendigt hatte, und wir hätten dieser Schilderung gern hier eine Stelle eingeräumt, würden wir nicht, wie Mazeppa von seinem Rosse, von unsrem Gegenstande fortgetragen, ohne daß es uns erlaubt ist, uns bei den Einzelheiten des Weges aufzuhalten.

Blanka weinte heiße Thränen als sie diesen Brief schrieb, die nackte und entsetzliche Wirklichkeit zwischen ihren ehemaligen und ihren gegenwärtigen Träumen, die jetzt auf ewig geschieden waren, wie Zwillingsbrüder, die sich lieben und dies eine unermessliche Entfernung von einander trennt.

Für Robert war der Brief ein neuer Beweis, daß keine Stimme in Blanka's Herzen für ihn sprach und daß sie den Mann, dem sie sich hingegeben hatte, nicht allein lieben mußte, sondern daß sie ihn wirklich liebte.

Robert streifte während dem in der Stadt umher, wie ein wandernder Schatten, der den Weg

verloren hat, aber nicht aus einem gewissen Kreise treten kann, ohne daß etwas in ihm zerrißt, und-Friedrich schlug die Straße nach Niort ein, wo er gegen neun Uhr Abends ankam.

Er begab sich sogleich nach dem Gasthofe, in welchem Blanka und ihre Mutter abgestiegen waren. In dem Augenblicke, als er die Schwelle überschreiten wollte, bemerkte er auf der Straße eine Gestalt, die ihn sehen aber vielmehr erkennen zu wollen schien.

Eine Straßenlaterne erleuchtete das Gesicht dieser Gestalt und Friedrich erkannte Robert; aber er setzte seinen Weg fort, ohne ihn weiter zu beachten.

»Er ist's, dachte Robert, »Er will sie hier besuchen. Ach! jetzt sehe ich ein, warum sie meine sofortige Abreise wünschte.«

Der unglückliche junge Mann lehnte sich an die Mauer und weinte wie ein Kind dann ging er traurig und niedergeschlagen ins Freie und setzte sich unter einen Baum, wo er wartete, bis es Tag wurde, denn ehe er abreiste, wollte er Felician noch einmal besuchen, um sich Kraft und Trost bei ihm zu erholen.

Friedrich schellte an der Thür des Gasthofes.

»Geben Sie mir ein Zimmer,« sagte er zu dem öffnenden Kellner, der ihn alsbald mit einem Lichte in der Hand die Treppe hinaufführte.

Seiner Gewohnheit nach beobachtete Friedrich genau die Lokalität des Hauses.

»Was that Robert um diese Zeit auf der Straße?« fragte er sich selbst, und um Alles zu erfahren, was er wissen wollte, sagte er zu dem Kellner:

»Soll hier nicht in den nächsten Tagen in der Kathedrale eine Ordination stattfinden?«

»Ja, mein Herr, übermorgen.«

»Heißt der Priester, welcher ordinirt werden soll, nicht Felician Pascal?«

»Ja, und in Nr. 8 wohnen sogar seine Mutter und seine Schwester.«

Mit diesen Worten zeigte der Kellner in der ersten Etage auf die Thür der Madame Pascal.

»So? die Damen wohnen hier?« fragte der Graf.

»Ja; Sie kennen sie wohl, mein Herr?«

»Nur von Ansehen und dem Namen nach. Welches Zimmer wollen Sie mir geben?«

»Dies steht ganz in Ihrem Belieben.«

»Nun, so geben Sie mir diese beiden,« sagte Friedrich, indem er die über der Wohnung Blanka's und ihrer Mutter gelegenen Zimmer wählte.

»Ich will sogleich Ihr Bett machen lassen.«

»Thun Sie das; aber sagen Sie mir, wohnt nicht auch ein junger Mann, Namens Robert, in Ihrem Gasthofe?«

»Er ist heut wieder abgereist.«

»Wird er zurückkommen?«

»Ich glaube nicht. Welchen Namen sollen wir ins Fremdenbuch eintragen?«

»Der Graf Friedrich von La Marche. Hier ist übrigens meine Karte.«

Als der Kellner sich entfernt hatte, begann der Graf mit geräuschvollen Schritten im Zimmer umher zu gehen.

Madame Pascal, welche beim Lesen eines Buches eingeschlummert war, erwachte plötzlich von diesem Geräusch über ihrem Kopfe.

Blanka dagegen war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nichts hörte.

»Wer mag noch so spät oben umher gehen?« sagte Madame Pascal, da die Tritte immer stärker wurden.

»Es ist nicht möglich, bei diesem Lärm zu schlafen; hörst Du nichts, Blanka?«

»O ja, liebe Mutter, ich höre es auch.«

»Es ist unerträglich.«

»Meines Wissens wohnt gar Niemand über uns.«

»Es muß ein Reisender sein, der eben erst angekommen ist.«

»Ja, wahrscheinlich.«

Madame Pascal faßte sich noch einige Augenblicke in Geduld und Blanka versank wieder in ihr Nachsinnen.

Das Gehen dauerte ununterbrochen fort.

Jetzt hörte Madame Pascal den Kellner hinausgehen. Sie öffnete die Thür und rief ihn.

Der Kellner trat ein.

»Wer wohnt denn über uns?« fragte sie ihn.

»Ein Herr, der eben angekommen ist, der Herr Graf von La Marche,« antwortete der Kellner mit Stolz.

»Wie? er ist hier?« rief Blanka erschreckend; »was mag er wollen?«

»Bitten Sie den Herrn Grafen von La. Marche nicht so geräuschvoll in seinem Zimmer auf und ab zu gehen,« sagte Madame Pascal zu dem Kellner.

»Ach, wenn doch Alles recht bald zu Ende wäre!« dachte Blanka; »wenn er meinen Bruder um meine Hand bitten, mich heirathen und weit von hier wegführen könnte!«

Der Kellner ging wieder hinauf zu Friedrich und entledigte sich des erhaltenen Auftrags mit den Worten:

»Herr Graf, Madame und Fräulein Blanka welche unter Ihnen wohnen, lassen Sie ersuchen, ein wenig leiser zu gehen.«

Die Schritte verstummten sogleich.

»Es thut mir leid, daß ich soviel Geräusch gemacht habe, versetzte der Graf; »sind die Damen schon zu Bett gegangen?«

»Nein, noch nicht.«

»Was thun sie?«

»Die Mutter liest und die Tochter arbeitet.«

»Sagen Sie ihnen, daß ich sie um die Erlaubniß bitten lasse, mich persönlich bei ihnen zu entschuldigen.«

»Es ist nicht der Mühe wert, daß sich der Herr Graf deshalb incommodirt,« sagte Madame Pascal zu dem Kellner, als er ihr den Besuch Friedrichs meldete.

»Es ist immer artiger, wenn wir seinen-Besuch annehmen,« bemerkte Blanka. »Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß wie ihn erwarten.«

Nach einigen Minuten klopfte Friedrich an die Thür und Madame Pascale öffnete ihm.

Seitdem Blanka den Grafen kannte, hatte sie Zeit und vielfache. Gelegenheit gehabt, sich an mancherlei Gemüthsbewegungen zu gewöhnen, und es war daher nicht sowohl das Unerwartete dieses Besuches und die Anwesenheit ihrer Mutter, was die Schläge ihres Herzens beschleunigte, sondern es war die schmerzliche Ueberzeugung, die sich ihr aufdrang, daß sie diesen Mann, dem

sie sich hingeeben, nicht liebte, daß er ihr kein anderes Gesicht als Angst und Reue einflößte und daß ihre zur Nothwendigkeit gewordene Verbindung mit ihm. eine Strafe für sie war.

Blanka war daher auffallend bleich, als der Graf eintrat.

»Ich hatte mich nicht geirrt,« dachte Friedrich, als er ihre Blässe bemerkte, sowie Blanka's Anstrengungen, sie zu verbergen; »sie ist zu der Einsicht gekommen, daß sie nicht mich, sondern einen Andren liebt, aber sie fürchtet mich noch immer, und dies ist genug.

»Madame,« sagte er zu Madame Pascal, »ich wußte nicht, daß Jemand unter mir wohnte, und noch weniger, daß es die Mutter und die Schwester des Herrn Felician Pascal war.«

Friedrich wendete das richtige Mittel an, um seinen Besuch zu verlängern.

»Kennen, Sie meinen Sohn?« fragte Madame Pascal, indem sie ihn zum Niedersetzen einlud.

»Ja, Madame, aber nur dem Namen, dem Rufe und dem Ansehen nach, denn ich habe nie die Ehre gehabt, mit ihm zu sprechen. Wir sind Nachbarn und ich habe in ganz Moncontour stets seine Tugenden und seine wahre Frömmigkeit rühmen hören.«

»O wie freut es mich, dies zu hören!« erwiderte Madame Pascal, während Blanka, die eine Stickerie zur Hand genommen hatte, hoch erröthete, als sie sah, wie ihre Mutter hintergangen wurde.

»Ich bin sogar nur um Ihres Herrn Sohnes willen nach Niort gekommen, Madame,« fuhr der Graf fort.

»Sie wollen also wahrscheinlich seiner Ordination beiwohnen!«

»Ja, Madame.«

»Es wird eine schöne und erhebende Feierlichkeit werden, nicht wahr?«

»Aber sie wird Sie von einem geliebten Sohne trennen und Ihnen, mein Fräulein,« sagte der Graf zu Blanka, »wird sie eine Stütze und einen Beschützer entreißen.«

»Die kräftigste Stütze und der sicherste Schutz, Herr Graf,« antwortete Blanka, »ist das Gebet eines reinen Herzens und die Fürbitte eines frommen Gemüths bei dem Herrn, und diesen Beistand und Schutz werden wir fernerhin in meinem Bruder finden.«

»Nun wohl, mein Fräulein,« entgegnete der Graf, »ich habe eine Bitte an den frommen jungen Mann und damit ich um so gewisser bin; daß er sie mir gewährt, wünschte ich sie ihm durch Ihre Vermittelung zukommen zu lassen. Wollen Sie mir mit der Bewilligung Ihrer Frau Mutter diese Gefälligkeit erzeigen?«

»Sehr gern, Herr Graf,« erwiderte Blanka; »worin besteht Ihre Bitte? wenn sie gerecht ist, wird mein Bruder sie Ihnen auch gewähren!«

»Sie sollen ihm nur einen Brief übergeben; aber von seiner Antwort hängt mein ganzes Lebensglück ab.«

»Haben Sie den Brief schon bereit?«

»Nein, aber er wird nur wenige Zeilen enthalten und ich bitte um Ihre Erlaubniß, ihn hier schreiben zu dürfen.«

»Willst Du so gut sein, liebe Mutter, und dem Herrn Grafen Schreibzeug geben?« sagte Blanka.

Madame Pascal stand auf; und ging in's Nebenzimmer, wo Susanne schlief, um das Gewünschte herbeizuholen.

»Was ist denn geschehen, Blanka?« fragte der Graf mit leiser Stimme, sobald er sich mit

Blanka allein befand; »ich habe seit Deiner Abreise nur einen einzigen Brief von Dir erhalten; hast Du denn vergessen, daß ich an Deinen Bruder schreiben muß, daß Du meine Gattin bist., daß ich Dich liebe, daß ein heiliges Band uns verbindet und daß ich Jeden ermorden würde, der es versuchen sollte, dieses Band zu zerreißen?«

»Was meinst Du damit?«

»Ich meine,« antwortete Friedrich in gebieterischem und drohendem Tone, »daß ich bei meiner Ankunft dem Manne hier begegnet bin, der Dir das Leben gerettet und durch den Du mir einmal einen Brief gesandt hast; ich weiß nicht warum, aber ich kann diesen Menschen nicht leiden.«

»Also nichts entgeht ihm!« dachte Blanka. »Du wirst ihn nicht wieder sehen,« setzte sie laut hinzu, »er ist im Begriff, unsre Gegend zu verlassen.«

»Das ist mit lieb. Ich will jetzt an Deinen Bruder schreiben und bei ihm um Deine Hand anhalten. Uebermorgen nach der Ceremonie übergiebst Du ihm meinen Brief und zugleich bei seiner Ankunft in Moncontour werde ich mir seine Antwort mündlich erbitten und dann alles Weitere mit ihm besprechen. Doch still, Deine Mutter kommt.«

In diesem Augenblicke kam Madame Pascal in der That zurück und brachte die zum Schreiben nöthigen Materialien.

Friedrich dankte ihr und schrieb dann folgende Zeilen, indem er sich so setzte, daß Blanka sie lesen konnte:

»Mein Herr!

»Ich heiße Graf Friedrich von la- Marche,, ich bin reich, ich liebe Ihre Fräulein Schwester und glaube auch von ihr geliebt zu werden.

»Ich nehme mir daher die Freiheit, Sie um ihre Hand zu bitten.

»Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

»Graf Friedrich von La Marche«

»Er ist wirklich ein rechtlicher Mann,« sagte Blanka mit einer gewissen Muthlosigkeit zu sich selbst, »und er liebt mich.«

Sie ergab sich in ihr Schicksal.

Wer hätte dem armen Kinde vor zwei Monaten gesagt, daß sie einst der Resignation bedürfen würde, um die Gattin des Mannes zu werden, ohne dessen Namen ihr das Leben nur noch Schande und Reue bieten konnte!

Dies waren Blanka's Gedanken, während Friedrich den ein Felician geschriebenen Brief zusammenfaltete Versiegelte und ihn ihr dann einhändigte. Als dies geschehen war, entfernte er sich mit nochmaligen Entschuldigungen wegen der verursachten Störung.

Ein neuer Beweis für die Richtigkeit dessen, was wir über Blanka gesagt haben, ist, daß sie sich, seitdem sie Robert liebte, fest vorgenommen hatte, dem Grafen nicht eher wieder anzugehören, als bis die menschlichen Gesetze es ihr zur Pflicht machten. Welcher Mittel und Wege sich der Graf auch bedient hätte, er würde jetzt nie wieder eine Zusammenkunft von ihr erlangt haben, wie sie ihm früher so viele gewährt hatte. Dies kam daher, weil Blanka ein reines Gefühl in ihrem Herzen trug, das sie nicht beflecken wollte, weil die Liebe bei den Frauen eine neue und stärkere Schamhaftigkeit erweckt, die ihrer selbst sicherer ist als die erste, dieser

leichte und durchsichtige Schleier, welcher die Jungfrau, in der die erste Gluth der Sinnlichkeit erwacht, kaum zu bedecken, viel weniger zu vertheidigen vermag.

Mit Staunen und Entsetzen fragte sich das arme Kind, wie es gekommen war, daß sie sich dem Willen Friedrichs gefügt hatte, und schob die ganze Schuld auf das Verhängniß.

Dies ist der allgemeine Name mit dem die Menschen alle ihre Leidenschaften ihre Fehler und ihre Verirrungen bezeichnen, wenn die Zeit der Strafe gekommen ist.

Wir glauben nicht, daß es einen größeren Schmerz für ein Mädchen geben kann, als die zu späte Einsicht, daß sie sich getäuscht und sich ohne Liebe hingegeben hat, besonders wenn dazu noch die Ueberzeugung kommt, daß sie einen andren Mann als den, dem sie angehört und für immer angehören muß, wirklich liebt.

In diesem Falle befand sich Blanka, und Jedermann wird daraus ermessen können, welche Qualen sie litt.

Friedrichs Besuch in Niort hatte keinen andren Zweck gehabt, als den einer kurzen Unterredung mit Blanka, und er reiste daher noch in derselben Nacht wieder ab.

Als er sich entfernt hatte, ging Blanka in das Zimmer, wo Susanne schlief, und schloß sich hier ein, denn der Anblick des lieben Kindes erinnerte sie lebhafter an Robert. So war die Kleine, ohne zu wissen und ohne etwas davon zu verstehen, die Vertraute und der momentane Trost der bekümmerten Blanka geworden. Da ihre Liebe der Liebe Roberts nicht entgegengehen durfte, so übertrug sie dieselbe auf Susannen. Dieses Kind war der Boden, auf dem sich ihre reine Zuneigung begegnete, und Blanka konnte die Schwester mit allem Feuer ihrer Gefühle für den Bruder umarmen.

»Ja, ich will Dich lieben, mein gutes Kind,« sagte sie, indem sie die schlafende Susanne in ihre Arme nahm und sie mit Küssen und Thränen bedeckte; »ich bin es, die Dir Deinen Bruder, Deinen einzigen Versorger nimmt, ich bin die Ursache seiner Entfernung, aber ich will Dir eine so zärtliche Mutter sein, daß Dein jugendliches Herz sich bis zu dem Tage gedulden wird, an welchem Robert, von seiner unmöglichen Liebe geheilt, zurückkommt.«

Die sanften Athemzüge des Kindes waren die einzige Antwort auf diese stummen Bekenntnisse und Betheuerungen. Blanka ergoß in sie, wie in ein reines Gefäß, die Ueberfülle ihrer Empfindungen, aber wie das Gefäß, so wußte auch Susanne nicht, daß sie etwas enthielt und ob dieses Etwas Honig oder Gift war.

Von allen diesen moralischen Erschütterungen und Bewegungen hatte Felician keine Ahnung.

Glücklich, stolz, von Gott erleuchtet und das Herz gleich einem Tempel allen reinen Strahlen und einer frommen Begeisterung geöffnet, sollte er endlich das Ziel seiner gottesfürchtigen Träume erreichen und von der Höhe seines Glaubens erschien ihm die Welt nur wie eine große Familie, von welcher er einigen Gliedern das tägliche Brot der Seele reichen sollte. Er war durchdrungen von christlicher Liebe und fühlte sein Herz weit und stark genug, um das ganze Menschengeschlecht darin aufzunehmen. Wie die riesigen Bäume, denen Wipfel von den Sängern des Frühlings bewohnt sind und jeden Morgen die ersten Strahlen der Sonne erblicken, sah er die irdischen Leidenschaften nicht mehr, gleich giftigen Schlangen, welche die Erde verbirgt, unter den Schatten seiner strahlenden Laubkrone schleichen und den Stamm mit ihrem giftigen Zahne verwundern um ihn zu fällen.

Der Tag, bei dessen ersten Strahlen Robert seit dem Abend vorher in der einsamen Gegend umher irrte, war daher der letzte, an welchem Felician sich selbst angehörte, denn folgenden

Tage sollte er die unauflöselichen Gelübde aussprechen.

Diesen letzten Tag wollte er gern seiner, Mutter und Schwester widmen; die beiden Damen sollten daher um zehn Uhr zu ihm kommen und ihn nicht eher wieder verlassen, als um vier Uhr, denn von dieser Stunde an bis zum folgenden Morgen durfte er mit Niemandem sprechen und sich nur allein mit Gebet und frommen Betrachtungen beschäftigen.

Robert wußte dies und da er fürchtete, daß es Blanka unangenehm sein würde, wenn er bei Felician mit ihr zusammenträfe, ging er schon bei Anbruch des Tages zu diesem und fand ihn im Garten des Seminars in einem Buche lesend.

»Nun, mein Bruder,« redete ihn Felician an, indem er seine Hand ergriff, »Du leidest noch immer?«

»Ja, ich bin sehr unglücklich!« erwiderte Robert, und zugleich warf er sich in Pascals Arme und seine Thränen brachen hervor.

»Sei stark, lieber Freund; der Schmerz ist eine Prüfung, aus welcher der Geist reiner hervorgeht, und der Herr hat Tröstungen in seinen stets offenen Händen. Meine Schwester ist die Ursache Deines Leidens, Robert; verzeihe ihr und verzeihe mir.«

»Ach ich verzeihe ihr und Sie, Felician, segne ich!«

»Ich hatte gehofft, Euch zusammen vereinigt zu sehen und daß Du mich bei ihr ersetzen würdest. Sie will es nicht und wir müssen den Willen ihres Herzens achten. Das Herz ist das Einzige, was uns wirklich gehört und worüber keine menschliche Macht uns zu verfügen zwingen kann. Was willst Du thun?«

»Ich will fort von hier.«

»Und Susanne?«

»Lasse ich bei Ihrer Mutter, Felician. Sie nähert sich dem Alter, wo ich ihr nicht mehr nützen kann und ihr sogar im Wege sein würde. Ihre Mutter und Ihre Schwester werden es besser verstehen, sie zu lieben, als ich. Ich brauche nichts; ich will das Häuschen, das ich bewohne, und ein Stück Land, das wir noch besitzen, verkaufen und dadurch eine Summe von vierzigtausend Franken realisieren. Diese werde ich Ihnen übergeben; sie wird Susannens Mitgift bilden, wenn sie sich dereinst verheirathet. Möge sie dann Niemandem das Leid bereiten, welches die Trennung von ihr mir verursacht!«

»Man wird von der Liebe geheilt, Robert. Wenn ich dies nicht glaubte, würde ich zu Dir sagen: Bleibt bei mir und widme dem Dienste Gottes Deine trostlose Seele. Aber vielleicht würdest Du später, wenn die Wunde Deines Herzens sich wieder geschlossen hat, Dich wieder nach der Welt zurücksehnen, die Du auf immer verlassen hättest, und die einen Balsam für die Wunden hat, die sie schlägt. Nur mit einem inneren Berufe, nicht aus Verzweiflung muß man dem Herrn dienen, bekämpfte also Deinen Schmerz mit den Kräften, die in Dir liegen, und wenn Du später einsiehst, daß Deine Bemühungen vergeblich sind, dann wird es noch immer Zeit sein zu uns zu kommen. Gott wird immer da sein.«

Die beiden jungen Männer umarmten sich mit Herzlichkeit.

»Ich danke Ihnen für diese tröstenden Worte, Felician,« sagte Robert; »Sie haben Recht, und auch ich möchte Gott nicht ein Herz darbringen, in dem noch etwas von irdischen Leidenschaften zurückgeblieben wäre. Aber ich werde ihn aus Herzensgrunde bitten, daß er Die, welche die Ursache meiner Leiden ist, glücklich macht, und ihr Glück wird meine Heilung sein.«

In diesem Augenblicke trat ein junger Seminarist zu Felician und sagte zu ihm:

»Ein Herr wünscht Sie zu sprechen und hat mir diese Karte übergeben.«

Pascal warf einen Blick auf die Karte und las:

»Maréchal, Arzt am Bord des Nikolas.«

»Gewiß will ich ihn sprechen,« rief er dann, und nachdem er Robert einen Wink gegeben hatte, sich nicht zu entfernen, eilte er dann dem Doktor entgegen.

Sechstes Kapitel.

Valery.

Felician fiel Maréchal um den Hals und kehrte mit ihm zu Robert zurück, der sich nachdenkend auf eine Bank unter den Bäumen des Klostergartens gesetzt hatte.

»Mein lieber Doctor,« sagte er zu ihm, »ich stelle Ihnen Herrn Robert vor, einen guten Freund von uns, der meiner Mutter, meiner Schwester und mir das Leben gerettet hat, und Ihnen, Robert, stelle ich den Herrn Doctor Maréchal vor, mit dem ich von Madagaskar nach dem Kap gereist bin, ein vortrefflicher Mann, der den Leuten in Folge seines Berufs das Leben rettet, wie Sie aus Edelmuth.«

Robert und der Doctor drückten einander die Hand, und alle Drei setzten sich nebeneinander auf die Bank.

»Jetzt, lieber Doktor, Maréchal sagte Pascal, während Robert seinen Kopf in die Hand stützte und wieder in seine Gedanken versank, »jetzt sagen Sie mir, wie es kommt, daß ich die Freude habe Sie zu sehen?«

»Sie wissen,, daß ich vor drei Monaten wieder in Frankreich angekommen bin?«

»Allerdings weiß ich es; Sie haben sogar die Güte gehabt, meiner Mutter einen Brief von mir zu übersenden.«

»Ich habe sogleich nach meiner Ankunft Melle, wo mein Vater wohnt, wieder verlassen und bin nach Paris gegangen«

»Was wollten Sie denn dort?«

»Um eine Anstellung anhalten, denn ich habe Neigung zu Ihrer ruhigen Lebensweise bekommen. Ich habe die Oceane und die unendlichen Wasserflächen satt. Ich will für die Kranken meiner Gegend das werden, was Sie für die Gläubigen der Ihrigen sind. In unserer Stadt ist ein Hospital und ich habe beim Minister um die Stelle des dirigirenden Arztes bei demselben angehalten.«

»Und Sie haben sie bekommen?«

»Vor acht Tagen. Ich bin sogleich wieder nach Hause gereist, um meinem Vater diese gute Nachricht mitzutheilen, und erfuhr dann, daß in Niort eine Ordination stattfinden sollte, und daß es die Ihrige war. Ich bin daher sogleich wieder aufgebrochen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen und Sie womöglich vorher noch zu sehen. Habe ich nicht recht daran gethan? Sie haben mit so vieler Begeisterung von Ihrer heiligen Laufbahn mit uns gesprochen, daß ich sehen wollte, wie Sie die ersten Schritte auf derselben thun. Uebermorgen reife ich wieder zurück, aber dann werden wir uns öfter sehen, denn Melle ist nicht weit von Moncontour entfernt.«

»Das freut mich außerordentlich, mein lieber Doctor, und ich danke Ihnen herzlich für diesen freundschaftlichen Besuch. Sie sehen, Gott ist gütig und erfüllt die bescheidenen Wünsche der Menschen. Fasse Muth, Robert,« sagte Felician zu diesem; »Du bist ein braver Mensch, laß Dich durch das Glück Anderer trösten.«

»Ist Ihnen denn ein Unglück begegnet, mein Herr?« fragte der Dotter theilnehmend.

»Kein Unglück, sondern ein Schmerz,« antwortete Felician, indem er Roberts Hand vertraulich drückte: dann sagte er zu Maréchal:

»Und was macht unser Kapitain, Herr Durantin, der ein sehr guter Dominospieler war?«

»Er befindet sich wohl, er schickt sich an, nach Rio-Janeiro zu segeln.«

»Mit seinen früheren Officieren?«

»Ja.«

»Sie sind noch immer lustig und munter?«

»Noch immer.«

»Das freut mich. Es ist angenehm zu erfahren, daß sich Menschen, die man gekannt hat, wohl befinden.«

»Erkundigen Sie Sich denn sonst nach Niemandem?«

»Nach wem noch?«

»Es war außer Ihnen noch ein Passagier am Bord des Nicolas.«

»Valery?«

»Ganz recht.«

»Aber was könnten Sie mir von diesem sagen; Sie wissen eben so wenig von ihm als ich. Er ist todt, Gott sei feiner Seele gnädig!«

»Valery befindet sich so wohl, als Sie und ich.«

»Er ist nicht gestorben?« rief Felician mit einem Erstaunen, welches durch die Erinnerung an Valery's Verbrechen und die Ahnung des Unglücks, das sein böser Charakter noch anrichten konnte, mit einem Gefühle des Entsetzens gemischt wurde; »er ist nicht gestorben, sagen Sie?

»Nein.«

»Ist dies möglich?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Als ich aber den Nicolas wieder verlassen wollte, nachdem ich Ihnen den Brief an meine Mutter übergeben hatte, wurde schon die Kanonenkugel in Bereitschaft gebracht, die man ihm an die Füße binden wollte, wenn er in's Meer geworfen wurde.«

»Das ist wahr, und wir gingen nachher in seine Kajüte, um zu sehen, ob er todt sei, wie ich glaubte, und dann ein Ende mit ihm zu machen. Denken Sie sich nun mein Erstaunen, als ich, anstatt eines Leichnams, einen Mann fand, der aufgestanden war, bleich und abgemagert wie ein Gespenst, und sich mit der einen Hand an seinem Bette anhielt, während er mit der andern einen Gegenstand suchte, auf den er sich stützen konnte, um einen Schritt zu thun, ohne zu fallen! — Ich bin gerettet, Doctor, sagte er, ich fühle es; ich will mit Herrn Pascal sprechen. — Ich erwiderte ihm darauf, daß Sie eben das Schiff verlassen hätten, und zeigte ihm das Boot, auf dem Sie nach dem Lande fuhren. Diese Nachricht stürzte ihn in eine solche Verzweiflung, daß er ohnmächtig wurde. Aber wie er gesagt hatte, er war gerettet. Die Flasche Madera, die er völlig ausgetrunken, hatte eine Entzündung bei ihm erzeugt, welche die erste aufhob. Das Erbrechen stellte sich wieder ein und drei Tage später war Valery auf den Füßen.«

Felician war in tiefes Nachdenken versunken.

»Es ist wahr,« sagte er, »der Unglückliche mußte mich zu sprechen wünschen.«

»Soll ich Ihnen offen meine Meinung sage?« fuhr der Arzt nach einer Pause fort; »ich habe es bedauert, daß dieser Mann nicht gestorben ist.«

»Warum?«

»Weil ich überzeugt bin, daß er ein böser Mensch ist. Er fürchtete sich zu sehr vor dem Tode, um ein rechtschaffener Mann zu sein, und die Worte, die er in meiner Gegenwart sprach, als er Ihnen beichten wollte, waren Worte eines mit schweren Verbrechen belasteten Gewissens.«

»Sie irren Sich, lieber Doctor,« erwiderte Felician mit ernster Stimme. »In der Stunde des Todes wird der Geist ängstlicher, gewissenhafter, und übertreibt die Fehler seiner Vergangenheit. Es findet zu gleicher Zeit eine moralische und eine physische Ueberreizung statt, und dies war auch der Fall bei Valery.«

»Sie antworten mir, was Sie mir antworten müssen, mein Bruder. Sie haben Valery's Beichte gehört und dürfen nichts davon verrathen, dies ist Ihre Pflicht; aber Sie können mich nicht hindern, über diesen Mann eine Meinung zu haben, welche mein Gefühl in mir erzeugt hat, und ich wiederhole es Ihnen, mein erstes Gefühl, als ich ihn gerettet sah, war Bedauern darüber. Der dringende Wunsch, den er sogleich äußerte, Sie zu sprechen, hat mir bewiesen; daß er sich mit seiner Beichte zu sehr beeilt und daß er Ihnen ein fürchterliches Geheimniß anvertraut hatte, das er zurückzunehmen wünschte.«

»Angenommen, daß Valery mir ein Geheimniß anvertraut hätte, so hätte ich es unter dem Siegel der Beichte empfangen, und er hätte also nicht zu fürchten, daß ich eine Sylbe davon verriethe. Nein, ich weiß, warum Herr Valery mit mir zu sprechen wünschte. Ehe er starb hatte er mir sein ganzes Vermögen für die Armen von Nimes, seiner Geburtsstadt, cedirt, und er wollte ohne Zweifel, da er sah, daß er nicht starb, dieses Vermächtniß zurücknehmen.«

»Vielleicht, mein Bruder,« entgegnete der Doktor, den dieser Grund bei weitem nicht überzeugte, der aber nichts Anderes thun konnte, als sich gläubig zu stellen und weitere Aeußerungen zu unterlassen, die unpassend gewesen wären, da Felician sie nicht beantworten konnte.

»Und wo hat Herr Valery Sie Verlassen?« fragte Pascal.

»In Marseille.«

»Was ist denn seitdem aus ihm geworden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Glauben Sie, daß er in Frankreich ist?«

»Ja, wenigstens war es seine Absicht, im Lande zu bleiben.«

»Wie könnte ich ihn wohl finden?«

»Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben. An Ihrer Stelle würde ich, trotz dem, was Sie mit eben gesagt haben, jede Verbindung mit diesem Manne vermeiden.«

»Es ist nicht meine Absicht sie fortzusetzen,« erwiderte Felician mit sanfter Stimme; »denn die Wege, die wir gehen, liegen sehr weit auseinander; er lebt in einer Welt, von der ich morgen völlig geschieden sein werde. Aber wenn er noch in Frankreich ist, muß ich ihm Papiere wieder zustellen, die er mir, als er seinen Tod nahe glaubte, anvertraut hat, und die ihm ohne Zweifel von großem Nutzen sind.«

»Aber wenn dies der Fall ist, warum hat er sie Ihnen bei seiner Zurückkunft nicht wieder abgefordert, da er doch eben so gut wußte als ich, wo er Sie finden konnte? Denn Sie hatten ihm in meiner und des Kapitäns Gegenwart gesagt, wo Sie geboren sind, wohin Sie gehen und was Sie in Frankreich thun wollten. Nein, glauben Sie mir, mein Bruder, ich weiß nicht, warum ich Ihnen dies sage, aber kümmern Sie Sich nicht weiter um diesen Menschen. Wie Sie eben

bemerkten, die Wege, die Sie beide gehen, dürfen nicht zusammentreffen. Ich, dessen Handwerk es ist, die Menschen sterben zu sehen, beurtheile das Leben der Menschen nach ihrem Tode, und ich wiederhole es Ihnen, der Tod dieses Valery war von der Art, daß er nicht werth ist, daß Sie seinen Namen aussprechen. Dann liegt auch etwas Unheilverkündendes in diesem bleichen Teint, in diesem harten Blick, in diesen beiden Falten, die wie von dem Meisel eines Bildhauers in die Stirn dieses Mannes gegraben sind.«

Bei dieser Schilderung wurde Robert aufmerksam, denn auch er mißtraute einem Manne, der diese beiden Falten an der Stirn hatte.

»Es ist meine Pflicht, Herrn Valery wieder aufzusuchen,« sagte Felician.

»Wenn dies der Fall ist, so ist nichts weiter darüber zu sagen.«

Robert war aufgestanden und ging mit einer gewissen Unruhe auf und ab.

»Aber wo mag er sein?« begann Felician wieder.

»Sagten Sie nicht eben, daß er Ihnen sein Vermögen für die Armen von Nimes vermacht habe?« fragte Robert, indem er stehen blieb.

»Ja.«

»Wie befindet sich dieses Vermögen?«

»In den Händen eines Correspondenten in Paris, eines gewissen Morel.«

»Sie haben an diesen Correspondenten noch nicht geschrieben?«

»Nein, ich wollte dies Alles nach meiner Ordination besorgen.«

»Nun, dann schreiben Sie sogleich an ihn und fragen Sie ihn, wo Valery ist. Er wird ihm ohne Zweifel sogleich Gegenordre wegen dieses Vermächtnisses gegeben haben und Morel wird jedenfalls wissen, wo er sich aufhält.«

»Das ist wahr, warten Sie einen Augenblick. Ich werde Sie bitten, Robert, diesen Brief zu besorgen.«

»Seht gern,« erwiderte dieser, und sobald Felician sich entfernt hatte, näherte er sich dem Arzte und sagte zu ihm:

»Sie scheinen die feste Ueberzeugung zu haben, daß dieser Valery ein böser Mensch ist?«

»Ja, denn zu den Gründen, die ich eben dafür angeführt habe, kommt noch der hinzu, daß Felician, als er nach Valery's Beichte die Kajüte verließ, ganz verstört war und so tief Odem schöpfte, als wollte er ersticken. Ich gehe noch weiter: es würde mich nicht befremden, wenn dieser Mann ein Verbrechen begangen, und wenn er dieses unserem Freunde gebeichtet hätte. Ich wollte wetten, daß die Papiere, die Felician ihm zurückgeben will, irgend eine Erklärung enthalten, die ihn kompromittieren kann und deren sich unser Freund vielleicht hat bedienen sollen, sei es, um die Justiz über irgend eine dunkle Angelegenheit aufzuklären, bei der er eine Rolle gespielt hat, sei es, um eine unrechtmäßig erworbene Summe zurückzustatten. Mit Einem Worte, ich glaube, daß Felician das Mittel in Händen hat, Valery unglücklich zu machen.«

»Aber wie kommt es denn, daß Valery seit seiner Ankunft in Frankreich nicht alles Mögliche gethan hat, um wieder in den Besitz dieser compromittirenden Papiere zu gelangen, die sich, wie Sie vermuthen, in Felicians Händen befinden?«

»Das verstehe ich auch nicht. Vielleicht fürchtet er sich und hat nach Realisierung seines Vermögens Frankreich wieder verlassen.«

»Wenn er nicht vielleicht ein Mittel gesucht hat, um es Felician unmöglich zu machen ihm zu

schaden,« sagte Robert mit zitternder Stimme, welche bewies, daß seine Befürchtungen sich in seinem zu Vorahnungen geneigten Geiste noch mehr befestigten.

»Ja, aber welches Mittel könnte er dazu finden?«

»Was war es für ein Mann?« fragte Robert, ohne, die Frage des Doktors zu beantworten; »ich bitte, schildern Sie ihn mir.«

»Er war lang, mit schwarzem Haar, weißen Zähnen, dickem Barte, bleichem, ziemlich wohlgeformtem Gesicht.«

»Wie alt?«

»Ohngefähr dreißig Jahre.«

»Sie haben Recht, Herr Doctor; es ist vielleicht ein großes Unglück, daß dieser Mann nicht gestorben ist.«

»Warum?«

»Ich kann Ihnen nichts Näheres sagen; aber versprechen Sie mir, gegen Felician nichts von den Befürchtungen zu erwähnen, die ich eben geäußert habe.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Bei Ihrem Ehrenwort?«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Ich danke Ihnen,« sagte Robert, indem er dem Doktor die Hand drückte. Dann entfernte er sich und ging nach Felicians Zelle.

»Was bedeutet das?« fragte sich der Arzt, indem er ihm nachsah. »Woher rührt die Unruhe dieses jungen Mannes.«

»Er ist's!« sagte Robert zu sich selbst; »er ist's!«

Nach Roberts Ueberzeugung war Valery und der Graf von La Marche ein und die nämliche Person; für den rechtschaffenen jungen Mann war der, den Maréchal einen bösen Menschen genannt, der nämliche böse Mensch, der Blanka verführt hatte, und diese Ueberzeugung war nicht allein durch die physische Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Männern in ihm entstanden, sondern durch eine jener Ahnungen, die so schnell und so leuchtend wie der Blitz, hinreichendes Licht in den Geist werfen, um ihn plötzlich über die dunkelsten Dinge aufzuklären. Robert, dessen ganzes Leben, dessen einziger Gedanke Blanka war, wurde seit einiger Zeit zu sehr von einer schmerzlichen Besorgniß gequält, als daß er darin nicht die Andeutung einer großen Gefahr erblickt haben sollte, welche am Horizonte der Geliebten emporstieg. Liebende Herzen erkennen in den geringfügigsten Dingen ein Unglück für Die, welche sie lieben, wie der Seemann aus einem leichten Wölkchen, das kein Anderer bemerkt, einen Sturm vorhersieht.

Robert liebte Blanka so wahr und innig, daß Alles, was nur den Anschein eines Unglücks hatte, ihn besorgt um sie machte. Hätte man ihm gesagt, daß zehn Meilen von Niort ein Haus eingestürzt sei, so würde er einen Augenblick gefürchtet haben, Blanka könnte unter diesen Hause begraben worden sein, obgleich er sie kaum zweihundert Schritte von sich entfernt wußte. Roberts Befürchtung aber gründete sich nicht allein auf unbestimmte Indicien, auf wechselseitige Beziehungen, welche die verschiedenartigsten Besorgnisse unter einander haben können, sondern auf eine physische Aehnlichkeit zwischen dem Passagier des Nicolas und dem Verführer Blanka's, auf die Gleichheit der Gesichtszüge, welche dem Doktor Maréchal beim Anblick Valery's und ihm selbst beim Anblick des Grafen aufgefallen war.

Aber die Namen waren ja verschieden! Dies war für Robert ein Beweis mehr, denn er war überzeugt, daß ein Mensch, dem darum zu thun ist, gewisse Handlungen seines Lebens zu verbergen, zuerst seinen Namen verändert. Er glaubte daher fest, daß, wenn dies der Fall war, der Familie Felicians und diesem selbst ein noch weit größeres Unglück drohte als Blanka's Fehltritt und Entehrung. Er mußte daher diesem Unglück entgegengehen und es bekämpfen, ehe Madame Pascal, Blanka oder ihr Sohn es ahneten; es mußte ihnen, wenn irgend möglich., für immer unbekannt bleiben, sollte es Robert auch das Leben kosten. Dies war ohne Zweifel auch der Wille Gottes, da er dem jungen Manne im Augenblicke seiner Abreise diesen glücklichen Gedanken eingegeben hatte.

Er konnte sich indessen irren. Es war immerhin möglich, daß dieser Valery und der Graf von La Marche zwei verschiedene Personen waren, Jener konnte den Tod gefürchtet haben, ohne daß er deshalb ein Verbrechen begangen hatte; dieser konnte Blanka wirklich lieben und den aufrichtigen Willen haben, einen durch die Liebe zu entschuldigenden Fehler wieder gut zu machen. Es giebt viele Leute in der Welt, die sich vor dem Tode fürchteten, und nicht weniger, welche junge Mädchen verführen. Es durfte daher nichts übereilt werden, und ehe Robert etwas that, mußte er seine Vermuthungen durch unwiderlegliche Beweise bekräftigen.

In dieser Absicht begab er sich zu Felician.

Er fand ihn an seinem Arbeitstische, den Kopf auf die eine Hand gestützt und die Feder in der andern, aber nachdenkend anstatt schreibend.

Pascals Gedanken, seitdem er sich wieder in seinem Zimmer befand, waren ohngefähr folgende:

»Ja, dieser Mann ist ein großer Verbrecher gewesen, er hat die menschliche Schlechtigkeit so weit als nur möglich getrieben, er hat das Böse, den Haß und den Mord mit kalter Ueberlegung gethan. Aber darin besteht eben Gottes unerschöpfliche Güte, daß er sich der Bösen erbarmt. Ich bin kein Richter, sondern ein Priester, meine Pflicht ist, zu vergeben und nicht zu strafen, denn ich bin der Diener eines Gottes des Friedens, der Gnade und des Erbarmens, und obgleich er gesagt hat: Wer mit dem Schwerte tödtet, der soll durch das Schwert umkommen, so will ich doch erst mit meinem Gewissen zu Rathe gehen, gehe ich mich zum Werkzeuge der menschlichen Gerechtigkeit aufwerfe. Als Valery mir sein Geständnis ablegte, und mich ermächtigte, es bekannt zu machen, glaubte er schon in der Gemalt des Todes, das heißt außer dem Bereiche der menschlichen Gerechtigkeit zu sein, sonst würde er es mir gewiß nicht anvertraut haben. Da nun der Tod nicht eingetreten ist, da die Ursache des Bekenntnisses aufgehoben worden, so fragt es sich, ob mit der Ursache auch zugleich die Wirkung aufgehoben ist. Da Gott ein Wunder an ihm gethan und es mich wissen läßt, daß er noch lebt, ehe« ich etwas bekannt gemacht habe, so will er ihm offenbar ein Mittel zum Leben gewähren, und dieses, Mittel ist die Reue. Durch die Reue dieses Mannes wird der menschlichen Rache weit besser Genüge geschehen als durch seinen Tod. Meine Aufgabe ist es jetzt, dies zu versuchen, mich zu bemühen, eine verirrte Seele zum Guten zurückzuführen, ihr beizustehen, das Böse, das sie gethan hat wieder gut zu machen. Wenn in diesem Augenblick ein Unglücklicher, der von der menschlichen Gerechtigkeit verfolgt wird, sei er ein noch so großer Verbrecher, hereinträte und zu mir sagte: Rette mich, mein Bruder! so würde meine Religion mir befehlen, ihn zu retten. Mag es aus Furcht vor dem Tode oder aus irgend einem anderen Gefühl geschehen sein, Valery hat zu mir gesagt: Rette meine Seele, und die Reue ist noch zur rechten Zeit in ihm erwacht, damit er mir dass Bekenntniß seiner Verbrechen ablegen konnte, das ich nach dein strengen

Wortlaut meiner Religion anzunehmen nicht berechtigt war. Wohlan, dieser Augenblick der Rue möge die Quelle seiner Erlösung sein. Von heute an will ich vergessen, daß Valery ein großer Verbrecher gewesen ist und will nur den Gedanken im Auge behalten, daß er ein gutes Mensch werden kann. Wenn Valery aufrichtig bereut, wenn er mit seinem vergangenen Leben gebrochen hat und den Wegs des Guten einschlagen will, so mag er leben, bis es Gott gefällt ihn zu sich zu rufen. Hat er dagegen ein neues Verbrechen begangen, und ich sehe, daß das Böse zu tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat, dann werde ich thun, was ich thun sollte, wenn sein Tod wirklich erfolgt wäre, und werde die menschliche Gerechtigkeit der göttlichen zu Hilfe kommen lassen. So will es mein Gewissen und der Gott der Gerechtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit, dem ich angehöre.«

In dem Augenblicke, als Pascal zu diesem christlichen Entschlusse gekommen war, trat Robert bei ihm ein.

Haben Sie den Brief, an Herrn Morel geschrieben, mein Bruder?« fragte er ihn.

»Noch nicht, aber ich will es thun.«

»Dann schreiten Sie ihm, daß er mir die Nachweisungen giebt, um die Sie ihn bitten, da ich, wenn anders Sie nichts dagegen haben, diese Angelegenheit besorgen will.. Dies wird mich ein wenig zerstreuen und Sie werden früher eine Antwort erhalten.«

»Ich will Ihnen die Sache recht gern zur Besorgung übertragen, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß Herr Morel die Antwort, um die ich ihn ersuche Ihnen versiegelt einhändigen und Ihnen nichts davon mittheilten wird. Sie werden mir glauben, lieber Robert, daß ich dies nicht aus Mißtrauen gegen Sie thue, im Gegentheil, wenn mein Herz Geheimnisse hätte, so würde ich sie bereitwillig dem Ihrigen anvertrauen; aber Niemand soll, mit meiner Einwilligung wenigstens, erfahren, was aus Herrn Valery geworden ist, ehe ich ihm einige in meinen Händen befindliche Papiere zurückgegeben habe. Ueberdies kann Sie das Schicksal dieses Mannes durchaus nicht interessieren. Sie zürnen mir doch nicht wegen dieser Verschwiegenheit, zu der ich gezwungen bin?«

»Keineswegs, mein Bruders aber geben Sie mir rasch den Brief, denn ich habe Eile, wieder hierher zurückzukehren.«

Felician griff zur Feder und schrieb Folgendes an Herrn Morel:

»Mein Herr!

»Einer Ihrer Klienten, Herr Valery, hat an Bord des Schiffes der Nicolas, das ihn nach Frankreich zurückgebracht hat, einen Augenblick in Lebensgefahr geschwebt. Er hat mir damals Papiere von der größten Wichtigkeit übergeben, unter denen sich auch eine Schenkungsurkunde über sein ganzes Vermögen befindet. Vor Kurzem habe ich nun erfahren, daß Herr Valery wider alles Erwarten gerettet worden und nach Frankreich zurückgekehrt ist. In seinem eigenen Interesse ist es dringend nothwendig, daß ich ihn sehe und spreche. Ich ersuche Sie daher, mir seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort mitzutheilen, wenn Ihnen derselbe bekannt ist, und dem Ueberbringer dieses Ihre gefällige Antwort ohne weitere mündliche Auseinandersetzung versiegelt einzuhändigen.

»Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

»Felician Pascal.«

Nachdem Felician diesen Brief versiegelt hatte, übergab er ihn Robert mit den Worten:

»Bei Ihrer Zurückkunft werden Sie mich in Moncontour finden, wohin ich mich unmittelbar nach meiner Ordination begeben. Umarmen Sie mich und reisen Sie glücklich.«

Robert warf sich in Felicians Arme, verließ dann seine Zelle, empfahl Herrn Maréchal noch einmal das unverbrüchlichste Stillschweigen und eilte nach der Post, wo er ein Pferd nahm und auf der Straße nach Paris fort sprengte.

Siebentes Kapitel.

Die Ordination.

Robert jagte wie der Wind dahin. Nie spornte ein Bote, der eine schlimme Nachricht zu überbringen hatte, sein Pferd zu größerer Eile an, um keine Minute Zeit zu verlieren, sattelte der junge Mann selbst auf den Poststationen das frische Pferd, welches er besteigen sollte. So kam er, ohne einen Augenblick ausgeruht zu haben, in Paris an und eilte sogleich zu Herrn Morel.

Während dieser Reise geschah in Niort Alles nach Pascals Wunsche.

An dem Tage, wo Robert abreiste, unterhielt sich Felician bis vier Uhr Nachmittags zuerst mit Herrn Maréchal und dann mit seiner Mutter und Schwester. Hierauf zog er sich bis zum folgenden Morgen in seine Zelle zurück, denn bis dahin durfte er einen Besuch mehr empfangen.

Während der Betrachtungen, welche das Herannahen eines Tages, der von so großem Einflusse auf Felicians ganze Zukunft war, nothwendig in ihm erwecken mußte, dankte er Gott für den Entschluß, den er in Betreff Valery's gefaßt hatte, und in der hehren Frömmigkeit seines Herzens gab er sich schon im Voraus dem heiligen Genusse hin, den er in der schwierigen Bekehrung dieses großen Verbrechers finden würde. Wie mußte es sein Selbstvertrauen und seinen Glauben befestigen, wenn es ihm gelang, dem Lichte der Wahrheit Eingang in diese schwarze Seele zu verschaffen, welche bisher den verderblichsten Leidenschaften und unseligsten Verirrungen gefröhnt hatte! Wenn es ihm gelang, diesen frechen Stolz zu brechen und diesem Lästermunde ein reuevolles Gebet zu entlocken, war es dann nicht ein glänzender Sieg, mit dem er seine heilige Sendung begann?

Wer mit diesem von unerschütterlichen Glauben durchdrungenen und diesem reinen Gewissen in diesem Augenblicke verkehrt hätte, bei würde selbst von einer frommen Begeisterung, einem heißen Drange nach dem Unendlichen und von einem unbeschreiblichen innern Feuer durchdrungen worden sein.

Felician opferte der Religion, der er sich weihte, alle Kräfte, alle Illusionen, alle Gedanken seines jugendlichen Alters. Was die Natur in ein zwanzigjähriges Herz gelegt hat, damit es alle Dinge dieser Welt bewundern, verstehen und lieben könne, bildete in ihm nur eine einzige reine, allmächtige, unwandelbare Liebe. Gott erhob ihn über die Erde und setzte ihn in in unmittelbare Verbindung mit dem Principe der ewigen Wahrheit. Wenn wir nicht fürchteten, um seine reine Begeisterung zu veranschaulichen, uns eines irdischen, fast gottlosen Vergleiches zu bedienen, so würden wir sagen, daß der junge Mann für das Leben, in das er eintrat, schwärmte wie ein achtzehnjähriger Knabe für seinen ersten Liebestraum. Er sah in der Religion eine schöne, aber unkörperliche Gattin, welche nur die Verbindung der Seelen in geheimnißvollen und für gewöhnliche Geister unbewohnbaren Sphären will, und er liebte diese göttliche Braut, die ihm als Mitgift ihre unverletzliche Jungfräulichkeit, ihre unvergängliche Schönheit und ihre unerschütterliche Liebe mitbrachte. Seine übervolle Seele strömte über, sein Gebet wurde zu einem ununterbrochenen Lobgesang, welcher der unversiegbaren Quelle seiner poetischen Begeisterung entstieg. Felician war ein so reines Gemüht, daß man in dem Ausdrücke seines Glückes den Charakter der unbefangenen Heiterkeit der Kinder fand, die nicht, wissen, wie sie

ihre innere Freude kundgeben sollen und sie daher durch seinen Gesang ohne Ursache und ohne Zweck an den Tag legen, der ihrem Munde entströmt wie der Nektar einem übervollen Kelche. In der feierlichen Stille des Seminars vernahm man eine Stimme, welche fromme Gebete und heilige Kirchenlieder sang; es war die Stimme Felicians, der seine Zelle mit geistlichen Harmonien erfüllte, gleichsam als wollte er selbst in der Luft, die er einathmete, die Gedanken seiner Seele finden.

Von einer himmlischen Wonne durchschauert, sah er demnach die Stunde herannahen, die ihn für immer mit Gott vereinigen sollte. Aus seinem offenen Fenster von wo er die nächste Umgebung überblickte, sah er das Erwachen der Natur, den stillen und imposanten Ausdruck des Gottes, der sie leitet und den sie vergegenwärtigt. Die mit dem nächtlichen Thau beladenen Bäume schüttelten glänzende Perlen in die frische Morgenluft hinaus; einige weiße Wölkchen zogen leicht und heiter über das unermeßliche blaue Himmelsgewölbe wie junge Mädchen an einem Feiertage über die Wiese ihres Vaters. Der Rauch der Hütten, der sichtbare Odem der erwachenden Familie, die lieblichen Düfte, welche der Morgenwind von den Hügeln streift, das Geräusch der Thiere, die ihr Tagewerk unter dem Befehle des Menschen beginnen, und der Mensch selbst, der sein Leben jeden Tag unter dem Willen Gottes von Neuem beginnt. Endlich das zahllose Orchester, in welchem jedes lebende Wesen, jedes leblose Ding seine Stimme hat, dies Alles entrollte vor den Augen und vor dem Geiste Felicians eines jener heitern Bilder, bei deren Anblick die Seele einen neuen Aufschwung nimmt und mit der wieder erwachenden Welt neues Leben gewinnt, und dieses Bild spiegelte sich in dem Gebet des jungen Mannes, dessen Beruf die Natur zum Quelle und das Wohl der Menschheit zum Ziele hatte.

Felicians Seele ward daher durch die Betrachtung der erhabenen Werke Gottes auf den ihm bevorstehenden hochwichtigen Art genügend vorbereitet.

I Um zehn Uhr Morgens wurde er benachrichtigt, daß es Zeit sei, und er begab sich in andächtiger Stimmung nach der Hauptkirche, wo die Ordination stattfinden sollte. —

Wir haben schon gesagt, daß es ein schöner Morgen war.

Das Haus des Herrn hatte der gläubigen Menge alle Thüren geöffnet, und die Glocken läuteten ununterbrochen, um die Getreuen herbeizurufen. Der Weihrauch dampfte, der Altar hatte sein Festgewand angelegt, die Blumen vermischten sich mit den Flammen der Herzen und die Orgel erfüllte die Räume mit ihren gewaltigen Harmonieen.

Im Orchelchore knieeten Madame Pascal und ihre Tochter und betend die Eine für den Sohn, die Andere für den Bruder und für sich; selbst.

Der Bischof saß im großen Ornate an dem Altare auf einem mit Gold gestickten, samtenen Lehnstuhle, und auf dem Altare stand das geweihte Oel, ein Kelch mit Wein und Wasser, ein Patene mit einer Hostie, die Brotkrume, ein Becken nebst Kanne zum Waschen der Hände, und Servietten zum Abtrocknen derselben.

Der Archidiakonus trat vor und unter dem tiefsten Schweigen der versammelten Menge rief er mit lauter Stimme:

»Felician Pascal!«

Alle Köpfe streckten sich empor und der junge Mann trat ein. Sein Gesicht strahlte von himmlischer Freude. Er trug das Achseltuch, das Chorhemd, den Gürtel, die Stola und die Armbinde; sein Meßgewand hielt er zusammengelegt unter dem linken Arm zum Zeichen, daß er noch nicht das Recht hatte, es anzulegen, und in der rechten Hand trug er eine Kerze. Er trat vor

den Bischof, der ihm freundlich zulächelte und dem Archidiakonus ihn mit den folgenden Worten vorstellte:

»Ehrwürdiger Vater, die katholische Kirche, unsre heilige Mutter verlangt, daß Sie den hier anwesenden Diakonus zur Priesterwürde erheben.«

»Halten Sie denselben für würdig?«

»So viel wie schwachen Menschen dies zu beurtheilen vermögen, glaube und bezeuge ich, das der ihrer würdig ist.«

»Gott sei gelobt!« Sagte der Bischof, indem er aufstand. Dann sprach er zu der versammelten Menge die gebräuchlichen Worte:

»Meine Brüder, wie für den-Steuermann und den Passagier die nämlichen Gründe zu Befürchtungen und Hoffnungen bestehen, so hat auch ein Jeder das Recht, seine Meinung in einer Angelegenheit abzugeben, an der Alle das nämliche Interesse haben. Die Kirchenväter haben nicht umsonst den Gebrauch eingeführt, daß man das Volk selbst bei der Wahl Derjenigen, denen der Dienst des Alters anvertraut werden soll, zu Rathe zieht, weil Das, was Viele von dem Leben und den Gedanken eines Menschen nicht wissen, vielleicht Andern bekannt ist, und weil man einem Priester, zu dessen Ordination man seine Zustimmung gegeben hat, mehr geneigt ist, zu gehorchen. Der hier anwesende Diakonus verdient wenigstens meinem Ermessen nach, diese Ehre. Da aber Schwachheit und persönliche Freundschaft leicht Einfluß auf die Meinung eines Einzelnen oder einer kleinen Anzahl haben kann, so ist es gut, der Ansicht der Mehrzahl zu folgen. Daher bitte ich Euch, hier offen auszusprechen, was Ihr von den Handlungen, dem Lebenswandel und den Verdiensten des gegenwärtigen Diakonus denket, und vergesst nicht, daß Ihr vielmehr Zeugniß ablegen sollt für die Heiligkeit der Priesterwürde, als auf die Stimme Eurer Zuneigung hören. Wenn also Jemandem Nachtheiliges von ihm bekannt ist, so spreche er es aus im Namen Gottes und zu Nutz und Frommen seines Ruhmes.«

Nicht Eine Stimme wurde laut, aber ein beifälliges Gemurmel durchlief die Versammlung.

Der Bischof wendete sich nun zu Felician und sprach mit lauter Stimme, so daß er von Allen gehört werden konnte:

»Mein geliebter Sohn, Du wünschst zur Würde des Priesteramtes erhoben zu werden; Trachte danach, dieses Amt würdig zu übernehmen und Dich auch ferner desselben würdig zu zeigen. Der Priester soll das Beispiel der Aufopferung geben, er soll segnen, leiten, predigen und taufen. Er muß daher mit großer Gewissenhaftigkeit seinen Pflichten obliegen und darüber wachen, daß die göttliche Weisheit, ein reiner Lebenswandel und die fortwährende strenge Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit ihn seinen Brüdern empfehlen. Als Gott Moses befahl siebzig Männer in Israel zu erwählen, um ihn in seinem Amte zu unterstützen und daß er ihnen das Vermächtniß des heiligen Geistes ertheile, sagte er zu ihm: Du wirst sie daran erkennen, daß sie Greise sind unter dem Volke. — So sollen die Priester gewählt werden, denn sie sollen die Greise des Volkes sein, wenn sie den heiligen Geist, den Urheber der sieben Gaben, unter Beibehaltung des Geistes des Decalogus, und durch Kenntnisse, Arbeit und Sittenreinheit vor dem Alter gereift und tadellos geworden sind. So hat die Kirche einen hehren und unvergänglichen Kranz in diesen allenthalben verbreiteten Dienern, welche gleichwohl nur eine einzige Gemeinschaft in Jesu Christo bilden.«

Als Felician diese Worte angehört hatte, knieete er vor dem Bischof nieder, der beide Hände schweigend auf sein Haupt legte, das an die Stola, welche hinten herabhing, über die Schultern zog und sie kreuzförmig auf der Brust des jungen Mannes übereinanderschlug, indem er zu ihm

sagte:

»Empfange das Joch des Herrn! Sein Joch ist sanft und leicht.«

»Der Herr sei gelobt flüsterte Felician voll inniger Rührung.

»Und jetzt empfang das Priesterkleid,« fuhr der Bischof fort, indem er dem Neophyten das Meßgewand vom Arme nahm und ihn damit bekleidete; »Gott wird Dir die christliche Liebe und Vollkommenheit gewähren.«

Nachdem der Bischof hierauf seine Handschuhe ausgezogen und seinen Bischofsring an den Finger gesteckt hatte, nahm er das geweihte Oel, salbte die gefalteten Hände Felicians und sprach:

»Herr, weihe und heilige diese Hände, die wir mit dem heiligen Oel benetzt haben, und mögen sie dann ebenfalls weihen, was sie geweiht haben und segnen, was sie gesegnet haben.«

Nachdem die Weihe der Hände geschehen war; reichte der Bischof dem Neugeweihten Wasser und Wein, indem fortfuhr:

»Empfange die Macht, mein Sohn, das heilige Meß-Opfer darzubringen und im Namen des Herrn Messe zu lesen, für die Lebenden und für die Todten.«

»Der Herr sei gelobt!« sagte Felician noch einmal, indem er sich erhob und seinen heitern Blick über die ihn umgebende Versammlung schweifen ließ.

»Friede mit Dir!« versetzte der Bischof und schloß den jungen Priester in seine Arme.

In diesem Augenblicke erklangen die Töne der Orgel und der Gesang der Chorknaben zu gleicher Zeit. Die heilige Mutter Kirche zeigte sich in ihrem Festgewande, zur Feier des neuen Sohnes, der ihr zugeführt wurde. Alle Anwesenden fielen auf die Kniee und bald vermischten sich ihre Stimmen mit denen der Chorknaben und des poetischen Instruments.

Während dem nahm die Messe ihren Fortgang und Pascal empfing das heilige Abendmahl.

Nach dem Credo verstummte der Gesang und in dem sich der Bischof von Neuem erhob, sprach er zu dem jungen Priester:

»Wem Du die Sünden erlässest, dem sind sie erlassen und wem Du sie behältest, dem sind sie behalten.«

Dann schlug er das Meßgewand, welches Pascal nach hinter sich zusammenhielt, ganz herab und sprach weiter:

»Der Herr bekleidet Dich mit dem Gewand der Unschuld. — Gieb mir Deine Hand. — Gelobst Du zu glauben was Du liesest?«

»Ja.«

»Zu lehren was Du glaubst?«

»Ja.«

»Und nach dem was Du lehrst zu handeln?«

»Ja.«

Nach einer Pause hob der Bischof wieder an:

»Versprichst Du mir und meinen Nachfolger Achtung und Gehorsam?«

»Ich verspreche es.«

»Gelobst Du Denen zu verzeihen, die Dich beleidigen?«

»Ich gelobe es.«

»Schwörst Du alle irdischen Leidenschaften der Verehrung des Herrn zu opfern?«

»Ich schwöre es.«

»So gehe hin, mein Sohn, Gott geleite Dich. Friede sei Mit Dir.«

»Der Herr sei gelobt!« sagte Felician zum dritten Male, die Augen von heiligen Thränen des Dankes und des Glaubens gefüllt.

Der Gesang hob von Neuem an und die Versammlung begann sich unter dem wohlthuenden Eindrücke dieser imposanten Feierlichkeit zu entfernen.

»Glücklich ist die Mutter dieses Gerechten,« sagten die Mütter, als Felician nach dem Hauptportale der Kirche ging, um einiges Geld unter die Armen zu vertheilen und so sein Amt mit Wohlthun zu beginnen.

Eine Stunde darauf war Felician mit seiner Mutter und Schwester vereinigt, die an seiner Seite gingen und ihm zulächelten wie die beiden Sinnbilder der Hoffnung und des Glaubens.

Noch denselben Abend lehrte er nach Moncontour zurück und am folgenden Morgen begab er sich, ebenfalls in Begleitung seiner Mutter und Blanka's nach dem Pfarrhause, das er fernerhin bewohnen sollte. Das halbe Dorf war herbeigeströmt, um ihn zu sehen und die Häuser der Straße, durch die ihn sein Weg führte, waren mit Blumen und Guirlanden geschmückt.

»Segnen Sie unser Haus, mein Bruder sprach man allenthalben zu ihm, und junge Mädchen in weißen Kleidern unschuldig wie die Engel, begleiteten den jungen Priester und streuten Rosen- und Lilienblätter vor ihm her. —

»Es lebe Herr Pascal!« riefen die Männer und Alles drängte sich in seine Nähe, um mit ihm zu sprechen und seine Hand zu berühren.

Felician erntete in diesen Aeußerungen die Früchte der Liebe und des Segens, welche das Gute, das man gethan hat, und die Tugenden, die man ausübt, früher oder später im Herzen der Menschen aufkeimen lassen.

»Warum muß ein geheimer Schmerz diese Freude und dieses Glück trüben?« dachte Blanka, der die Frauen die Hände küßten und zu der die kleine Susanne fortwährend sagte:

»Warum ist denn Robert nicht hier, Blanka?«

Am Eingange der Kirche fand Felician den bisherigen Pfarrer, der ihn erwartete und zu ihm sagte, indem er ihn vor allen Leuten umarmte:

»Mein Bruder, ich übergehe meine Heerde Ihrer Leitung und vertraue sie Ihrer Weisheit an. Seit zehn Jahren führe ich sie auf dem Wege der Gerechtigkeit und des Glaubens; jetzt will ich anderwärts versuchen, was ich hier versucht habe. Sie haben eine lange Reihe von Jahren vor Sich, benutzen Sie dieselben zum Dienste Gottes. Uebrigens werden Sie in, Ihrer Gemeinde stets Ohren finden, die bereit sind, Sie zu hören, und Seelen, die bereit sind, Ihnen zu glauben. Es giebt hier weder wissentliche Blindheit noch Faulheit. Der Boden ist rein, bestellen Sie ihn und er wird von selbst Früchte tragen. Leben Sie wohl, mein Bruder, ich verlasse Sie, aber da, wohin ich gehe, werde sich immer für Euch beten. Ich möchte gern Sie Alle noch einmal an meine Brust drücken, aber die lieblichen Kinder, die ich umarme und welche die Engel Eurer Familien sind, werden Euch die Segnungen mittheilen, die ich in dem Kusse ausspreche, den ich ihnen gebe.«

Die kleinen Mädchen, unter ihnen auch Susanne, warfen sich in die Arme des braven Pfarrers und alle wollten den versprochenen Kuß haben.

Es war in der That eine ergreifende Scene, die auch die verstocktesten Herzen rühren mußte.

Die Amtseinsetzung Felicians fand zur Freude aller Bewohner des Dorfes statt.

Diese Freude, mit welcher der neue Pfarrer empfangen wurde, hatte als Undankbarkeit gegen den Scheidenden ausgelegt werden können, wenn dieser seine Pfarrkinder nicht schon auf sein Scheiden vorbereitet und sie durch das Versprechen beruhigt hätte, daß er sie dann und wann besuchen würde.

Das ganze Dorf, mit Pascal an der Spitze, geleitete ihn bis an den Wagen, der ihn hinwegführen sollte.

Am Abend gegen sechs Uhr, als sich Felician endlich einige Augenblicke allein befand, fiel er in dem Zimmer, das er von nun an bis zu seinem Tode bewohnen sollte, auf die Kniee und ließ seinem Herzen alle Gebete, alle Freuden und alle Dankbarkeit entströmen, die sich seit dem Morgen darin aufgehäuft hatten.

Er hatte sich noch nicht wieder erhoben, als an seine Thür geklopft wurde. Er öffnete und sah Blanka eintreten, welche ebenfalls niederkniete und indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, zu ihm sagte:

»Willst Du meine Beichte anhören, lieber Bruder?«

»Deine Beichte?« erwiderte Felician lächelnd, indem er seine Schwester aufhob und sie auf die Stirn küßte; »was kann ein Engel wie Du zu beichten haben?«

»Mein guter Bruders,« fuhr Blanka fort, indem sie ihren Kopf an Felicians Brust verbarg, »versprich mir, daß Du mir verzeihen willst.«

»Du erschreckst mich, Kind! So sprich denn, was ist geschehen und was soll ich Dir verzeihen?«

»Vergieb mir, daß ich Dich belogen, oder vielmehr Dir Etwas verheimlicht habe,« erwiderte Blanka mit ängstlicher Miene.«

»Erkläre Dich deutlicher. Du weißt, daß ich Dich liebe und Du kannst Nichts gethan haben, was Dich veranlassen kann, vor mir zu zittern. Sprich, mein Kind, ich höre Dich an.«

»Als ich mich weigerte, Roberts Gattin zu werden, habe ich Dir nicht gesagt, warum ich dies that.«

»Du hast mir gesagt, daß Du ihn nicht liebst; dies war der beste Grund, den Du mir vorführen konntest.«

»Ich hatte aber noch einen zweiten, lieber Bruder.«

»Und der ist?«

»Weil ich einen andern Mann liebe.«

»Du bist in dem Alter, wo das Herz sich entscheidet, Blanka, und Du kannst nur einen solchen Mann lieben, der Deiner würdig ist; also nenne ihn mir und wenn er dich liebt und es verdient, Dein Gatte zu werden, so soll er es werden.«

»Er liebt Mich, lieber Bruder, er hat es Mir gesagt, Dies ist es, was Du mir verzeihen sollst.«

Hätte Felleisen nur einen Augenblick an seiner Schwester gezweifelt so hätte er an Gott selbst zu zweifeln geglaubt. Hätte ihm Blanka Alles gestanden, was wir wissen, so wäre er vielleicht wahnsinnig geworden, aber er würde es nicht geglaubt haben.

»Weiß die Mutter um diese Liebe?«

»Nein lieber Bruder.«

»Warum hast Du mir nicht eher Etwas davon gesagt?«

»Weil ich so lange warten wollte, bis Du ordinirt warst, damit Du selbst uns verbinden

kannst.«

»Du gutes Kind! Bist Du auch überzeugt, daß Du diesen Mann liebst?«

»Ich bin so überzeugt,« antwortete Blanka, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen verbarg.

»Nun so sage mir seinen Namen,« versetzte Felician mit bewegter Stimme.

Blanka zog aus ihrem Busen den Brief hervor, den Friedrich ihr übergeben hatte, und als Felician ihn gelesen hatte, sagte sie zu ihm:

»Der Graf wird sogleich zu Dir kommen, um die in seinem Briefe ausgesprochenen Bitte Dir mündlich zu wiederholen.«

»So kehre zur Mutter zurück, liebe Blanka, und wenn der Graf sich wieder entfernt hat, werde ich zu Euch kommen und Euch mittheilen, was wir verabredet haben. Du wirst also wahrscheinlich eine Gräfin werden; bist Du gewiß, mein Kind, daß nicht Stolz und Eitelkeit Deiner Liebe zum Grunde liegt? bist Du gewiß, daß Robert, der nur den Adel des Herzens besitzt, Dich nicht glücklicher machen würde, als dieser Adel des Namens? Ueberlege dies wohl, nach ist es Zeit.«

»Ich wiederhole Dir, lieber Bruder, daß ich den Grafen liebe, daß ich nur ihm angehören will und darf, und daß es mein Tod wäre, wenn ich nicht seine Gattin würde.«

Bei diesen Worten konnte Blanka ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und warf sich von Neuem an die Brust ihres Bruders, der sich natürlich über die Ursache dieser Thränen irrte und daher zu ihr sagte:

»Beruhige Dich, mein Kind, der Graf liebt Dich, da er um Deine Hand anhält. Er soll Dein Gatte werden.«

Blanka dankte ihrem Bruder mit einem Blicke, drückte ihm mit Innigkeit die Hand und kehrte dann mit Gervaise, in deren Begleitung sie gekommen war, durch die um diese Zeit einsame Straße zu ihrer Mutter zurück.

Sie kam sie auch an Roberts Hause vorüber, aus welchem der junge Mann an dem Tage, als Felician nach Niort abreiste, hervorgesprungen war, um sich dem wilden Stiere entgegen zustürzen.

»Der arme Robert!« dachte sie, indem sie das stille Häuschen mit seinen geschlossenen Läden betrachtete. »Er ist fort und ich trage die Schuld, daß sein Haus jetzt leer und verlassen ist. Warum hat er mir das Leben gerettet? Mir wäre besser, wenn ich gestorben wäre, dann würde ich nicht das leiden, was ich jetzt leide.«

Und das liebliche Kind warf ihren thränenfeuchten Blick gleichsam wie einen Kuß, auf das ausgestorbene weiße Häuschen, und setzte dann ihren Weg fort, wobei sie sich noch mehrere Male umwendete.

Pascal war an's Fenster gegangen, um seiner Schwester nachzusehen.

»Wie kommt es, daß mir so bange ist?« fragte er sich selbst, als er allein war; »warum bin ich unwillkürlich erschrocken, als ich den Brief las, den mir Blanka gab, als hätte er, anstatt eines Glückes, ein Unglück für sie enthalten? Dies ist wieder ein Egoismus des Herzens. So gut wir auch sein mögen, so ist es uns doch ein schmerzliches Gefühl, wenn wir in den Herzen Derer, die uns theuer sind, neue Zuneigungen einen Theil des Platzes beanspruchen sehen, den wir darin einnahmen. Und dann, so lange ich sah, daß Blanka Niemanden liebte, hoffte ich noch, daß sie mit der Zeit Robert lieben würde, meinen unglücklichen Freund, den es tief betrüben wird, wenn er diese Liebe und diese Verbindung erfährt, denn er hegte gewiß im Stillen noch die nämliche

Hoffnung wie ich. Aber wie ist diese Liebe in Blanka's Herz gekommen? wie hat sie erfahren, daß sie sie empfindet und einflößt? Ich habt sie nach dem Allen nicht gefragt und bedurfte es überdies auch einer nähern Mittheilung? Es hatte den Anschein gehabt als hegte ich Mißtrauen gegen sie und ich würde ihr Kummer bereitet haben. Dieses Gefühl ist in ihr erwacht wie bei allen Mädchen. Sie hat den jungen Mann während meiner Abwesenheit kennen lernen, sie haben sich lieb gewonnen und haben es sich in kindlicher Unbefangenheit gesagt, ohne einen andern Vertrauten haben zu wollen als ihre Herzen. Sie haben den Tag gewählt, an welchem ich voll Nachsicht und Freude sein muß, um es mir zu gestehen, sie haben Recht daran gethan. Der arme Robert!«

Felician setzte sich an seinen Tisch, und den Kopf auf die Hand gestützt, las er beim Scheine der Lampe, die sein kleines Zimmer erleuchtete, immer und immer wieder das Billet des Grafen.

»Welche sonderbare Erscheinungen bietet das Leben dar! dachte er dabei, »und wie bald wird das Herz für Eindrücke empfänglich! Es ist mir, als wäre Blanka erst gestern zur Welt gekommen. Ich sehe sie noch mit ihren großen blauen Augen in ihrem Bettchen auf dem Schoße der Mutter liegen. Ihr Blick Verstand noch Nichts Und ihr Mund konnte nicht sprechen, Es scheint, als müßte die Natur, so mächtig sie auch sei, Jahrhunderte dazu bedürfen, um aus einem solchen schwachen Kinde ein vollendetes Weib zu machen. Sechzehn Jahre verfließen und das Werk der Natur ist vollbracht. Alle Dinge des Lebens sind diesem jungen Geiste jetzt verständlich geworden und die nämlichen Leidenschaften, an denen sie einige Jahre früher vorüber gegangen ist, ohne ihre Existenz zu ahnen und welche alle Generationen auf der nämlichen Altersstufe erwarten, dringen auf sie ein und unterwerfen sie ihrem Machtgebot. Jetzt haben die Gedanken dieses Geistes Ein Ziel, die Schläge dieses Herzens Eine Ursache und siehe da, eines Tages kommt dieses jugendliche Wesen, das man noch immer als ein Kind betrachtet hat, und sagt: Ich liebe und es ist mein Tod, wenn ich den Geliebten nicht angehören kann. — O, mein Gott! wenn es Dein Wille ist, ein Glied unsrer Familie durch einen Schmerz zu prüfen, so wähle mich zu dieser Prüfung und bewahre das theure, liebliche Kind, das eben hier war vor jedem Ungemach!«

Als Pascal sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, wurde plötzlich seine Thier geöffnet und Robert stürzte atemlos in's Zimmer.

»Fräulein Blanka war eben hier?« fragte er hastig.

»Ja, lieber Freund, haben Sie sie gesehen?« versetzte Felician, indem er neben Robert Platz nahm, der, von Müdigkeit erschöpft, in einen Stuhl gesunken war.

»Ich habe sie vorübergehen sehen,« aber sie hat mich nicht bemerkt. Sie glaubt, ich bin nicht Mehr hier und es ist besser, wenn sie immer in diesem Glauben lebt, sie würde mir vielleicht zürnen, daß ich hier geblieben bin. Ueberdies werde ich morgen abreisen.«

»Ich muß Ihnen sagen, Robert, daß mir Blanka eben mitgetheilt hat, warum sie sich geweigert, Ihre Gattin zu werden.«

»Sie liebte mich nicht, das ist der einzige Grund.«

»Nein, sie liebt einen andern Mann, der sie ebenfalls liebt, der um ihre Hand angehalten hat, und den ich vor Ablauf einer Stunde hier erwarte,« entgegnete Felician, indem er Robert den Brief des Grafen reichte.

»Dies war es also, was er an jenem Abende, wo ich ihm begegnete, in Niort wollte,« dachte Robert. »Brauche ich Ihnen zu versichern, mein Bruder,« setzte er laut hinzu, »daß ich Ihrer

Fräulein Schwester alles Glück und allen Segen wünsche?«

»Ich bin überzeugt davon, lieber Robert.«

»Jetzt,« fuhr dieser mit bewegter Stimme fort, denn die Kraft seiner Seele war eben so erschöpft wie die seines Körpers, »lassen Sie Sich erzählen, daß ich Ihren Auftrag pünktlich ausgeführt habe.«

»Sie sind also bei Herrn Morel gewesen?«

»Ja.«

»Hat Herr Vettern ihn besucht?«

»Allerdings, und er hat alle Gelder erhoben, die bei ihm deponiert waren. Herr Morel wollte anfangs nicht auf Ihren Brief antworten; als ich ihm aber sagte, er sei von einem Priester und es handle sich um wichtige Angelegenheiten, die einem Mannes Ihres Standes wohl anvertraut werden könnten, machte er keine Schwierigkeiten mehr und gab mir dieses Billet.«

Robert mußte aufstehen und die Hand auf seine Brust legen, denn sein Odem stockte vor Angst und schlimmen Ahnungen. Endlich nahm er den Brief aus der Tasche und reichte ihn Felician.

Kaum hatte dieser die ersten Zeilen gelesen, so wurde leichenblaß.

Robert glaubte einen Augenblick, Felician würde ohnmächtig werden und sprang auf ihn zu, indem er theilnehmend sagte:

»Was ist geschehen, mein Bruder? was bringt Ihnen dieser Brief?«

Roberts Herz klopfte, als wollte es ihm die Brust zersprengen, denn für ihn, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Eindruck betrachtet hatte, den der Brief auf den jungen Priester machte, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß Valery und Blanka's Geliebter eine und die nämliche Person waren.

»Nichts, nichts, lieber Freund,« erwiderte Felician, indem er den Brief wieder zusammenfaltete und sich mit übermenschlicher Anstrengung bestrebte, äußerlich ruhig zu scheinen, »ich danke Ihnen für Ihre Bemühung. Ich erfahre aus diesem Briefe Alles, was ich sie wissen wünschte. Sie sind zwei Tage lang nicht vom Pferde gekommen und müssen sehr ermüdet sein; gehen Sie also und ruhen Sie aus. Ueberdies wissen Sie, daß ich Jemanden erwarte, mit dem ich eine geheime Unterredung haben will. Lassen Sie mich daher allein und besuchen Sie mich morgen wieder. Morgen werde ich Ihrer bedürfen.«

»Nein, ich will und kann Sie nicht verlassen, Felician, denn obgleich Sie Sich bemühen, es mir zu verbergen, so sehe ich doch, daß Sie tief bekümmert sind.«

»Dies bin ich allerdings, aber es wäre ein Verbrechen, wenn ich Ihnen die Ursache dieses Kammers mittheilen wollte. Gehen Sie, lieber Freund, gehen Sie.«

Robert warf sich in Felicians Arme.

In diesem Augenblicke trat Pascals Dienstmädchen ein und sagte:

»Herr Pfarrer, es ist Jemand unten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht.«

»Wer ist sein Name?« fragte Felician.

»Der Herr Graf Friedrich von La Marche.«

»Bitte den Herrn, sich zu mir herauf zu bemühen. Leben Sie, wohl, Robert, bis morgen.«

Robert verließ das Zimmer, indem er zu sich sagte:

»O nein! nicht bis morgen, denn ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht hier noch Etwas für

mich zu thun gäbe.«

Der Graf trat mit einer artigen Verbeugung bei Felician ein.

»Er ist es wirklich!« stammelte der junge Mann und mußte sich an den Tisch anhalten, um nicht zu fallen.



Achtes Kapitel.

Dir Kraft des Guten und die Kraft des Bösen.

Als die beiden Männer einander gegenüber standen, sprach sich ihre ganze Seele in ihren Blicken aus. Das Auge des Einen blieb ruhig und heiter wie der erste Strahl eines Sommertages, während das des Andre in einem fahlen Glanze leuchtete, wie der erste Blitz eines Gewitters.

Für Felician war schon kein Zweifel mehr. Die unheildrohende Gestalt vor ihm hatte einen Theil seines Lebensglückes zerstört.

Die beiden Männer bertraten in diesem Augenblicke die beiden großen Prinzipien der Weltordnung: Das Gute und das Böse. Der Kampf sollte beginnen; welcher von Beiden wird siegen?

Der Stolz allein schöpft seine Kraft aus sich selbst, und deshalb fällt er. Felician erhob die Augen zum Himmel und flehte den Gott, dem er diente, um die Kraft an, deren er selbst, um die Resignation, deren das unglückliche Mädchen bedürfen würde, für die er noch vor einigen Minuten gebetet hatte.

Uebrigens war, Felicians ganze Haltung so ruhig, das Valery zu sich sagte:

»Er ahnet noch nichts; er erkennt mich nicht.«

Der Kampf begann daher schon mit einem Nachtheile fürs ihn, da Pascal seinen wahren Namen kannte.

Valery brach. zuerst das Stillschweigen, indem er in einem Tone, als wäre er Felician gänzlich fremd, zu

diesem sagte:

»Fräulein Blanka ist ohne Zweifel diesen Morgen bei Ihnen gewesen und hat Ihnen ein Billet von mir überbracht?«.

Felician machte eine bejahende Kopfbewegung.

»Ich komme selbst zu Ihnen,« fuhr der ehemalige Bettler fort, »um mir die Antwort auf diesen Brief zu erbitten.«

»Nehmen Sie Platz, Herr Valery,« sagte Felician in sanftem Tone, »wir wollen ruhig mit einander sprechen.«

»Sie haben mich also erkannt?« fragte Valery.

»Seit gestern weiß ich von Herrn Maréchal. Daß Gott Sie gerettet hat, und seit einem Augenblicke weiß ich, daß der Graf von La Marche und Herr Valery eine und die nämliche Person sind.«

Valery blickte unwillkürlich umher, denn der Gedanke war in ihm aufgestiegen, daß Felician ihn vielleicht festnehmen lassen und sein früheres Bekenntniß veröffentlichen wollte.

Valery hatte darauf gerechnet, eine großartige Wirkung hervorzubringen, wenn er Felician seinen wirklichen Namen sagen würde, aber siehe da, der junge Priester kannte ihn im Voraus und äußerte nicht das mindeste Erstaunen. Dieses erste Mittel, auf das er gezählt hatte, schlug also fehl und er fühlte, daß ihm sein Gegner in diesem einen Punkte überlegen war.

»Nun ja,« erwiderte er, »ich bin allerdings Valery und will Sie um die Hand Ihrer Fräulein Schwester bitten, die ich liebe und die mich ebenfalls liebt.«

»Wenn Sie meine Schwester wirklich liebten, mein Herr, so würden Sie, anstatt es mir in diesem kalten und fast drohenden Tone anzukündigen, weinend vor mir auf die Kniee gefallen sein und zu mir gesagt haben:

Mein Leben und mein Tod sind in Ihrer Gewalt, mein Bruder, Sie haben die Macht in Händen, mich der gerechten Strafe zu überliefern, oder mir zu verzeihen, ich bereue mein Verbrechen, denn ich liebe Ihre Schwester und eine solche Liebe schließe alle Tugenden in sich; sie wird, je nach Ihrem Willen, meine ewige Strafe oder meine ewige Erlösung-sein.«

»Und wenn ich so zu Ihnen gesprochen hätte, was würden Sie gethan haben?«

»Ich würde Ihnen die Hand gereicht und zu Ihnen gesagt haben: Gott wendet alle Mittel an, um verirrte Seelen zu sich zurück zu führen und ich danke ihm, daß er meine Schwester zum Werkzeuge Ihrer Bekehrung auserwählt hat. Gedulden Sie sich ein Jahr und überzeugen Sie sich während desselben, ob Sie sich nicht selbst täuschen; ist Ihre Reue, Ihre Besserung und Ihre Liebe dann aufrichtig und ernstlich, so werde ich Ihnen die Hand meiner Schwester gewähren, nicht allein zur Befriedigung Ihrer Liebe, sondern auch als ein lebendes Unterpfand der göttlichen Verzeihung.«

»Da ich also keine Heuchelei bei meinem Verlangen angewendet, da ich Sie nicht durch Verstellung hintergangen und da ich Ihnen mein Ansuchen kalt und ernst vorgetragen habe, so weisen Sie es zurück?«

»Welchen Weg Sie auch eingeschlagen hätten, ich würde die Wahrheit darunter erkannt haben. Ich liebe meine Schwester zu sehr, als daß ich mich in den Gefühlen, welche sie einflößt, irren könnte.«

»Sie verweigern mir also ihre Hand?«

»Ja, mein Herr.«

»Weil ich ein Verbrecher bin?«

»Weil Sie Ihre Verbrechen nicht bereuen.«

»Und Sie wollen sie mir wahrscheinlich büßen lassen?«

»Als ich erfuhr, daß Sie noch am Leben seien, habe ich mich in meine Zelle eingeschlossen und bin mit meinem Gewissen darüber zu Rathe gegangen, welches Verfahren ich gegen Sie einschlagen sollte.«

»Und Ihr Gewissen bat Ihnen gesagt: Valery hat einen Greis und eine Frau ermordet, er hat einen Unschuldigen an seiner Stelle hinrichten sehen, aber Gott hat ihn so krank werden lassen, daß er mir diesen dreifachen Mord entdeckte und mir das Recht gab, ihn zu veröffentlichen. Er ist vor sechs Monaten nicht gestorben, also hat ihm Gott noch sechs Monate zu leben vergönnt. Ich aber kenne nur meine Pflicht: Valery hat gemordet, also muß er sterben, das Evangelium und die menschliche Gesellschaft wollen es so. Nicht wahr, dies hat Ihr Gewissen Ihnen gesagt?«

»Sie irren sich.«

»Was hat es Ihnen sonst gesagt?«

»Es hat mir gesagt: Als Valery das Geständniß seiner Verbrechen ablegte und mich ermächtigte, es bekannt zu machen, glaubte er schon in der Gewalt des Todes zu sein; sonst würde er es mir nicht anvertraut haben. Da nun der Tod nicht eingetreten, da also die Ursache des Bekenntnisses aufgehoben worden, so fragt es sich, ob mit der Ursache zugleich die Wirkung

aufgehoben ist, Da Gott ein Wunder an ihm gethan hat, so wollte et ihm ein Mittel zu leben gestatten, und dieses Mittel ist die Reue. Wenn Valery aufrichtig bereut, wenn er mit seinem vergangenen Leben gebrochen hat und auf den Weg des Guten zurückkehren will, so werde ich schweigen. Hat er dagegen ein neues Verbrechen begangen und ich sehe, daß das Böse zu tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat, dann werde ich thun, was ich thun sollte, wenn sein Tod wirklich erfolgt wäre, und ich werde die menschliche Gerechtigkeit der göttlichen zu Hilfe kommen lassen.«

»Und jetzt?...«

»Jetzt wiederhole ich Ihnen das Nämliche.«

»Wenn ich also ein neues Verbrechen begangen hätte und im Begriff wäre, noch eins zu begehen, so würden Sie mich anzeigen?«

»Ja, dann würde ich die doppelte Verpflichtung haben, das Böse der Vergangenheit zu sühnen und es für die Zukunft zu verhindern. Ich frage Sie daher noch einmal, fühlen Sie die Kraft in sich, gegen sich selbst zu kämpfen und Alles aufzubieten, um zum Guten zurück zu kehren?«

»Das Gute ist ein leeres Wort,« versetzte Valery in spöttischem und drohendem Tone; »Sie haben dies eben selbst mit Bedauern zugestanden.«

Felician antwortete hierauf mit einem Blicke, in welchem sich die ganze Kraft und Ueberzeugung seiner Seele aussprach.

»Eine Aufrichtigkeit ist der andern wert,« fuhr Valery fort. »Nein, ich bereue meint Vergangenheit nicht, ich will meinen Lebenslauf nicht ändern, und dennoch werden Sie schweigen und mich ungestört meine Leidenschaften befriedigen lassen. O, ich habe für Alles gesorgt, als ich mich gerettet und aus dem Wege nach Frankreich sah, und da ich mir weder eine neue Heimath wählen, noch mich verstellen wollte, um das Stillschweigen von Ihnen zu erlangen, das Sie mir vielleicht verweigert haben würden, da ich endlich frei über mein Vermögen und über meine Zukunft verfügen wollte, so nahm ich mir vor, Sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, mein Bekenntniß zu veröffentlichen und Sie, den Mann des Guten, zum gezwungenen Theilnehmer an meiner zukünftigen Existenz zu machen, welcher Art sie auch sein mag. Ich habe den Namen eines Grafen von La Marche angenommen, habe eine in der Nähe Ihres Hauses gelegene Besingung gekauft, bin in die Messe gegangen, wenn Ihre Schwester sie besuchte und habe mir ihre Liebe zu erwerben gewußt. Hat sie nicht gesagt, daß es ihr Tod wäre, wenn sie nicht meine Gattin würde?«

»Dies hat sie mir in der That gesagt,« antwortete Felician in gelassenem Tone; aber meine Schwester ist jung und sie wird Sie vergessen.«

»Sie wird mich nicht vergessen, denn es giebt Dinge, die man nicht vergißt und ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Ich habe mir die Liede Ihrer Schwester zu erwerben gewußt und sie hat sich mir hingegeben.«

Bei diesen Worten überzogen sich Felicians Wangen mit einer Todtenblässe und er entgegnete mit fester Stimme:

»Sie lügen, mein Herr!«

»Sie glauben, ich lüge?«rief Valery; »nun, so lesen Sie.«

Zu gleicher Zeit legte er Felician sämtliche Briefe von Blanka vor.

Felician faltete den ersten besten aus einander und las ihn.

Eine einzige große Thräne fiel auf das in seinen Händen befindliche Papier, das er schweigend

wieder zusammenbrach.

Dann gab er Valery das Packet Briefe mit den Worten zurück:

»Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich gesagt habe, Sie lügen, ich nehme dieses Wort zurück. Mein Gott! verleihe mir Kraft!« flehte er leise.

»Verlassen Sie diese Gegend, setzte er leise hinzu, »entfernen Sie sich so weit als möglich von dem Arme der, Gerechtigkeit und suchen Sie der Reue Eingang in Ihr Herz zu verschaffen.«

»Nein, ich werde mich nicht entfernen.«

»Dann werden Sie ohne allen Zweifel verhaftet, in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt.«

»Nein, denn da ich zuvor in öffentlicher Gerichtssitzung die Briefe Ihrer Schwester vorlesen und sagen werde, daß Sie nicht die menschliche Gesellschaft, sondern nur sich selbst persönlich rächen wollen, so daß Ihr Name für alle Zeiten entehrt wäre, so werden Sie schweigen, als hätte ich bereut und mich gebessert. Sie sehen, daß auch diesmal wieder das Böse über das Gute siegt.«

»Sie irren sich, ich werde meinem Gewissen folgen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie anzeigen würde, falls Sie ein neues Verbrechen begangen hätten; dies haben Sie gethan und daher werde ich sprechen. Gott will, das meine Schwester als Opfer falle, der Wille Gottes geschähe!«

»Dann wird Ihre Schwester vor Scham und Ihre Mutter vor Kummer sterben, denn Blanka ist die erklärte Mätresse eines Mörders gewesen.

»Meine Schwester wird entehrt sein, aber Gottes Wille ist geschehen und ich glaube, daß auf der Erde noch Reue und im Himmel noch Gnade genug sein wird, um einem verirrtten Mädchen die Ruhe wieder zu geben.«

»Hören Sie mich an. Wir sind hier allein, Niemand kann uns hören und kein Mensch wird je erfahren, was zwischen uns vorgegangen ist, denn weder Sie noch ich haben ein Interesse, davon zu sprechen. Glauben Sie mir, es ist das Beste, Sie bringen Ihre übertriebenen Grundsätze dem Glücke Ihrer Schwester, der Ruhe Ihrer Familie und der Ehre Ihres Namens zum Opfer. Machen wir einen Tausch: Geben Sie mir meine Erklärung zurück, ich gebe Ihnen die Briefe und die Sache ist abgethan.«

»Nein, mein Herr, Ihre Mittel und Versuchungen können mich nicht wankend machen. Von dem Tage an, wo man sich dem Himmel weiht, trägt man eine unversiegbare Quelle von Kraft-Geduld und Demuth in seinem Innern. Es gefällt dem Herrn, mich heute durch den größten Schmerz zu prüfen, der mir bereitet werden kann, sein Wille soll erfüllt werden.«

Was ich indeß einmal beschlossen habe,, muß geschehen,« versetzte Valery mit unterdrückter Wuth.

»Und was haben Sie beschlossen?«

»Ich habe beschlossen, daß ich Sie zwingen werde zu schweigen und daß ich nicht Ihre Schwester, sondern ein anderes Mädchen heirathen werde.«

»Sie haben ein Mittel, um dies zu erreichen, indem Sie mich ermorden, wie Sie den Pfarrer von Lafou ermordet haben und dann Ihre Erklärung aus dem Secretair dort nehmen, in welchem sie sich befindet.«

»Und wer sagt Ihnen, daß ich dies nicht thue?« erwiderte Valery leiser, indem er näher zu Felician trat, der nicht von der Stelle ging. »Sie kennen mich also noch nicht vollkommen? Sie

wissen noch nicht, wer ich bin und daß ich, um das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen, alle Hindernisse, die sich mir entgegenstellen, zu beseitigen verstehe, selbst die, welche Gott mir in den Weg legt? Sie wissen also nicht, Unglücklicher, daß jenes Papier die einzige Schranke ist, die noch zwischen mir und der glänzendsten Zukunft steht, welche ein Mensch träumen kann, daß ich, der gewesene Bettler seht nahe daran bin, das höchste Ziel des Ehrgeizes, alle Würden und Ehren dieser Welt zu erreichen, daß mein ungewöhnlicher Verstand, das Werk meines Willens, mich, wenn es mir gefällt, binnen einem Jahre zu einem der vornehmsten und angesehensten Männer in Frankreich machen kann, und Sie glauben, daß ich Anstand nehmen werde, ein so unbedeutendes Hinderniß, wie Sie, aus dem Wege zu räumen? Sie glauben, daß, wenn ich schon die Ehre der Schwester gemordet habe, um meinen Zweck zu erreichen, und dieses Mittel mir fehlgeschlagen ist, mir die Ermordung des Bruders, als das letzte noch übrige Mittel, schwer fallen wird? Sie sind im Irrthum, mein Herr, Sie müssen sterben!«

Bei diesen Worten ging Valery an die Thür, verschloß sie sorgfältig und trat dann an das Fenster, um dies ebenfalls zu schließen. Aber hier sah er eine Menge Menschen auf der hell erleuchteten Straße versammelt — denn Felicians Ordination war ein Fest für das ganze Dorf — und es blieb ihm also zur Flucht weder die Dunkelheit, noch Einsamkeit, diese beiden unentbehrlichen Gehilfen der Mörder.

»Wenn er einen einzigen Schrei ausstößt,« dachte er, so ist in einem Augenblicke das Haus umzingelt und ich werde festgenommen.«

Valery wandte sich um und blickte Felician an, als wollte er aus dessen Haltung seinen Entschluß bemessen.

Felician lag auf den Knien und betete.

Valery betrachtete ihn einige Secunden, ging dann auf die Thür zu, öffnete sie und entfernte sich mit den Worten:

»Nein, nicht diesen Abend und auch nicht hier.«

Beim Geräusch der zugeworfenen Thür blickte Pascal auf und als er sich allein sah, sprach er mit dankbar zum Himmel erhabenen Händen:

»Mein Gott, Du hast mich zwischen mein Gewissen und meine Ehre, zwischen meine Pflicht gegen Dich und die Liebe zu meiner unglücklichen Schwester gestellt; ich danke Dir, mein Gott, daß Du mir die Kraft verliehen hast, den Eid, den ich Dir geleistet, zu halten und Deiner Verehrung alle irdischen Leidenschaften aufzuopfern!«

Und er fiel von Neuem auf die Kniee und fuhr in seinem Gebete fort.

In diesem Augenblicke wurde die Thür leise ein wenig geöffnet und ein Mann betrachtete ihn einige Secunden mit rührender Bewunderung.

Dieser Mann der bleich war wie ein Gespenst und der alles vorangegangene im Nebenzimmer mit angehört hatte, war Robert.

Er schloß die Thür wieder, ohne den jungen Priester in seiner Andacht zu stören, ging auf die Straße hinunter und folgte dem sich entfernenden Grafen, indem er vor sich hin sagte:

»Jetzt hast Du es mit mir zu thun!«

Neuntes Kapitel.

Die physische Kraft.

Felician war vernichtet. So fromm eine Seele auch sein mag, dergleichen Schläge müssen sie zu Boden drücken. Der Kampf, den er gegen Valery bestanden, war nichts gegen den, welchen er gegen sich selbst bestanden hatte und aus dem er siegreich hervorgegangen war. Felician war jung, er liebte Blanka mehr als sein Leben, seine Ehre mehr, als Blanka, aber mehr als Alles liebte er Gott, und Gott legt Denen die ihn lieben, schwere Pflichten auf. Einen Augenblick hatte sich seine Jugend, wie ein feuriges Pferd sich unter dem Sporn des Reiters bäumt, gegen die fürchterliche Herausforderung des ruchlosen Frevlers empört; einen Augenblick hatte die menschliche Natur ihren Willen gegen die Pflicht des Priesters geltend machen wollen. Felician hatte gefühlt wie das stürmische Blut des Zornes durch seine Adern rollte; er hatte die Augen geschlossen unter der brennenden Wolke, die, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, unserm Herzen den Rachedurst und unsrer Hand eine Waffe giebt; aber bald hatte die christliche Ergebung sich aus dem Grunde seines Herzens bis zur Höhe seiner kochenden Leidenschaft erhoben und sie überfluthet wie ein klarer Strom, welcher steigt und in seinem durchsichtigen Wasser die kahlen und mephitischen Klippen verbirgt, die er einen Augenblick unbedeckt gelassen hatte. Die Seele des gottesfürchtigen jungen Mannes hatte dann nur eine ruhige und heitere Fläche dargeboten, die nicht von dem unreinen Grunde getrübt wurde, sondern in der sich das klare Blau des Himmels spiegelte.

Es war demnach einer der gräßlichen Siege, welche den Sieger tödten können; aber ist es nicht etwas Herrliches und Erhabenes, diese Religion der Demuth, der Pflicht und der Ergebung, die Christus auf die Erde gebracht und welche der Seele die großen und hehren Siege offenbart hat, welche sie seit Jesu Christo über sich selbst zu erringen vermag? Ist der Mensch nicht wirklich ein Glied der Gottheit, der sich so hoch über sich selbst erheben kann, daß er, während er an Wunden und Schlägen leidet und selbst stirbt, wie der göttliche Erlöser, mit seinem Blute auch zugleich Verzeihung giebt? Muß sie nicht endlich die Universalreligion werden, diese wundervolle Lehre, welche den Körper zum ewigen Sklaven der Seele gemacht hat?

Als Pascal sein Gebet beendigt hatte, setzte er sich nieder und überließ sich noch einmal seinen Betrachtungen.

»So ist denn Blanka entehrt,« sagte er zu sich selbst, »so ist denn unser Name geschändet und meine Zukunft schon am ersten Tage vernichtet. Wird mir Gott Kraft und Zeit genug geben, um dieses ganze Gebäude von Glück und Reinheit von Neuem auszuführen? Ich hoffe es; für jetzt habe ich gethan, was ich thun mußte und habe mir keinen Vorwurf zu machen; ich darf gerade auf meinem Wege fortwandeln. Noch diese Nacht reise ich nach Nimes und erfülle meine Sendung, als wäre nichts geschehen. Aber zuvor muß ich mich fest überzeugen, daß ich nicht aus Rache so handle und daß nichts mich selbst Betreffendes meinen Entschluß bestimmt hat, der menschlichen Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, wenn dieser große Verbrecher noch im Bösen beharren sollte.«

Pascal überlegte einen Augenblick und nach reiflicher Prüfung seines Innern fuhr er fort:

«Nein, es ist weder Haß, noch Zorn, noch Rachsucht in mir. Wenn morgen dieser Mann zum Tode verurtheilt würde und ich ihm bis zum letzten Augenblicke geistlichen Beistand leisten wüßte, so fühle ich, daß ich ihn ermahnen würde, als wäre er mir gänzlich fremd und als hätte er nicht jedes irdische Band meines Lebens zerrissen. Dies ist noch nicht genug. Als ich gestern erfuhr, daß er noch am Leben ist, sagte ich zu mir, die menschliche Gesellschaft würde mehr durch seine Reue und Besserung als durch seinen Tod gewinnen, er darf also nicht sterben. Das Schafott ist eine gezwungene Reue und Gott läßt sich dadurch nicht täuschen. Ich werdet meine Anzeige nur gegen das, formelle Versprechen machen, daß ihm das Leben geschenkt und ihm zu seiner Besserung die Zeit gelassen wird, welche die Natur ihm vergönnen will, denn es ist unmöglich, daß ein so großer Verbrecher nicht einst zur Erkenntniß kommt. Die Todesstrafe ist entweder zu hart oder zu milde. Die größte Strafe, die einem Verbrecher auferlegt werden und die allein ihn zur Besserung führen kann, ist die Erinnerung, und diese vermag nur das Leben zu bieten. Valery soll leben, denn bei meiner Seele und meinem Gewissen, der Priester darf die Todesstrafe nicht anerkennen. Und nun noch einmal habe Dank mein Gott, daß Du das letzte Verbrechen dieses Mannes hast auf mich fallen lassen, das heißest auf ein Wesen, das unfähig ist, einen Augenblick an Dir zu zweifeln.»

Felician rief seine Haushälterin, eine brave Frau, die seit zwanzig Jahren in der Pfarrwohnung war, die ihn hatte zur Welt kommen sehen und daher auch ihm die Wirtschaft führen wollte.

«Ich bitte Dich, meine gute Margarethe,» sagte er zu ihr, mir sogleich das Kabriolet zu bestellen, in dem ich nach Niort gefahren bin, so wie ein Postpferd und einen Postillon. Ich muß auf einige Tage verreisen.»

»Es soll geschehen, Herr Pfarrer erwiderte Margarethe.»

»Umarme mich,« setzte Felician hinzu, indem er sie in seine Arme schloß, während die Thränen aus seinen Augen quollen; »ich fühle das Bedürfniß, ein rechtschaffenes Herz an meine Brust zu drücken.»

»Was fehlt Ihnen denn, Herr Pfarrer?«

»Nichts, Margarethe, nichts. Vergiß nicht den Wagen zu bestellen.»

»Tragen, Sie keine Sorge.»

Felician nahm seinen Hut und entfernte sich, um zu seiner Schwester zu gehen.

Als er auf die Straße trat, wurde er von den versammelten Dorfbewohnern mit neuen Lebehochrufen empfangen.

»Ich danke Euch herzlich, Ihr Lieben,« sagte er gerührt zu ihnen, »seit versichert, daß ich für Euch beten und daß Gott Euch segnen wird.»

Alle diese braven Leute, die gewiß keine Ahnung davon hatten, welcher tiefe Kummer den jungen Priester das Herz zerriß; begleiteten ihn bis zur Tür seines mütterlichen Hauses und gaben ihm so; einen öffentlichen und einhelligen Beweis ihrer Achtung und Verehrung.

Als Felician das Gartenthor hinter sich schloß, ertönte noch einmal der Ruf: »Es lebe der Herr Pfarrer!« dann entfernten sich die Leute nach und nach und bald sank das ganze Dorf wieder in das gewohnte Stillschweigen.

Es war, als hatte Gott dem jungen Manne diese rührenden und herzlichen Zeichen der Theilnahme gesendet, um ihn schon für die überstandene Prüfung zu belohnen und ihn für den Kampf zu stärken, den er noch zu bestehen hatte.

Felician fand Blanka neben ihrer Mutter sitzend, den Blick auf die Thür geheftet und bei dem

leisesten Geräusche erhebend.

Lächelnd trat er ein, umarmte seine Mutter und sagte zu Blanka, indem er ihre Hand ergriff:

»Komm mit mir, Blanka, ich muß mit Dir sprechen.«

Sie konnte die Augen nicht von denen ihres Bruders abwenden, als wollte sie schon im Voraus ihr Schicksal in denselben lesen.

Er führte sie in ein Nebenzimmer und als er sich neben sie gesetzt hatte, umarmte er sie, ohne ein Wort zu sprechen.

Dieser Kuß gab dem armen Kinde einigen Muth.

»Ist Herr von la Marche bei Dir gewesen?« fragte sie ihn.

»Ja,« antwortete Felician, »und er hat mir Alles gesagt.«

»Alles?« rief Blanka.

»Alles.«

»Und Du hast mir vergeben, lieber Bruder?« fuhr sie fort, indem sie ihm zu Füßen sank und ihren Kopf in seinem Schoße verbarg.

»Mit welchem Rechte könnte ich Dir nicht vergeben.«

»Der Graf hat Dich um meine Hand gebeten?«

»Ja,«

»Und Du hast sie ihm zugesagt?«

»Nein.«

»Nicht?« versetzte Blanka mit Erstaunen.

»Dieser Mann liebt Dich nicht, und er ist Deiner nicht würdig, mein Kind.«

»O, ich danke Dir, mein Bruder!« rief Blanka, indem sie sich an Felicians Brust warf.

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich ihn eben so wenig liebe, daß ein entsetzliches Verhängniß mich seiner Gewalt unterworfen hat und daß ich die Verbindung mit ihm nur geschlossen hätte, um die Ehre unseres Namens zu retten, daß sie aber eine ewige Strafe für mich gewesen sein würde. Wie gütig ist Gott, daß er mir gestattet, den begangenen Fehltritt auf andre Art zu büßen! Nicht wahr, lieber Bruder, kein Fehler ist so groß, daß er nicht durch Reue gesühnt werden könnte?« Ich will in ein Kloster gehen und Tag und Nacht beten, will mein Herz ganz dem Himmel weihen, nur nicht die Gattin dieses Mannes werden. Kein Mensch wird den Grund dieses Schrittes erfahren und meine Seele wird Hand in Hand mit der Deinigen den Weg des Herrn wandeln.

Tief betrübt hörte Felician seine Schwester an und als er ihr antworten wollte, brachen seine Thränen hervor und seine edlen Züge bedeckten sich mit einem erquickenden Thau.

»Um des Himmels willen, was fehlt Dir, lieber Bruder?« rief Blanka. »O, ich bitte, weine nicht!«

»Höre mich an, meine innig geliebte Blanka,« entgegnete Felician, indem er seine Augen trocknete und die Stirn seiner Schwester mit Küssen bedeckte; »Du weißt daß ich Dich liebe, Du weißt, daß ich mein Leben, als es mir noch gehörte, gern für Dich gelassen haben würde, Du weißt, daß mein Herz nur ein Unglück in Deinem Fehltritte erblickt und daß kein Gedanke, an einen Vorwurf in mir aufsteigt, und dennoch, armes Kind, wird Deine Strafe von meiner Hand und aus meinem Munde kommen, der in diesem Augenblicke nur von Vergebung spricht; ich bin es endlich, der Deine Entehrung, die ich gern vor Alter Augen verborgen hätte, der

Oeffentlichkeit Preis geben muß.«

»Was meinst Du damit, lieber Bruder?«

»Jener Mann, der eben bei mir war, hat, ehe er Dich kennen lernte, ein Verbrechen begangen und Gott hat befohlen, daß ich der Entdecker dieses abscheulichen Verbrechens werden soll. Dein Fehltritt ist nur eine fürchterliche Berechnung seines höllischen Geistes gewesen, denn er wollte mich durch Deine Entehrung zum Stillschweigen zwingen. Er wird gerichtet und zum Tode verurtheilt werden, dies unterliegt keinem Zweifel; aber ehe er stirbt, wird er Deine Schande offenbaren und Dein Fehltritt wird vor den Augen der ganzen Welt auf Deiner Stirn geschrieben stehen. Deshalb weine ich, deshalb bitte auch ich Dich um Verzeihung für den Schmerz, den mein Gewissen und meine Religion Dir zu bereiten mich zwingen.«

»Dies wird die Mutter nicht überleben,« hauchte Blanka, die leichenblaß wurde und kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten, »und es wird auch mein Tod sein; aber da es Deine Pflicht ist, lieber Bruder, so thue es; da Gott es befiehlt, so gehorche; Gottes Wille geht dem unsrigen vor.«

Felician zog sie an seine Brust und die beiden Geschwister hielten sich einige Augenblicke schweigend umarmt, während ihre Thränen in einander flossen.

»Endlich darf ich ungehindert weinen,« sagte Pascal, »denn vor einer Schwester braucht sich der Mann seiner Schwäche nicht zu schämen und mein Herz ist übertoll. Ach, wir waren so glücklich und ich hatte so schöne Pläne für Dich entworfen!«

»O, sprich nicht so, Felician, Du zerreiest mir das Herz!«

»Du hast Recht. So höre denn, was wir thun wollen. Diese Nacht reise ich ab, Du bleibst bis zu meiner Zurückkunft bei meiner Mutter und dann gehst Du in ein Kloster. Da Dein Fehler vor die Oeffentlichkeit kommt, so muß auch die Sühne dafür öffentlich stattfinden, und diese Sühne bist Du nicht Gott, sondern auch den Menschen schuldig, sonst würde ich zu Dir sagen: nicht die Mauern eines Klosters sind es die dem Herrn gefallen, sondern die Gedanken, die man mit hinein bringt, und diese Gedanken kann man eben so gut im Hause bei seiner Mutter als im verborgensten Winkel der Erde hegen. Wir haben einem braven Manne, den Du ohne Deinen Willen gekränkt hast, denn unser Haus ist eine Stätte des Unglücks, wir haben Robert versprochen, seine Schwester Susanne zu uns zu nehmen. Dieses Versprechen müssen wir halten, Blanka, denn Robert darf von dem Vorgefallenen nichts erfahren und muß ebenfalls diese Gegend verlassen. Die Mutter und Susanne aber bleiben bei mir.«

»Ach ja, Felician!« schluchzte Blanka, »Du hast Recht, wenn Du sagst, daß unser Haus dem Unglück geweiht ist, und doch weißt Du noch nicht Alles.«

»Was weiß ich denn noch nicht, mein Kind?«

»Ich liebe Robert und er ist von Allem unterrichtet, ausgenommen vielleicht davon nicht, daß ich ihn liebe.«

»Mein Gott! mein Gott!« rief Felician, indem er kraftlos auf seinen Stuhl zurücksank, »das ist mehr als ich ertragen kann!«

Blanka weinte an seiner Seite und flüsterte leise vor sich hin:

»Wie werde ich aus dieser entsetzlichen Lage zwischen meiner Buße und meiner Liebe zu Robert kommen?«

Felician war einer Ohnmacht nahe und bedurfte der frischen Luft. Schwankend erhob er sich, ohne ein Wort zu sprechen, und nachdem er seine Schwester noch einmal umarmt hatte, verließ

er das mütterliche Haus und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er auf die Kniee fiel und betete. —

Jetzt zwei Fragen. Glaubet Ihr, daß die Körperkraft dem Menschen verliehen worden ist, wie dem Thiere, ohne Grund und ohne Zweck?

Ich glaube es nicht.

Glaubet Ihr, daß Gott gewissen rechtschaffenen und ehrenwerthen Leuten das Recht gegeben hat, sich ohne Beihilfe des Gesetzes zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit aufzuwerfen, wenn sie in ausnahmsweise Fälle kommen, welche für die ganze menschliche Gesellschaft so gefährlich und verderblich sind, wie wir es bei Valery gesehen haben?

Ich glaube es fest.

Es war völlig dunkel geworden. Robert ging ohngefähr dreißig Schritt hinter Valery und außer diesen beiden Männern war kein Mensch auf der einsamen Straße zu sehen.

Valery war bleich, aufgeregt und zitternd wie das Bild der Angst.

Robert war ebenfalls bleich, aber ruhig und finster wie seine Statute der Notwendigkeit.

Plötzlich verschwand Valery in einem Seitengäßchen, auf dem eine schmale und holprige Treppe zwischen zwei Mauern in's Thal hinabführte.

Robert ging schneller und bog in das nämliche Gäßchen ein. Er war jetzt nur noch zehn Schritt von Valery entfernt.

Als dieser ohngefähr auf der Mitte der Treppe war, die er langsam und wie in Gedanken versunken hinunterstieg, schlug ihn Robert sanft auf die Schulter.

Valery fuhr erschreckt zusammen und wendete sich um.

Aber die Dunkelheit war so dicht, daß er den jungen Zimmermann nicht erkannte, den er überhaupt erst zweimal gesehen hatte.«

»Was wollen Sie?« fragte Valery.

»Sie sind doch wirklich der Nämliche, den man den Grafen von La Marche nennt?« entgegnete Robert in ruhigem und ernstem Tone.

»Ja; warum?«

»Weil ich Ihnen sagen will, was Sie eben zu Herrn Felician Pascal gesagt haben: Beten Sie, denn Sie müssen sterben.«

»Und wer wird mich umbringen wenn ich fragen darf?« versetzte Valery höhnisch.

»Ich.«

Zu gleicher Zeit zog Robert seine Jacke aus, warf sie von sich und streifte seine Hemdärmel empor.

»Das möchte ich wohl sehen!«rief Valery, indem er sich ebenfalls kampffertig machte; aber im nächsten Augenblicke hatte Robert seine beiden Hände ergriffen und hielt sie in seiner Linken so fest wie in einem Schraubstock.«

»Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, um Ihre Sünden zu bereuen,«sagte der athletische junge Mann. »Wie Sie eben zu Felician sagten, sind Sie auf Alles vorbereitet; Sie haben gegen alle Kräfte dieser Welt gekämpft, aber eine Kraft haben Sie vergessen, gegen die Ihr ungewöhnlicher Verstand, wie Sie Ihren Höllengeist zu nennen belieben, nichts vermag: es ist die Körperkraft, diese rohe Kraft, die ich besitze und die Sie aus der Welt befördern wird, ehe Sie Zeit gehabt haben, eine neue Schändlichkeit zu begehen.«

»Wer sind Sie denn?»stotterte Valery.

»Ich bin die strafende Gerechtigkeit, wie Sie sehen.«

»Robert!« rief der Graf, der ihn endlich erkannte.

»So ist mein Name.«

»Dies Mal bin ich verloren,« dachte Valery.

»Ich habe Alles mit angehört, was Sie zu Felician gesagt haben,« fuhr Robert fort. »Sie haben einen Mann und eine Frau ermordet, Sie haben einen Unschuldigen an Ihrer Stelle hinrichten sehen; Sie haben ein engelreines junges Mädchen gezwungen, an der Schamhaftigkeit zu zweifeln; Sie haben einen frommen Priester zwingen wollen, an Gott zu zweifeln, und so eben noch gingen Sie mit dem Plane um, entweder den Bruder zu ermorden oder die Schwester öffentlich zu entehren. Bei meiner Seele und meinem Gewissen, Sie haben die Todesstrafe verdient, nicht die gesetzmäßige Todesstrafe, welche dem Verurtheilten Zeit und Mittel läßt, noch mehr Böses zu thun, ehe er stirbt, sondern die, welche tödtet wie der Blitz und die plötzliche Vollstreckung des göttlichen Willens ist. Bereuen Sie, was Sie gethan haben?«

»Nein,« antwortete Valery mit dumpfer Stimme.

»Nun, so stirb, wie ein Hund, Elender!« sagte Robert, indem er dem Grafen den Hut vom Kopfe riß, dann seine gewaltige Faust erhob und sie wie eine Keule auf die Stirn des Schurken fallen ließ; den er mit der Linken festhielt,

Er hielt ihn noch so lange aufrecht, bis er ihm Blanka's Briefes abgenommen und sie mit den Zähnen zerrissen hattete dann ließ er ihn los und streifte seine Aermel wieder herab. Valery taumelte wie ein Betrunkener, seine Augen rollten glanzlos in ihren-Höhlen, er stieß ein dumpfes Röcheln aus und schwankte einige Stufen hinab; dann färbten sich seine Lippen mit Blut er drehte sich um sich selbst und stürzte wie eine leblose Masse die Treppe hinunter.

Robert zog ruhig seine Jacke wieder an, ging die Treppe hinab und beugte sich über den Grafen, der sich noch in den letzten Zuckungen des Todeskampfes wand.

Nach einer Minute hatten diese Zuckungen aufgehört. Valery war todt.

Robert warf einen Blick der Verachtung auf den Leichnam dieses Frevlers, der sich für fähig gehalten hatte, gegen Alles, selbst gegen Gott zu kämpfen und den ein einziger Faustschlag zur Leiche gemacht.

Hierauf kehrte er zurück in's Dorf, begab sich zu dem Maire und sagte zu ihm:

»Lassen Sie mich festnehmen, Herr Maire, ich habe so eben den Herrn Grafen Friedrich von La Marche ermordet.«

Und zu sich selbst sprach er:

»Sie werden mich vielleicht zum Tode verurtheilen aber ich habe wenigstens dir Ehre Blanka's und Felicians gerettet.«

Zehntes Kapitel.

Der Adel legt Verpflichtungen auf.

Felician war inzwischen abgereist und fuhr, in schmerzlicher Nachsinn, versunken, auf der Straße nach Nîmes dahin, wie wenig glücklich diese Reise der, welche er vor drei Wochen gemacht, obgleich er diese unter den unglücklichen Vorzeichen der Gefahr, in der seine Mutter, seine Schwester und er selbst geschwebt, angetreten hatte!

Am vierten Tage erreichte er Nîmes und begab sich sogleich zu dem königlichen Prokurator.

»Vor acht Jahren wurden der Pfarrer von Lafou und seine Haushälterin ermordet, nicht so?« fragte er ihn.

»Ja, mein Herr.«

»Und ein junger Mann, Namens Jean Raynal, wurde als dieses Doppelmordes überführt hingerichtet?«

»Allerdings,« erwiderte der Prokurator, der noch der nämliche war, welcher Jean hatte verhaften lassen, und dessen Erstaunen bewies, daß er die Wahrheit zu ahnen begann.

»Wohl, mein Herr, Jean Raynal war unschuldig.«

»O, der Unglückliche!« rief der Prokurator, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte; er hat es bis zu seinem letzten Augenblicke betheuert und auch niedergeschrieben. Kennen Sie den wirklichen Thäter?«

»Ja, ich besitze die von seiner eignen Hand geschriebene Erklärung, durch welche er sein Verbrechen bekennt.

Aber ich bin Priester, ich versehe ein Amt des Friedens und der Vergebung; daher verlange ich, ehe ich Ihnen die Beweise einhändige, die eidliche Zusicherung von Ihnen, daß dem Verbrecher das Leben geschenkt wird.«

»Ich schwöre es Ihnen, mein Bruder; aber wird Gott es mir vergeben, daß ich Jean Raynal für schuldig gehalten und dazu beigetragen habe, daß er verurtheilt und hingerichtet wurde?«

»Nur die Gerechtigkeit Gottes ist unfehlbar, jeder Andre an Ihrer Stelle würde sich ebenfalls geirrt haben.«

Der Prokurator sah die Papiere durch, welche Pascal ihm einhändigte, und als er die Erklärung Valery's gelesen hatte, fragte er den jungen Priester:

»Dieser Mann ist also gestorben?«

»Nein, er lebt noch,« erwiderte Felician und erzählte dem Prokurator Alles, was wir wissen, mit Ausnahme des Fehltritts seiner Schwester, den er Niemandem mittheilen durfte. Er setzte nur hinzu:

»Dieser schändliche Bube hat noch ein neues Verbrechen begangen, das aber nicht in den Bereich der menschlichen Gerechtigkeit gehört; deshalb bringe ich Ihnen diese Beweise, außerdem würde ich es auf mich genommen haben, ihm zu verzeihen.«

»Worin besteht dieses neue Verbrechen?«

»Es kommt mir nicht zu, es ihnen anzuzeigen, aber Valery wird es ohne Zweifel selbst

bekennen.«

»Und wo befindet sich der Verbrecher?«

»Bei meiner Abreise vor vier Tagen war er im Dorfe Moncontour, wo ich Pfarrer bin.«

Der Prokurator schrieb ein Billet, das er versiegelte und einem herbeigerufenen Gerichtsdieners mit den Worten übergab:

»Bringen Sie dies sogleich dem Herrn Präfecten.«

Dann sagte er zu Felician:

»Der Präfect wird augenblicklich einen Verhaftsbefehl durch den Telegraphen nach Moncontour gelangen lassen, und wir werden schon diesen Abend erfahren, ob der Verbrecher sich noch dort befindet. Ist dies der Fall, so ist er bereits festgenommen, wenn wir die Antwort erhalten. Jetzt mein Bruder, will. ich zuerst das Protokoll aufnehmen.«

Der Prokurator legte Felician alle Fragen vor, die er für nöthig erachtete, um das Gericht aufzuklären und die Ehre Jean Raynals wiederherzustellen, denn Felician hatte ihm gesagt, daß er sich nicht lange in Nimes aufhalten könne. Als das Protokoll aufgesetzt war, mußte er es mit seiner Namensunterschrift bestätigen.

Um sechs Uhr traf die telegraphische Antwort ein.

Sie lautete folgendermaßen:

»Der Graf Friedrich von La Marche ist vor vier Tagen von einem Zimmermann, Namens Robert, ermordet worden, der sich alsbald aus freien Stücken vor Gericht gestellt hat.«

»Der Verbrecher ist todt,« sagte der königliche Prokurator, indem er Felician die Depesche überreichte.

»O, mein Gott!« rief dieser, als er sie gelesen hatte »also noch ein neues Unglück! Ach, wenn nur mein armer Robert nicht verurtheilt wird! Entschuldigen Sie, Herr Prokurator, aber ich muß auf der Stelle zurückreisen.«

Felician nahm Abschied von dem Prokurator und eine Stunde später war er wieder nach Moncontour unterwegs.

Man kann sich denken, welches Aufsehen Felician's Anzeige in Nimes machte, wo der gräßliche Vorfall, den wir als Prolog zu unserer Geschichte mitgetheilt haben, noch nicht vergessen war. Es wurden Nachforschungen angestellt, um die Eltern Jean Raynals ausfindig zu machen; aber es ergab sich, daß Beide gestorben waren. Der damalige Doppelmord machte von Neuem die Runde durch alle Journale und alle Journale und man kündigte zugleich an, daß der wirkliche Urheber des Verbrechens ermordet worden sei, daß ein neuer Prozeß stattfinden werde, und daß also dieses gräßliche Drama noch nicht zu Ende sei.

Während dieser Zeit hatten der Marquis von Thonnerins und Leonien Paris verlassen und sich auf ihre Besitzung in der Dauphiné begeben; hier aber blieben Vater und Tochter, so viel, als die Convenienz es gestatten, von einander getrennt, das heißt, Leonie hütete fast beständig ihr Zimmer, unter dem Vorgeben, sich mit Musik- oder Malerei zu beschäftigen, und der Marquis hielt sich in dem seinigen auf.

Herr von Thonnerins war binnen einem Monate um zehn Jahre gealtert und es war leicht zu sehen, daß ein tiefer Kummer am Herzen des stolzen Edelmanns nagte.

Leonie lebte, wie sie immer gelebt hatte.

Jeden Morgen stieg sie zu Pferde und machte in Begleitung zweier Bedienten einen angestrengten Spazierritt in dem zum Schlosse gehörigen Walde, von dem sie gewöhnlich

athemlos und erhitzt zurückkehrte. Suchte sie in diesem tollen Rennen nur das Vergnügen, auf einem feurigen Pferde wie der Wind dahin zu jagen und gegen Gefahren zu kämpfen?

Der Marquis lud in diesem Jahre seine Gutsnachbarn nur selten ein und das frühere geräuschvolle Leben und Treiben war daher fast gänzlich aus dem Schlosse verschwunden.

Ueberdies wollte Herr von Thonnerins nach der Vermählung seiner Tochter seinen bleibenden Wohnsitz hier aufschlagen, indem diese den Grafen von La Marche auf den Gesandtschaftsposten begleiten sollte, den ihr Vater im Voraus, und ohne ihn zu nennen, für seinen zukünftigen Schwiegersohn erlangt hatte.

So standen die Sachen als ein Brief von Friedrich ankam, worin er seine bevorstehende Zurückkunft meldete.

Die Spazierritte nahmen ihren ungestörten Fortgang.

Inzwischen fand der Besuch des Grafen bei Felician statt. Das Resultat desselben kennen wir bereits.

Der Zeitpunkt, zu welchem Friedrich in der Dauphiné hatte eintreffen wollen; war schon vorüber, als der Marquis eines Abends in den Zeitungen, die ihm allwöchentlich aus Paris zugeschickt wurden, die Geschichte von der Erklärung Valery's und der Ermordung des Grafen von La Marche las.

Er erschrak heftig über diese Anzeige, nahm das Zeitungsblatt und begab sich damit nach dem Zimmer seiner Tochter, um ihr den Artikel lesen zu lassen.

Leonie nahm das Journal und las die, Nachricht, ohne eine Miene zu verziehen.

»Es ist gut, lieber Vater,« sagte sie als sie zu Ende war.

Ohne weiter ein Wort aus ihr herausgebracht zu haben, schloß sich der alte Marquis finster und, stumm wie die Verzweiflung in sein Zimmer ein.

Sobald Leonie sich wieder allein befand, nahm sie einen Bogen Papier und schrieb Folgendes:

»Vor ungefähr einem Monat auf einem Balle, den mein Vater gab, sprach ein Mann hinter mir Deinen Namen aus und gab mir zu verstehen, daß ihm unser Verhältniß bekannt war. Dieser Mann wäre fähig gewesen, unser Geheimnis der Oeffentlichkeit preiszugeben, wenn ich mich nicht den Bedingungen unterwarf, die er mir vorzuschreiben für gut finden würde. Sein Stillschweigen mußte daher erkaufte werden und ich fragte ihn welchen Preis er dafür fordere. Er verlangte meine Hand. Noch an dem nämlichen Abende gestand ich meinem Vater Alles und am folgenden Tage wurde ich diesem Manne zugesagt, der einen Titel führte und den sein Vermögen berechnete, auf eine Verbindung mit mir Anspruch zu machen. Wenn mein Fehler nicht mit der Zeit durch einen lebenden Beweis hätte an den Tag kommen müssen, so würde ich noch nicht in die Verbindung mit ihm gewilligt haben; aber ich hatte nur die Wahl zwischen dieser Heirath, der Entehrung und dem Tode. Ich war jung, ich war schön, und ich konnte nicht Deine Gattin werden, ohne der vornehmen Welt, in der ich geboren und erzogen bin, ein Aergerniß zu geben; aber ich hatte weder den Muth, zu sterben, noch die Kraft, die Schande zu ertragen. Diese Verbindung war mein Unglück, aber sie war ein Schleier für meinen Fehltritt und rettete dir Ehre unsres Hauses.

»Du hast mich geliebt und liebst mich noch. Unsere Herzen haben sich über die Entfernung hinweggesetzt, welche zwischen unserem beiderseitigen Stande lag. Ich habe Dich ebenfalls geliebt und ich liebe Dich noch.

»Diesen Abend habe ich erfahren, daß jener Mann, dessen Name mich retten sollte, ermordet

worden ist, und bald wird es mir nicht mehr möglich sein, die entsetzliche Wahrheit zu verbergen.

»Ich habe ein gefährlichen Spiel gespielt und habe verloren; es bleibe mir also Nichts übrig, als zu bezahlen. Spielschulden müssen binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt werden: morgen um diese Zeit werde ich dieser Welt Nichts mehr schulden.

»Eine Liebe wie die unsrige kostet gewöhnlich einem von beiden Theilen das Leben, und ich bin es, die Gott dazu auserwählt hat. Desto besser, unser Geheimnis wird mit mir zu Grabe gehen, denn Du bist ein Mann den Ehre und wirst es nicht verrathen.

»Mein Vater wird thun, was ich thue: er wird sterben.

»Verbrenne indessen alles meine Briefe, man weiß nicht, was: geschehen kann. Ich muß rein in der Gruft meiner Ahnen schlafen.

»Es ist nicht anders, der Adel legt Verpflichtungen auf.«

Leonie unterzeichnete diesen Brief nichts aber sie versiegelte ihn, schrieb den Namen und die Wohnung Paolini's auf das Couvert und schellte dann ihrem Kammermädchen.

»Gieb diesen Brief einem Bedienten,« sagte sie zu ihr, er soll ihn auf der Stelle zur Post bringen.«

Das Kammermädchen that, wie ihr geheißen, und zwei Stunden darauf war der Brief nach Paris unterwegs.

Leonie stand auf, trat Vor den Spiegel und betrachtete sich einiges Augenblicke darin.

»Schade!« sagte sie lächelnd; »ich bin schön!«

Und dies war sie in der That; sie war eine vornehme, kalte, imposante, energische Schönheit, deren Zügen der Adel und die Aristokratie den männlichen Stolz verlieh, den Muth und Kraft dem Manne geben.

Um Mitternacht ging Leonie zu Bett.

Im Laufe des Abends hatte sie einige Male vor der Thür ihres Zimmers Schritte gehört, in denen sie die ihres Vaters erkannt hatte, welcher horchen wollte, was sie that, aber es nicht wagte, bei ihr einzutreten.

Fräulein von Thonnerins lag mit einem offenen Buche in der Hand im Bett, aber ihre Augen und ihre Gedanken waren weit davon entfernt.

Sie hörte alle Stunden eine nach der andern schlagen. Ihr Vater wachte wie sie in seinem Zimmer; aber er hatte sich nicht niedergelegt, sondern blickte fast beständig durch eine Lücke des Vorhanges nach den erleuchteten Fenstern seiner Tochter.

Endlich wurde es Tag.

Leonie stand auf, legte ihr Reitkleid an und ging hinunter in den Speisesaal, um mit ihrem Vater zu frühstücken.

Der Marquis war so bleich, wie sie ihn noch nie gesehen hatte.

Das Frühstück ging vorüber wie gewöhnlich; aber als es zu Ende war näherte sich Leonie ihrem Vater und sagte zu ihm, was sie seit dem ersten Besuche Friedrichs nie gethan hatte:

»Wollen Sie mich umarmen, lieber Vater?«

Herr von Thonnerins schloß sie in seine Arme und. indem er sie küßte, sprach er mit schwacher Stimme:

»Fasse Muth, mein Kind.«

»Den habe ich, lieber Vater, tragen Sie keine Sorge,« erwiderte Leonie, und nachdem sie sich den Armen des Marquis entrissen hatte, verlangte sie ihr Pferd.

Dies war ein prächtiges Thier, das von Jugendkraft und Feuer zitterte.

Leonie schwang sich in den Sattel und verließ mit ihren beiden Bedienten das Schloß.

Als sie einige hundert Schritt weit geritten war, setzte sie ihr Pferd in scharfen Trab, und die Bedienten, welche plaudernd hinter ihr ritten, thaten das Nämliche; bald aber ging Leonie vom Trab zum Galopp über und verschwand in einer dichten Staubwolke.

»Alle Teufel, wie sie heute jagt!« bemerkte der eine von den Bedienten.

»Du weißt ja, daß es dem Fräulein Vergnügen macht, ihren Rappen tüchtig ausgreifen zu lassen.«

»Ja, aber in einer Allee wie diese pflegt sie es sonst nicht zu thun.«

»Was fehlt denn dieser Allee?«

»Siehst Du denn nicht, wie holprig sie weiterhin ist und daß man jeden Augenblick auf Barrièren stößt? Sieh, eben jetzt setzt das Fräulein über eine hinweg.«

»Sie wird noch den Hals brechen.«

Leonie ließ in der That eben ihr Pferd über eine Barrière setzen, die wenigstens vier Fuß hoch war.

»Eher geht die Welt unter, als daß das Fräulein mit dem Pferde Schaden nimmt; sieh nur!«

Leonie hatte in diesem Augenblicke die Barrière glücklich übersprungen und galoppierte weiter, indem sie zu sich selbst sagte:

»Es ist schwerer, als ich dachte.«

»Corinna ist aber auch ein Prachtpferd!« meinte der eine Bediente.

»Wenn es so fort geht, werden wir sie bald aus dem Gesicht verlieren. Es scheint fast als ginge das Pferd mit ihr durch.«

»Du bist nicht klug.«

»Es ist gar nicht anders möglich. Sieh nur, jetzt reitet sie direct auf die Schlucht zu; wenn sie den Rappen nicht anhalten kann, ist sie verloren.«

»Vorwärts« ihr nach!«

Die beiden Bedienten setzten ihren Pferden die Sporen ein, denn Leonie schwebte jetzt, augenscheinlich in der größten Gefahr.

»Gnädiges Fräulein, halten Sie an! halten Sie an!«

Aber Leonie hörte Nichts mehr. Sie war am Rande der Schlucht angekommen, die einige zwanzig Fuß tief und deren Boden mit Granitblöcken bedeckt war, und einem lauten Schrei ließ sie ihr Pferd über das Geländer setzen.

Roß und Reiterin stürzten in die Tiefe.

Das Pferd allein stand wieder auf, um einige Schritte weiter abermals zusammen zu sinken; es hatte zwei Beine gebrochen.

Leonie aber war auf der Stelle todt geblieben.

Eine alte Frau, die in der Schlucht dürres Holz gesammelt und Alles mit angesehen hatte, erzählte den Hergang des Unglücks und die beiden Bedienten hoben den Leichnam ihrer Gebieterin auf, legten ihn auf eine Bahre von Tannenzweigen und trugen ihn nach dem Schlosse, ohne zu wissen, wie sie dem Marquis die gräßliche Nachricht mittheilen sollten.

Elfte Kapitel.

Schluß.

Einige Tage nach diesem Vorfalle las man Folgendes in den Zeitungen:

»Ein entsetzliches Unglück hat eine der vornehmsten Familien unseres Landes betroffen. Die Tochter des Marquis von Thonnerins ist auf einem Spazierritte mit ihrem durchgehenden Pferde gestürzt. Man hat sie als eine Leiche ihrem Vater gebracht, der sich von diesem Tage an, in den einsamsten Flügel seines Schlosses zurückgezogen hat und Niemanden mehr vor sich lassen will. Wir theilen den großen Schmerz, den ihm dieses fürchterliche Unglück bereiten muß.«

Kein Mensch ersteht die wahre Ursache dieses Selbstmordes.

Die Ehre der Familie Thonnerins war gerettet.

Während diese Ereignisse in der Dauphiné stattfanden, war Pascal in sein Dorf zurückgekehrt, und man kann sich leicht denken, von welchem tiefen Schmerze er verzehrt wurde.

Es war Abend, als er im Hause seiner Mutter anlangte.

Welche traurige Veränderungen waren in dem kurzen Zeitraume von wenigen Tagen vor sich gegangen!

Der Gärtner kam ihm diesmal nicht wie bei seiner ersten Zurückkunft mit Ausrufen der Freude entgegen, sondern er öffnete ihm das Gitterthor mit betrübter Miene und indem er sagte:

»Kommen Sie rasch, Herr Pfarrer, Sie werden mit Ungeduld erwartet.«

»Was ist denn wieder geschehen?«

»Sie wissen, daß Robert wegen eines Mordes gefänglich eingezogen worden ist?«

»Ja.«

»Aber dies ist noch nicht Alles. Fräulein Blanka ist sehr krank und ich habe den Doctor Maréchal aus Melle holen müssen, denn sie sagte, dieser würde sie sorgfältiger als jeder andere Arzt behandeln, weil er Ihr Freund ist.«

Felician eilte in's Zimmer seiner Schwester, das ganz das Ansehen einer Krankenstube hatte.

Blanka lag in ihrem Bett mit weißen Vorhängen und einem fieberhaften Schlummer, der erschöpfender war als am vergangenen Tage. Madame Pascal saß in ihrem großen Lehnstuhle neben ihr, und beobachtete mit ängstlicher Fürsorge jede ihrer Bewegungen beim Scheine einer auf dem Nachttische stehenden Lampe, vor welcher Blanka den Bettvorhang zugezogen hatte, damit das Licht sie nicht am Schläfe hinderte.

Das Unglückliche Mädchen war sehr verändert, die Gemüthserschütterungen der letzten Zeit hatten ihre Kraft gebrochen und Roberts Verhaftung hatte ihr den letzten Stoß gegeben.

Diese Krankheit war jedoch ein Glück für sie. Wäre sie nicht krank geworden, hätte nicht ein physischer Schmerz den moralischen Schmerz betäubt, so würde sie den Verstand verloren haben.

Der Doctor Maréchal wohnte im Hause, das er nicht wieder hatte verlassen wollen, und arbeitete eben in seinem Zimmer.

Als Felician eintrat, erwachte Blanka von dem Geräusch und wendete sich nach ihm um.

»Es geht etwas besser,« war das erste Wort der Mutter, während sie ihren Sohn umarmte.

Der junge Mann kniete am Lager seiner Schwester nieder und küßte ihre heiße und abgezehrte Hand.

»Ich will den Doctor rufen,« sagte Madame Pascal.

Blanka lächelte ihren Bruder an und dankte ihm mit einem liebevollen Blicke.

»Leidest Du sehr, mein armes Kind?« fragte sie Felician.

»Hier brennt es!« flüsterte sie mit Anstrengung, indem sie aus ihre Brust und auf ihren Kopf zeigte. »Du weißt, daß Robert eingezogen ist?« setzte sie noch leiser hinzu.

»Ja.«

»Er hat den Grafen umgebracht.«

»Ich weiß es.«

»Robert muß gerettet werden, sonst sterbe ich.«

»Beruhige Dich, liebe Blanka, Gott ist gerecht und allgütig, Robert wird seine Freiheit wieder erhalten.«

»Bald, nicht wahr?«

»Ja, bald, verlaß Dich darauf.«

»Ich danke Dir,« sagte Blanka und ihr Gesicht verklärte sieh in einem Strahle der Hoffnung und Freude.

»Wirst Du ihn besuchen?« fragte sie nach einigen Augenblicken.

»Wo ist er?«

»Im Gefängnisse zu Niort. Du mußt zu seinen Richtern gehen und ihnen sagen, daß ich sterbe, wenn sie ihn verurtheilen.«

»Um des Himmels willen, sprich nicht so, meine gute Blanka! glaubst Du, daß es mir nicht schon schmerzlich genug ist, Dich in diesem Zustande zu sehen?«

Blanka schwieg.

Aber bald darauf hob sie wieder an:

»Du darfst ihm aber nicht sagen, daß ich krank bin und daß ich ihn liebe, dies wäre sein Tod. Vor Gericht jedoch, fuhr sie nach einer Pause fort, »kannst Du Alles sagen, damit er freigesprochen wird. Du sagst, daß ich einen Fehltritt begangen habe und wirfst alle Schuld auf mich, nicht wahr? Wenn ich wieder gesund bin, werde ich dies noch selbst thun, denn ich bin ja allein an dem ganzen Unglück schuld. Gott, wenn er sterben müßte, was sollte aus mir werden und was sollte ich der kleinen Susanne sagen, die mich alle Tage nach ihrem Bruder fragt! Was habe ich dem lieben Gott gethan, daß er mich so hart straft?«

Blanka verbarg ihren Kopf in den Kissen und heiße Thränen entströmten ihren vom Fieber gerötheten Augen.

Inzwischen kam Madame Pascal mit dem Arzte herab.

Die beiden Männer drückten sich schweigend die Hand, aber ihr Stillschweigen war beredsamer als alle Worte es hätten sein können. Es giebt Empfindungen, welche nicht ausgesprochen zu werden brauchen, um sie zu verstehen zu geben; ein Blick oder ein Händedruck sind genügend.

Madame Pascal, welche allen den fürchterlichen Ereignissen der lebten Tage beigewohnt hatte, ohne die näheren Umstände derselben zu kennen, dachte nicht über die Ursache der

Krankheit ihrer Tochter nach. Sie wußte nichts, als daß Blanka krank und dem Tode nahe war.

»Geister Sie ihr ein Mittel, damit sie schläft, Herr Doctor,« sagte sie zu Maréchal.

»Ja, Madame,« erwiderte dieser, indem er ein Fläschchen aus der Tasche nahm und einige Tropfen daraus in ein Glas Wasser goß, welches Blanka dann trinken mußte.

»Es ist nur eine Gemüthskrankheit,« sagte er zu Felician, »der Körper leidet nur unter dem Einflusse eines moralischen Schmerzes. Können wir diesen Schmerz beseitigen, so wird sie bald genesen. Dies ist auch der Grund, weshalb ich sie schlafen lasse, so oft Es sich thun laßt.«

Noch den nämlichen Abend reis'te Felician nach Niort und hielt sogleich um die Erlaubniß an, Robert besuchen zu dürfen, was ihm ohne Weiteres gestattet wurde.

Der Gefangene wurde mit aller nur möglichen Rücksicht behandelt und erfreute sich der Achtung und Theilnahme aller seiner Landsleute, so daß sein Gefängniß eher das Ansehen einer freiwilligen Wohnung als eines Kerkers hatte.

Die Bücher welche er verlangt hatte, waren ihm zugestanden worden und so beschäftigte sich der junge Mann der vollkommen ruhig war und dem sein Gewissen nicht den leisesten Vorwurf machte, seit seiner Verhaftung mit Lesen und Studieren.

Felician warf sich in seine Arme.

»Dies ist meine Freisprechung vor Gott,« sagte Robert, seine Umarmung herzlich erwidern.

»Du hast also diesen großen Verbrecher umgebracht, Robert?« fragte ihn Pascal.

»Ja.«

»Warum hast Du nicht den Dingen ihren regelmäßigen Lauf gelassen?«

»Mein lieber Pascal, ich bin kein Priester und habe nicht wie Sie das Gelübde der Resignation und Demuth abgelegt. Ich habe diesen Menschen niedergestreckt wie damals den Stier, denn er war nicht mehr ein Mensch, sondern ein gefährliches wildes Thier. Da ich im Ganzen ein rechtschaffener Mann bin, so würde es der liebe Gott auch gewiß nicht zugelassen haben, wenn es etwas Unrechtes gewesen wäre. Dieser Schurke hatte schon Unglück genug über Sie und Ihre Familie gebracht. Ich war in einem Nebenzimmer und hörte Ihr ganzes Gespräch mit an. Einen Augenblick hatte ich die Idee, bei Ihnen einzutreten und den Elenden auf der Stelle zu ermorden, aber ich wollte die Strafe nicht in Ihrer Gegenwart an ihm vollstrecken, denn ich fürchtete, Sie könnten sonst als Mitwisser des Mordes angeklagt worden. So ist es besser, und Sie haben gar nichts mit der Sache gemein. Auch Fräulein Blanka steht auf diese Weise in Aller Augen makellos da, was sie übrigens für mich nie aufgehört hat zu sein, und sie braucht in Zukunft vor Niemanden zu erröthen. Was Sie selbst betrifft, mein Bruder, so sind Sie in Ihrer göttlichen Pflichterfüllung eines Hindernisses entledigt und Sie können ungestört auf dem Wege fortwandeln, den Sie durch die engen Pforten der Vergebung und Demuth betreten haben. Sie haben die göttliche Weihe empfangen, aber was kann ich noch in der Welt nützen? nichts. Gott hat mich dazu auserwählt, die Ehre rechtschaffenen Leuten zu retten, und ich danke ihm dafür. Nur etwas hätte mich noch an die Erde fesseln können: die Liebe Blanka's aber sie liebt mich nicht. Mag mit mir geschehen, was da will. Werde ich zum Tode oder zum Bagno verurtheilt, so verliert Susanna zwar einen Bruder, aber sie findet an Ihnen einen Vater, an Ihrer Mutter eine Mutter und an Blanka eine Schwester. Gott konnte es nicht besser fügen und ich bin in Wahrheit ein glücklicher Mensch.«

Felician umarmte Robert von Neuem.

»Was hast Du zu Deiner Vertheidigung gesagt??« fragte er ihn dann.

»Nichts. Ich habe die Facta erzählt, ohne dessen, was Ihre Schwester betrifft, zu erwähnen, denn die Hauptsache ist, daß sie nicht unter der Sache leidet.«

»Du mußt Deine Freiheit wieder erhalten, Robert, denn es ist jetzt nothwendiger als je, daß Du am Leben bleibst. Wann werden die Gerichtsverhandlungen eröffnet?«

»Ist vierzehn Tagen.«

»In vierzehn Tagen also wirst Du frei sein.«

»Wird die Freiheit eine Wohlthat für mich sein.«

»Wenn Du es willst, ja,« antwortete Felician, indem er ihm die Hand drückte. »Und jetzt habe Vertrauen zu Gott; ich muß nach Moncontour zurückkehren, am Tage der Gerichtssitzung sehen wir uns wieder.«

Felician verließ das Gefängniß und begab sich zum Staatsanwalt.

Robert mußte um jeden Preis gerettet werden.

»Mein Herr,« sagte Felician zu dem Beamten, »ich habe Ihnen in Bezug auf die Gerichtsverhandlungen über die Ermordung des Grafen von La Marche eine Aussage oder vielmehr ein Bekenntniß abzulegen, dass ich Ihnen im Interesse des Angeklagten schuldig bin.«

»Sie sind Herr Felician Pascal und vor einigen Tagen ordinirt worden?« fragte der Staatsanwalt.

»Ja, der bin ich.«

»Ich und Jedermann kennt Sie als einen frommen Mann, und was Sie wünschen können, ist ohne Zweifel der Wille Gottes.«.

»Der Graf von La Marche ist ermordet worden,« begann Felician, indem er dem Staatsanwalt die Hand drückte, welche dieser ihm gereicht hatte.

»Ja von einem gewissen Robert.«.

»Kannten Sie den Grafen?«

»Nein, aber jetzt kenne ich ihn und weiß, daß er einer der größten Verbrecher ist, die die Erde je getragen hat.«

»Wissen Sie auch, warum Robert diesen Menschen umgebracht hat? ich will es Ihnen sagen und meine Aussage zu Protokoll geben, damit sie vor Gericht zu Gunsten des Angeklagten benutzt werden kann.«

Felician erzählte nun dem Staatsanwalt Alles, was wir wissen, ohne ihm selbst den Fehltritt seiner Schwester zu verschweigen.

Der Beamte hörte Felician fast mit Bewunderung an, und als er geendigt hatte, fragte er ihn:

»Sie sind also bereit, Ihre Erklärung schriftlich abzugeben, Herr Pfarrer, und sie öffentlich zu wiederholen?«

»Ja.«

»Sie interessieren Sich wohl sehr für Robert?«

»Ich bin ein Freund der Wahrheit und der Gerechtigkeit,« antwortete Felician; »außerdem aber kann ich in der That nicht leugnen, daß mir das Schicksal Roberts sehr am Herzen liegt.«

»Nun, so beantworten Sie mir noch eine Frage, Herr Pfarrer. Robert liebt Ihre Fräulein Schwester, wie Sie sagen?«

»Ja.«

»Und sie liebt ihn ebenfalls?«

»So, daß sie seine Beurtheilung nicht überleben würde.«

»Wußte Robert, daß sie ihn liebt, als er diesen Valery umbrachte?«

»Nein.«

»Sind Sie dessen gewiß?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Dann hat er also ganz uneigennützig gehandelt, und sich für die Ehre Ihrer Familie aufgeopfert?«

»Nicht anders.«

»Und was gedenkt er zu thun, wenn er freigesprochen wird.«

»Er will die Gegend verlassen-«I

»Gut; es ist unnöthig, daß Sie Ihre Aussage zu Protokoll geben und daß noch Jemand außer mir Kenntniß davon erhält. Wenn Sie sich von hier entfernt haben, werde auch ich sie als nicht gehört betrachten. Sie haben seit acht Tagen genug Prüfungen erduldet und Gott wird Ihnen nicht länger den Lohn für Ihre Kämpfe und Siege vorenthalten. Dieser Lohn soll Ihnen werden. Gehen Sie, mein Bruder, beten Sie und hoffen Sie für die, welche Ihnen theuer sind.«

Felician kehrte nach seinem Dorfe zurück, und am folgenden- Tage hielt er zum ersten Male den Gottesdienst in seiner Kirche.

Acht Tage darauf war Blanka's Besserung so weit fortgeschritten, daß sie, obgleich sie noch sehr schwach und angegriffen war, doch eine Messe ihres Bruders anhören und einige Kraft aus dem Gebet in der Kirche schöpfen konnte.

Endlich wurden die Assisen eröffnet.

Blanka wollte denselben durchaus beiwohnen und begab sich daher, trotz ihrer Schwäche in Begleitung Felicians und ihrer Mutter nach Niort.

Die Zuschauer drängten sich nicht weniger zu diesen Gerichtssitzungen, als damals in Nimes während des Prozesses Jean Raynals.

Aber Jedermann schenkte Robert eine herzliche Theilnahme, und aus allen Theilen des Saales lächelte man ihm freundlich zu.

Blanka erwartete mit stiller Resignation den Beginn der Verhandlung, und war fest entschlossen, ihr vergangenes Leben öffentlich zu bekennen, wenn es zur Freisprechung Roberts erforderlich war.

Robert war ruhig und gefaßt.

Er hatte Blanka von allem Anfange bemerkt, aber seine Achtung und Liebe verbot ihm, sie mit einem freundlichen Blicke zu begrüßen, bevor die menschliche Gerechtigkeit ihn entweder freigesprochen oder verurtheilt hatte.

Die Sitzung wurde eröffnet.

Zuerst wurde die Anklage vorgelesen. Sie war noch Roberts eigener Aussage abgefaßt, da er der einzige Thäter und der einzige Zeuge des Mordes gewesen war. Robert wendete daher auch durchaus nichts dagegen ein.

In dem Augenblicke, als der Präsident das Verhör des Angeklagten beginnen wollte erhob sich der Staatsanwalt und sprach Folgendes:

»Meine Herren!

»Vor acht Jahren war das Tribunal der Stadt Nimes versammelt wie gegenwärtig das hiesige. Auf der Anklagebank saß ein junger Mann, den man beschuldigte, seinen Oheim und dessen Haushälterin ermordet zu haben.

»Dieser junge Mann war unschuldig, aber die Beweise gegen ihn waren überführend.

»Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

»Der wahre Thäter wohnte den Verhandlungen bei und sah die Hinrichtung mit an.

»Dies nichtswürdige Bösewicht dieser Die, dieser zweifache Mörder ist es, den Robert vor drei Wochen in dem Augenblicke umgebracht hat, als er mit dem Plane umging, ein junges Mädchen zu entehren und einen frommen Mann zu ermorden

»Ich, der Staatsanwalt und öffentliche Anklage, stehe von der Anklage ab und trage auf die Freisprechung des Angeklagten Robert an.«

Diese Worte des Staatsanwalts wurden mit einstimmigem Beifall und Freudenrufen aufgenommen.

Alle Anwesenden theilten seine Ansicht, denn Jedermann hatte in den Zeitungen die Geschichte der Verbrechen Valery's gelesen.

Blanka weinte Thränen der Dankbarkeit und hätte die Hand des Staatsanwaltes küssen mögen, der so ganz nach dem Wunsche ihres Herzens gesprochen hatte.

Von unschlüssigem Bedenken konnte nicht mehr die Rede sein.

Die Geschworenen standen auf und zogen sich in ihr Beratungszimmer zurück.

Nach fünf Minuten traten sie wieder ein und ihr einstimmiger Ausspruch lautete auf völlige Freisprechung.

Robert sprang von seinem Sitze auf, eilte auf den Staatsanwalt zu und umarmte ihn weinend.

Blanka und Felician weinten ebenfalls und hielten ihre Hände in einander verschlungen.

Unter den Glückwünschen« Händedrücken und Freudenbezeugungen aller seiner Freunde trat Robert zu ihnen und bedeckte die Hand des Bruders der Schwester und der Mutter mit heißen Küssen.

Um ihre Gefühle nicht den Augen aller Zuschauer Preis zu geben, gingen sie hinauf in den Zeugensaal der seht leer war, und verschlossen die Thür hinter sich

Hier sagte Blanka mit schwacher Stimme zu Robert:

»Was wollen Sie nun thun, lieber Freund?«

»Ich will diese Gegend verlassen, Blanka.«

»Vor einem Monate, als mein Bruder noch von nichts wußte,« fuhr sie fort, »bot er Ihnen meine Hand an und Sie nahmen sie an, obgleich Ihnen schon Alles bekannt war.«

»Ja. Aber was wollen Sie damit sagen, Blanka?« rief der junge Mann« erschreckend über eine freudige Ahnung, wie ein Anderer über einen Schmerz erschrocken sein würde.

»Jetzt da mein Bruder Alles erfahren hat, wird er Ihnen meine Hand nicht mehr anbieten; aber wenn ich nun selbst sie Ihnen antrüge, würden Sie sie noch annehmen?«

»Sie können noch fragen, Blanka?«

»Nun wohl, Robert, nehmen Sie sie, ich bin die Ihrige.«

»Sie opfern sich für mich auf, Blanka! O, wie edel und gut sind Sie!«

»Ich opfere mich nicht auf, lieber Friends ich liebte Sie schon, als ich Ihre Hand ablehnte, und ich liebe Sie noch.«

»Dann werden Sie uns wohl bald verbinden, mein Bruder, nicht Wahr?«

»Höre mich an, Robert,« sagte Felician, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff; »Du bist freigesprochen worden und dies war nicht mehr als gerecht. Die Menschen haben gethan, was sie thun mußten; aber Du hast auch gegen Gott eine Pflicht zu erfüllen. Was ich Dir jetzt sage, konnte und wollte ich Dir nicht früher mittheilen, weil Du frei sein mußtest, um das zu thun, was ich von Dir verlangen will. Du hast einen Menschen umgebracht, Robert. So rein auch die Beweggründe dieser That sein mögen, so bleibt sie immer ein Verbrechen, denn in den Augen der Religion ist es ein Verbrechen, das Werk Gottes zu zerstören. Jedes Verbrechen aber bedarf der Sühne. Du mußt uns wieder verlassen, wie Du Dir vorgenommen hattest, und nach einem Jahre kehrst Du zu uns zurück; dann soll Blanka Deine Gattin werden. Während dieses Jahres wirst Du die Kraft, deren Du Dich zu einem Werke der Zerstörung bedient hast, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zum Nutzen Deiner Nebenmenschen anwenden und sie auf diese Weise heiligen.«

»Ihr Verlangen ist recht und billig, mein Bruder.« antwortete Robert. »Noch diesen Abend will ich abreisen; aber in Einem Jahre, an dem nämlichen Tage und zu der nämlichen Stunde kehre ich zurück, Gott müßte mich denn während dieser Zeit von der Erde abrufen.«

»Felician hat Recht, sagte Blanka erröthend; »ein Jahr ist nicht zu viel damit Sie Vergessen, was ich nie vergessen werde.«

Am Abend trat Robert seine Reise an und schlug den ersten besten Weg ein, da es ihm ganz gleichgültig war, wohin er ging. Zuvor aber begab er sich noch einmal in seine Wohnung, die er seit langer Zeit nicht betreten hatte, und hier fand er den Brief, den Blanka aus Niort an ihn geschrieben hatte und in welchem sie ihm die Ursache ihres unvermeidlichen Falles auseinandersetzte. Robert konnte diesen Brief zu keiner gelegeneren Zeit erhalten.

Nach Verlauf eines Jahres, genau an dem nämlichen Tage, kehrte Robert auf demselben Wege nach Moncontour zurück, auf dem wir Felician nach seiner langen Reise von Nantes aus der Heimath haben zuschreiten sehen.«

Vier Personen. erwarteten ihn am Gartenthore: Madame Pascal, Felician, Blanka und Susanne.

Diesmal verbarg sich kein Schmerz hinter der Freude des Wiedersehens. Blanka und Susanne flogen in die Arme des jungen Mannes, und Letztere fragte ihn:

»Wirst Du nun endlich bei uns bleiben, Robert?«

»Ja, mein Kind, Dein Bruder verläßt uns nicht wieder,« antwortete ihr Felician.

»Ich danke Ihnen nochmals für den Rath, den Sie mir gegeben haben, mein Bruder,« sagte Robert, indem er Felician herzlich umarmte, während des verflossenen Jahres habe ich drei Personen gerettet, welche unfehlbar um's Leben gekommen wären, wenn sie meines Beistandes hätten entbehren müssen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ertheilte Felician seiner Schwester und Robert den priesterlichen Segen und predigte an diesem Tage über die Worte Jesu Christi, die er zu der Ehebrecherin sprach:

»Welcher unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.«

- E n d e -